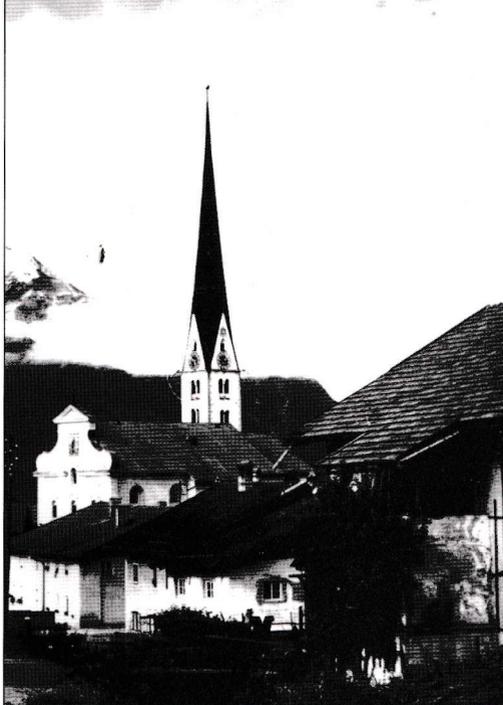


**Annemarie
Schweighofer**



AXAMER

DORFLEUT'

**Geschlechter – Generationen – Schichten:
eine regionale Gesellschaftsgeschichte
im 20. Jahrhundert**

STUDIENVerlag

**Geschichte
Ökonomie**

Welche herrschaftlichen Zusammenschlüsse, Verbindungen, Vernetzungen oder Beziehungen haben das Leben von Menschen in Tirol in der Neuzeit beeinflusst und geprägt? Mit welchen Herrschaften hatten insbesondere bäuerliche Menschen in den Dörfern zu tun?

Herrschaftspolitisches Kalkulieren und Handeln schuf Rahmenbedingungen für menschliche Existenzweisen, für die "Kulturen der lokal überschaubaren Existenzsicherung". Es beeinflusste und veränderte Lebensformen.

Durchaus nicht "konkurrenzlos", entstand die Herrschaftsform einer Verbindung von monarchischem Staat/Landesfürstentum-Kirche-besitzenden Bauern. Sie wurde im Zusammenhang mit den Kriegen gegen die bayrische und französische Herrschaft im 18. und an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als spezifisches Tiroler Ideal festgeschrieben. Diese Sichtweise überdauerte in der politischen Richtung des Konservatismus bis ins erste Drittel des 20. Jahrhunderts hinein, obwohl der ehemalige Koalitionspartner, der Habsburgerstaat seine Politik änderte. Bis heute prägt sie ein Image Tirols als konservatives Bauernland (vgl. auch Tschugg 1995). Was sich im 19. Jahrhundert in Tirol als Konservatismus herausbildete, als herrschende Sichtweise und Machtkonstellation, bewahrte gegen den Wiener Liberalismus herrschaftlich überformte Tiroler Traditionen.

Im folgenden werden einige Momente von "Tiroler Geschichte" aufgegriffen, um eine historische Perspektive zur Interpretation der Lebenserfahrungen von Menschen in Axams im 20. Jahrhundert zu gewinnen.

Dazu wird bestehende Literatur und Theorie, werden vorhandene Fallstudien herangezogen und in Zusammenhang gebracht.

1. Besitzbauern erhalten Herrschaftsbeteiligung

Im Zusammenhang der Landesausstellung 1995 (in Stift Stams und Schloß Tirol) wurde Meinhard II. als der "Schöpfer Tirols" bezeichnet. Das macht deutlich, daß es "Tirol" nicht immer schon gab. Es weist darauf hin, daß das Verständnis von Landschaften, Tälern, Bergen, Gewässern und den dort lebenden Menschen als einer Einheit "Tirol" eine Folge herrschaftspolitischer Verbindungs- und Vernetzungsarbeit war - eine Folge der Monopolisierung und Vernetzung von Rechten, Besitzungen und Austauschströmen.

Quellen, die aus dem Mittelalter stammen, lassen darauf schließen, daß es im Gebiet des späteren Europa in dieser Zeit eine Vielzahl sich überschneidender, ineinandergreifender und konkurrierender herrschaftlicher Formen gab, was auch im späteren Tirol der Fall war (Beimrohr 1994, S. 27). Als herrschaftspolitisch und ökonomisch Handelnde treten in den Quellen Adelige (Familien, die zunächst einer Kriegerschicht angehörten) und Geistliche (Menschen in den oberen Rängen der Hierarchie der sich konstituierenden katholischen Kirche) auf. Sie formten ihre Ökonomien/Existenzgrundlagen in erster Linie aus bäuerlichen Haushalten; aus Gesellschaften, die aus bäuerlichen Haushalten bestanden (Dörfern, Weilern).

Die Menschen, Familien, Verwandtschaften, die in die Ökonomie/Existenzsicherung der Herrschaften eingebunden wurden, gestalteten ihr gesellschaftliches Zusammenleben ebenfalls politisch. Einerseits ist diese Politik aber schwieriger aus den (meist herrschaftlicherseits geschaffenen) Quellen zu erschließen. Andererseits bildete das Vorurteil, daß Politik (die ja von der traditionellen Geschichtswissenschaft mit Geschichte gleichgesetzt wurde) ein Monopol der "herrschenden Schichten" sei, lange Zeit eine Voraussetzung der Geschichtswissenschaft, was das Vorstellungsvermögen bei der Interpretation der vorhandenen Quellen erheblich einschränkte.

Die Herrschaft gesellschaftlicher Schichten (Adeliger, Geistlicher, bestimmter Familien) und der Alltag der "einfachen" Menschen sind in vielfacher Weise und unentwirrbar miteinander verbunden: die "einfachen" Menschen und die sogenannten Oberschichten als einander gegenüberstehende monolithische Blöcke zu sehen, hilft kaum zu verstehen, wie Herrschaft funktioniert. Dennoch sind Menschen, die (überregionale) herrschaftliche Verbindungen herstellen, von solchen unterschieden, die darin eingeschlossen werden. Verschieden sind sie dadurch, daß sie wegen ihrer Herkunft, ihres Geschlechts, ihrer Position in der Familie, auch wegen persönlicher Fähigkeiten, Entscheidungen und "Mängel" verschiedene Möglichkeiten, Begrenzungen und Ansprüche im "herrschaftlichen Gefüge" erwarten. Je nachdem, ob Menschen mehr darauf orientiert waren, weiträumige herrschaftliche Verbindungen herzustellen, oder aber ob sie mehr darauf orientiert waren, ihre Existenz in unmittelbaren Beziehungsgeflechten zu sichern, dachten und verhielten sie sich auch unterschiedlich in Bezug auf ein eventuelles Streben nach Macht und Besitz. Dies hängt damit zusammen, daß es verschiedene Lebensauffassungen innerhalb einer Gesellschaft gab und gibt, denen entsprechend Menschen sich verhalten. Ich verweise diesbezüglich auf die Forschungen von Carolyn Merchant (Merchant 1987) und Hartmut Böhme (Böhme 1988), die darlegen, daß etwa aus antiken und aus frühneuzeitlichen Quellen ein Bemühen um eine Einstellung erkennbar ist, die es Menschen psychisch ermöglichte, die vormals als Mutter Erde verstandene Natur auszubeuten und zu verletzen. Gerade im Hinblick darauf, wie Menschen ihren Zusammenhang mit Natur verstanden, gab es unterschiedliche Auffassungen und Lebensweisen.

Diejenigen, die sich Natur als Ressource für ihre politischen Projekte zur Verfügung stellten, versetzten sich tendenziell in die oberen Ränge der sich konstituierenden gesellschaftlichen Hierarchie. Sie folgten einem neuen Code im Versuch, in eine "Geist-Position" (in eine Position, von der aus "Materie/Natur" geformt und ausgebeutet werden kann) zu gelangen. Mit "Natur" wurde das gleichgesetzt, was unterworfen werden sollte.

Landesfürstentum und Bauern

Verschiedene Werke zur Geschichte Tirols bzw. Österreichs (z.B. Riedmann 1982; Zöllner/Schüssel 1982; auch Katalog zur Tiroler Landesausstellung: Eines Fürsten Traum 1995) beschreiben, daß die entsprechenden Gebiete und Menschen, die im Früh- und Hochmittelalter, soweit dies aus den nur spärlich vorhandenen Quellen zu erschließen ist, vornehmlich von kirchlichen und gräflich-weltlichen Herrschaften (als königliche Vasallen) verwaltet wurden. Die Grafen von Andechs, Eppan und Tirol setzten sich im 12./13. Jahrhundert gegen konkurrierende Adelsfamilien durch. Kriegerische Auseinandersetzungen und Heirats-

politik spielten dabei wesentliche Rollen. Die Görzer, aus deren Familie Meinhard II. stammte, profitierten schließlich von der "Einigungsarbeit" (d.h. von der erfolgreichen Politik der Akkumulation von lehens/herrschaftlichen Titeln) der Grafen von Tirol, als Graf Albrecht von Tirol 1253 ohne männlichen Erben starb, nachdem Meinhard I. von Tirol (bzw. III. von Görz) eine Tochter jenes Albrecht geheiratet hatte. Unter Meinhard II., dem Sohn Meinhards I. (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts), der von den Habsburgern auch mit Kärnten belehnt wurde, kristallisierte sich das heraus, was Tirol wurde, d.h., es kristallisierte sich eine landesfürstliche Herrschaft über das entsprechende Gebiet heraus. Die landesfürstliche Politik lief darauf hinaus, dieses Gebiet mit einem Netz von Besitzungen/Verfügungsberechtigungen des Landesfürsten zu überziehen und es einer einheitlichen Verwaltungsweise zu unterstellen. Sie lief auf die Kodifizierung eines einheitlichen Landesrechts hinaus.

Meinhard II. verfügte über Beziehungen zu italienischen Bankhäusern, was ihm Kenntnisse in moderner Finanzpolitik und modernem Kreditwesen erschloß. Er gehörte also, anders gesagt, zu denjenigen Zeitgenossen, die Einblick in die "fortgeschrittensten" Technologien des Finanzwesens (zur Herstellung von ungleichen Austauschströmen; der Verschuldungspolitik) hatten; er gehörte zu einer Gruppe von Menschen/Männern, die einem gemeinsamen Code im Austausch und der Verbindung von Besitz/Geld, im Zusammenhang mit Produktion und Handel folgten.

Dieser Code war sozusagen die "unsichtbare Macht", die Politik und Ökonomie organisierte und damit die Existenzweisen von vielen Menschen mitbestimmte, die den Code nicht durchschauen konnten (oder die, wenn sie ihn durchschauten, aufgrund ihrer gesellschaftlichen Herkunft nicht in der Lage waren, diese Kenntnis für sich einzusetzen).

Meinhard II. vereinheitlichte das Zollsystem und setzte eine gewinnbringende Münzprägung in Gang, er richtete Pfandleihhäuser ein und verfügte über die Haller Saline, die seit ihrem Beginn in landesfürstlichem Besitz stand (Salzeinführen waren verboten). Außerdem schmälerte er herrschaftliche Befugnisse der Grundherrschaften, etwa im Bereich der Rechtsprechung, über die bäuerliche Bevölkerung.¹ Dies fügte sich in seine Strategie, durch eine politische Stärkung der bäuerlichen Bevölkerung gegenüber der Grundherrschaft, bzw. ein Übergehen herrschaftlicher Befugnisse über diese Bevölkerung in seinen Bereich, die Bauern als Koalitionspartner gegen die Grundherrschaften zu gewinnen.

Die Verbindung von Landesfürsten und Bauern ist für diesen Abschnitt dieser Arbeit von großem Interesse, insbesondere die Frage, welche Menschen aus dem Kreis der bäuerlichen Bevölkerung durch diese machtpolitische Entscheidung/Strategie des sich herauskristallisierenden Landesfürsten bevorzugt wurden. Daran knüpft sich die Frage, welche Konsequenzen dies für die bäuerliche Bevölkerung, für Machtverhältnisse, Geschlechterverhältnisse und gesellschaftliche Hierarchien innerhalb dieser Bevölkerungsgruppe, hatte.

Die Bauern in "Tirol" waren den Forderungen und der Sanktionsgewalt von Herrschaften außerhalb ihres unmittelbaren gesellschaftlichen Umkreises unterworfen. Von einem Staat im "modernen" Verständnis wird aber erst ab der Regentschaft Meinhards II. vorsichtig gesprochen.

¹Wilfried Beirmrohr bringt die Entstehung der territorialen Gerichte mit Herrschaftszentralisierungs- und -ausweitungsprozessen des 13. Jahrhunderts in Verbindung. "Dieser erfolgreiche Trend, personale Machtmittel territorial zu bündeln und einzusetzen, ist im 13. Jahrhundert allorten spürbar und hat zum Entstehen territorialer Gerichte geführt." (Beirmrohr 1994, S. 36)

Im Zusammenhang mit der Herrschaftsmonopolisierung von Görzern und Habsburgern formte sich in Tirol eine Verbindung von Landesfürst bzw. Habsburgerstaat-Kirche-Besitzbauern. In der Zeit der Regentschaft Meinhards II. fielen in dieser Hinsicht grundlegende Entscheidungen.

Wie angedeutet, bestand herrschaftliche Gewalt im Mittelalter kaum in der Durchdringung eines geschlossenen Territoriums durch eine bestimmte "Macht", wie dies etwa die Nationalstaaten der Neuzeit versuchten, oder wie "Staat" auch gegenwärtig meist verstanden wird. Diese (wenigstens versuchte) "totale Durchdringung" bahnte sich vielmehr in den Konkurrenzkämpfen der adeligen Familien des europäischen Mittelalters an.

Die wirtschaftliche Hauptbasis Meinhards II. bildete, trotz seiner Einnahmen aus Zöllen, Steuern, Pfandleihhäusern, der Saline in Hall und der Münze in Meran, seine Verfügung über Bauern, Grund und Boden. Durch sein Erbe und durch Neuerwerbungen hatte er bäuerliche Besitzungen im gesamten Gebiet, über das sich sein Herrschaftsanspruch erstreckte. Zur Einhebung und Verwaltung der bäuerlichen Abgaben richtete er Urbarämter ein. Die Abgaben waren in Form von Naturalien und von Geld zu entrichten. Er förderte, wie andere Grundherren, Rodungen und Neuansiedlungen, sowie die Einrichtung von Schwaighöfen (hochgelegenen Viehhöfen, deren Bewohner insbesondere Käse produzierten und abzugeben hatten). Die bäuerlichen Abgaben waren die wirtschaftliche Basis für die Politik Meinhards II.

Die Bauern waren aber auch als "Verbündete" Teil seiner Machtbasis. Dies kam daher, daß Meinhard II. den Bauern als Lehensherr bessere Bedingungen bot, als andere Herrschaften dies taten. Die Abgaben, die sie zu leisten hatten, waren etwas niedriger, im Fall von Naturkatastrophen gab es Abgabennachlässe, neuangelegte Güter blieben für die ersten Jahre abgabefrei. Außerdem förderte er die Leihform der freien Erbleihe, die die Weitergabe des Hofes unter den Generationen einer Familie ermöglichte (im Gegensatz zur Belehnungsform des Freistifts, die es dem Grundherrn vorbehielt, den belehnten Bauern die Höfe nach einem Jahr wieder wegzunehmen). Umstrukturierungen im Bereich der Gerichtsbarkeit entzogen den diversen Grundherren richterliche Befugnisse über "ihre" Bauern.

Die Menschen waren Gerichtsuntertanen. Die Gerichtsbarkeit wurde von den Lehensherren und später zunehmend von den vom Landesherrn eingesetzten Richtern ausgeübt. Die sogenannte hohe Gerichtsbarkeit lag bei den landesherrlichen Gerichten. Niedere Gerichtsbarkeit blieb zum Teil noch bei einzelnen Lehensherren. Landgerichte und Landrichter sind für Tirol schon seit dem 12. Jahrhundert erwähnt. Die Gerichte im 16./17. Jahrhundert waren im Alltag der Menschen sehr präsent: es war verboten, Konflikte, die öffentlich geworden waren, durch einen gerichtlich unvermittelten Ausgleich unter den Beteiligten zu regeln. Man mußte diese Konflikte vor den Richter bringen, der daraus auch seinen Lebensunterhalt bestritt.

Die Erben Meinhards II. setzten seine Politik weniger erfolgreich fort und verloren Teile der angeeigneten Gewaltbereiche. Das Landesfürstentum blieb jedoch im wesentlichen bestehen.

Vor und um 1350 trafen Naturkatastrophen und die Pest die Haushalte und die Ökonomie (menschliche Arbeit, Land, gesellschaftliche Geflechte der Menschen), die von Meinhard II. im Sinne seines Machtausbaus erfolgreich organisiert und eingesetzt worden war. Heuschrecken fraßen ganze Landstrecken kahl. Ein Erdbeben hatte große Schäden zur Folge. Sehr viele Menschen starben an der Beulenpest.

Die landesfürstliche Oberhoheit der Görzer endete mit einer Frau, Margarete Maultasch, die nach dem Tod von Mann und Sohn (1361 und 1363) das Land formell den Habsburgern übergab. Habsburger und Görzer waren durch Heirat miteinander verwandt.²

Rudolf IV. von Habsburg hatte sich schnell mit den Adligen, den städtischen Bürgern und den Bischöfen in Tirol arrangiert und kam nach dem Tod des Sohnes von Margarete persönlich nach Tirol, um den Titel des Landesfürsten von ihr zu übernehmen.

Im folgenden bemühten sich die Habsburger, ihre Herrschaft/Verfügung über Land und Menschen Tirols gegen die bayrischen Wittelsbacher zu sichern und ihre Herrschaftsansprüche in der Eidgenossenschaft aufrechtzuerhalten. An den dazu geführten Kriegen beteiligten sich Tiroler Bauern, was bedeutet, daß sie die Machtpolitik der Habsburger durch militärische Hilfe unterstützten.

1396 wurde erstmals ein österreichischer Landtag einberufen und zwar angesichts der "Türkengefahr". Eine Gruppe von Männern verschiedener gesellschaftlicher Gruppen wurde im Zuge dessen in politische Entscheidungsfindung einbezogen. Aus den Landtagen resultierte ein dauerndes Mitbestimmungsrecht der Stände, die aus Prälaten, Herren, Rittern, Städten und Märkten und in Tirol zusätzlich aus den Bauern (den Sprechern der Täler und Gerichte) bestanden, ein Mitbestimmungsrecht, das de facto allerdings hauptsächlich die Adligen in Anspruch nehmen konnten.

Die Besonderheit, daß in Tirol auch Bauernvertreter in den Landtag einbezogen waren, ergab sich aus der erwähnten militärischen Unterstützung der Habsburger gegen konkurrierende Adelshäuser, mit denen sich die Habsburger um die ökonomische und politische Oberhoheit über Gebiete stritten.³

Ab 1379 regierte in Tirol eine eigene Linie der Habsburger, die sogenannten Leopoldiner.

1418, nach harten Konkurrenzkriegen, dem Verlust des habsburgischen Stammgebietes in der jetzigen Schweiz und Erfolgen gegen die adelige Konkurrenz mit Hilfe der Bauern und Städte, wurde ein Ausgleich mit der adeligen Konkurrenz abgeschlossen.

"Den Bauern" brachte ihre Verbindung mit den Habsburgern ein gewisses Maß an Selbstverwaltung in den sich herausbildenden Gemeinden, ihre Vertretung im Landtag, sowie die Möglichkeit, die Höfe, mit denen sie belehnt waren, in ihren Familien weiterzuerben und damit eine Grundlage zur Sicherung ihrer Existenz über Generationen.

Um 1500 waren die Habsburger mit Maximilian in die Zeit ihrer Großmachtpolitik eingetreten.⁴

Für die Überlegungen, die in diesen Abschnitten angestellt werden, ist festzuhalten, daß die Strategie, Tiroler Bauern gewisse Vorteile zu gewähren, für die Habsburger, wie zuvor für Meinhard II., im Sinne ihrer Herrschaftspolitik nach der gewaltsamen Vernichtung der reformatorischen/herrschaftskritischen Wiedertäuferbewegung aufging.

²Verwandschaft durch Geburt oder Heirat funktionierte im Verständnishorizont des europäischen Adels als Grundlage für die Herstellung von Beziehungsgeflechten, die u.a. der Absicherung und Erweiterung von Machtbereichen und -befugnissen dienten. Verwandschaft (bzw. ein regional und zeitlich bestimmtes Verständnis von Verwandschaft) legitimierte Herrschaftsansprüche. Um die Ansprüche des "Hauses" zu sichern, traten verwandschaftliche Solidaritäten oft vor die Solidarität von Männern/die Solidarität von politikmachenden Gruppen von Männern. Weibliche Herrscherinnen und Lehensherrinnen (v.a. Töchter oder Witwen von herrschenden, besitzenden Männern) sicherten den Verbleib von Besitz und Machtansprüchen in einer Familie.

³Für Tirol finden sich in den Quellen Hinweise auf die Einberufung der Landstände bis in die Zeit um 1300. Von den Gerichten wurden jeweils ein bis drei Bauern als Boten entsandt (Stolz 1949, S. 334).

⁴Darauf komme ich weiter unten im Zusammenhang mit dem Einbezug des Gebietes Tirol in die überregionalen ökonomischen Verbindungen dieser Zeit zurück.

Belehnungspraxen und Erbformen: die Durchsetzung männlicher "Haushaltsvorstände"

Wer waren die Tiroler Bauern, die von der herrschaftlichen Politik bestimmter adeliger Familien profitierten und diese Familien im Gegenzug, etwa militärisch, unterstützten?

Es wurde bereits angesprochen, daß Meinhard II. Bauern, deren Lehensherr er war, die im Vergleich zum Freistift günstige Verleihform der Erbleihe zugestand. Das bedeutete, daß es diesen Bauern nicht nur erspart blieb, Jahr für Jahr um ihre Wiederbelehnung zu zittern, wie das beim Freistift der Fall war. Sie konnten die Höfe in ihrer Familie weitervererben.

Der erste habsburgische Landesfürst, der speziell Tirol regierte, Leopold IV., legte 1404 in einem Gesetz die Rechtsverhältnisse zwischen Grundherren und Bauern fest. Darin förderte er ebenfalls die Verleihform der Erbleihe, als eine Voraussetzung für die Entstehung des "selbstbewußten Tiroler Bauernstandes" (Riedmann 1982, S. 67).

Im einleitenden theoretisch-historischen Kapitel zum Tiroler Erbhöfebuch findet sich die Bemerkung, daß im Hochmittelalter ein Hof gemeinschaftliches Eigentum der Familie war, daß der Tod einer Person daher keine Veränderung am Gemeinschaftseigentum mit sich brachte (sofern er als Erb-leihe in der Familie weitervererbt werden konnte) (Hölzl/Schermer 1986, S. 11). Individuelles Eigentum einer Person als Rechtsform gewinnt in der Überlieferung erst seit dem 13. Jahrhundert an Bedeutung.⁵ In der Tiroler Praxis kristallisierte sich die Gewohnheit heraus, Haus und Hof an den ältesten/an einen Sohn weiterzuerben.⁶ Seit dem 16. Jahrhundert wurde Recht nach römischem Vorbild von den Herrschaften forciert, also die Unterstellung von (vorher teilweise kommunalem) Land, Gewässern, Wäldern unter einzelne Besitzer und die Aufteilung von Besitz an mehrere Erben (im allgemeinen an die Kinder des Verstorbenen). Insbesondere die Tiroler Landesordnungen von 1526, 1532 und besonders von 1573 verstärkten Römisches Recht gegenüber dem Wohnheitsrecht.

1786 unternahm der aufgeklärte Habsburgerherrscher Josef II. eine Vereinheitlichung des Erbgesetzes für die Österreichischen Erbländer im Sinne der Erbteilung. Im Jahr darauf wurde ein bäuerliches Sondererbrecht erlassen, das die Anerbensitte gesetzlich verankerte. Entgegen allen obrigkeitlichen Bemühungen folgten die Bauern in Tirol, abgesehen vom Gebiet des oberen Inntals, im wesentlichen der Gewohnheit, den Hof an einen Erben weiterzugeben mittels Übergabe bei Lebzeiten oder Testament.

Obwohl die Erbpraxis durch die Jahrhunderte aus einer Vielzahl an Variationen bestand, je nach den bestehenden Möglichkeiten, blieb das Erbe des einen (in zunehmendem Maße des ältesten) Sohnes Ideal bzw. Norm.

Josef II. entschied sich, wie erwähnt, in seiner Erbrechtspolitik in Bezug auf die Bauern für die "Erhaltung eines wirtschaftsfähigen Bauernstandes." (Hölzl/Schermer 1986, S. 13/14).

In der liberalen Wirtschaftspolitik des 19. Jahrhunderts hingegen ging es um eine Mobilisierung des Besitzes von Grund und Boden. Die Beseitigung der Grundherrschaft 1848 bedeu-

⁵Eric Wolf stellt fest, daß die Lehensherren die Vererbung der Lehen an Einzelne (aus dem Familienverband) gegen die Wünsche der Bauern durchgesetzt hätten (Wolf 1966, S. 76).

⁶Daß als Erben prinzipiell männliche Familienangehörige bei der rechtlichen Festlegung von Erbsitten im ausgehenden Mittelalter vorgesehen waren, zeigt auch die von 1518 stammende "Lehengnade". Es wurde bestimmt, daß weibliche Erben eingesetzt werden konnten, falls keine männlichen vorhanden waren, daß diese aber nur ein Viertel ihres Erbes "gratis" antreten konnten. Für die restlichen drei Viertel hatten sie Entgelt zu leisten.

Otto Stolz bemerkt übrigens, daß es seit dem 16. Jahrhundert auch oft der jüngste Sohn der Familie war, der als Erbe eingesetzt wurde (Stolz 1949, S. 437).

tete für viele Bauern den Beginn der Hofverschuldung, da der Hof von der Grundherrschaft zumindest teilweise abgekauft werden mußte. Auch kam es vor, daß Weichete (Geschwister, die nicht erben, und die daher vom Hof weichen mußten) auf ihre gesetzlich zustehenden Erbteile bestanden.

Die (ältesten, "legitimen") Söhne als Erben des bäuerlichen Besitzes wurden von den Gesetzgebern in Tirol bis zum heutigen Tag bestätigt. Als Grund dafür wurde immer wieder die Erhaltung wirtschaftsfähiger Hofeinheiten angegeben. Das geschah im "Reichsanerbengesetz" von 1889 und im Tiroler Höfegesetz von 1900.

Aus dem Jahr 1931 stammt das Tiroler Erbhofgesetz, das vorsieht, den Erhalt eines Hofes über 200 Jahre in einer (patrilinial bestimmten) Familie mit einem Diplom zu belohnen. In einer Neufassung dieses Gesetzes von 1957 hatten die gefallenen Söhne des Zweiten Weltkriegs die Einstellung der Gesetzgeber im Hinblick auf die Regelung, daß es unbedingt nur die männliche Linie der Familie sein durfte, die für die 200 Jahre angerechnet werden konnte, verändert (Hölzl/Schermer 1986, S. 24).

In der Erbpolitik der frühen Landesfürsten in Bezug auf die Bauern, in der Begünstigung der Erbleiheform und des individuellen Erbes, liegt die spezifische Form des bäuerlichen Patriarchats in Tirol begründet. Der individuelle Besitztitel eines Mannes über einen Hof machte Geschwister/Weichete, Ehefrauen und Kinder per Gesetz zu Abhängigen.

Die Landesfürsten begünstigten als Koalitionspartner für ihre Herrschaftspolitik nicht die gesamte bäuerliche Bevölkerung. Sie begünstigten eine Gruppe von Männern, Söhne (die ältesten, "legitimen" wie sich im Lauf der Zeit herauskristallisierte) von besitzenden Bauern, als Erben. Das Erbe, über das diese ältesten Söhne verfügen konnten, um die Mittel und Macht für Gemeindepolitik und auch einen gewissen Einfluß auf die Landespolitik zu haben, waren die Höfe, mit Haus und Land, mit Ehefrauen, Kindern und Dienstboten (oft Geschwister). Durch das verwandtschaftliche, nachbarschaftliche, dörfliche Geflecht der Beziehungen dieser Menschen, des gegenseitigen Austausches, wurde die Existenz bestritten.

Die begünstigten Söhne unterstützten herrschaftliche Politik, militärische Politik, verbanden sich mit herrschender Ökonomie, um ihre gesellschaftliche Position zu sichern.

Die besitzenden Bauern hatten ein gewisses Maß an politisch/ökonomischer Selbstbestimmung in der Gemeinde. In der Gemeinde bildeten sie die Schicht der "Gleichen", die aufgrund ihres Besitztitels über das Gemeinsame bestimmen konnten, in das die "weniger Gleichen" zwar als Arbeitende einbezogen wurden, auf dessen Gestaltung die letzteren aber wenig Einfluß hatten.

Die Ideologie vom freien, stolzen Tiroler Bauerntum in seiner Tiroler Heimat, das das "Erbe der Väter" wahrt und verteidigt, suggeriert, daß die gesamte Tiroler bäuerliche Bevölkerung frei und stolz wäre. Sie setzte die "Freiheit" als einen Wert an sich, der alle dazu veranlassen sollte, ihren Kopf für die habsburgische Machtpolitik hinzuhalten, ob sie nun de facto etwas von dieser Freiheit hatten oder nicht.

Frauen waren gezwungen, Haus und Hof zu versorgen, während die Männer im Krieg waren.

Frauen als Hoferinnen sind bis zum heutigen Tag die Ausnahme. Sie erben, falls kein männlicher Erbe vorhanden ist, oder der Sohn den Hof nicht will. Frauen mit Besitz in Zusammenhang zu bringen, scheint in Tirol immer noch ein regelrechtes Tabuthema zu sein, obwohl Frauen für den Familienbesitz arbeiteten und sich einsetzten (vgl. Anker u.a. 1995; Domoradzki u.a. 1995; Schweighofer 1995).

Die Geschwister der Erben, die Dienstboten kämpften und fielen in den Kriegen genauso wie die Bauern. Sie waren aber aufgrund der Gesetzeslage, der Herrschaftsform gezwungen, abzuwandern oder als DienstbotInnen am Hof zu bleiben und sich mit einem Bruchteil des ihnen zustehenden elterlichen Vermögens zu begnügen (Hölzl/Schermer 1986, S. 12).

Diese Gesellschaftsform mit dem Begriff des "Patriarchats" (im Sinne der Behauptung, der Ursprung wäre der Vater) zu bezeichnen, als Dorfpatriarchat, als bäuerliches Patriarchat, liegt nahe, da die dazugehörige christliche Ideologie den Ursprung des Irdischen und damit auch der Menschen durch einen männlichen Schöpfergott männlich besetzte, und da die dementsprechende irdische Herrschaft dafür sorgte, daß Besitz, Erbe und die Repräsentation der Familien im sogenannten Öffentlichen (über Namen, über politische Akteure) männlich gekennzeichnet waren. Jenen Menschen, die nicht (oder weniger) erben und besaßen, wurde ideologisch nahe gelegt, ihre Untergebenheit zu akzeptieren. Kinder, Frauen, DienstbotInnen wurden dafür erzogen und diszipliniert. Einen großen Teil der Ideologie und der ihr entsprechenden Erziehungs- und Disziplinierungsarbeit leistete die katholische Kirche. Den Menschen wurde eingepflichtet, daß die bestehenden Hierarchien naturgegeben wären, und daß ein gottgefälliges Leben bedeutete, den eigenen Platz in der Hierarchie zu akzeptieren. Das Erbe der ältesten Söhne und deren damit verbundene Verfügungsberechtigung über andere Menschen wurde für viele eine "natürliche Sache".

Diese Art von Patriarchat ist in Tiroler Dörfern bis ins 20. Jahrhundert hinein wirksam und maßgebend. Das wird anhand der empirischen Studie in Axams zu zeigen sein.

Eine "psychologische" Konsequenz der Durchsetzung dieser Gesellschaftsform, die u.a. aus machtpolitischen Entscheidungen und Maßnahmen entstanden ist und die ich hier vorwegnehmen möchte, ist, daß die Verbindung von Menschen, die durch geschwisterliche, familiäre Bande zusammengehören ("die Sippe"), in Frage gestellt wurde. Der eine Erbe bekam das Verfügungsrecht über den Besitz. Er heiratete, gründete eine neue Familie, in deren Rahmen Zugehörigkeitsgefühle entstanden, die der Zusammengehörigkeit mit den Geschwistern und zum Teil auch mit den Eltern übergeordnet wurden bzw. zu dieser in Konkurrenz standen.

Daraus ergaben sich Konfliktfelder, die diese Gesellschaft kennzeichneten (z.B. die Konfliktfelder einheiratende Frau - Schwiegermutter; einheiratende Frau - Geschwister des Mannes; Erbe-Geschwister; Elternteil, der sich mit bestimmtem Kind verbündet-andere Kinder).

Die besitzenden Bauern verfügten über ihre Haushalte als Ressource für ihre Gemeindepolitik und für ihre Anteilnahme an der staatlichen Herrschaftspolitik. Die Landes- bzw. Staatspolitiker verfügten über das Gebiet Tirol als "Gesamthaus", als ökonomische Grundlage ihrer Machtbestrebungen.

Der Gemeinde oblag die Verwaltung der gemeinsam zu nutzenden Ressourcen wie Wald, Flüsse u.ä. und die Organisation und Finanzierung gemeinsamer Aufgaben (Straßenausbau, Schule, gemeinsame Gebäude u.ä.). Das war wenigstens der "offizielle Teil" der Gemeindepolitik. Andererseits diente die Gemeinde aber auch der Wahrung der Interessen derer, die die Gemeindepolitik gestalteten.

Die bäuerliche Bevölkerung wirtschaftete für den Landesherrn (Abgaben, Steuern, Zölle, militärische Hilfe) und für andere kirchliche und adelige Lehensherrschaften (Zehent, Abgaben).

Die Dörfer bestanden jedoch nicht nur aus "zwei Blöcken", den besitzenden Bauern und den Frauen und DienstbotInnen. In der Praxis existierten Höfe sehr unterschiedlicher Größen,

gab es Frauen als Hoferbinnen, Bauern, deren Einfluß auf die dörfliche Politik aufgrund der Größe ihres Hofes, ihrer persönlichen Ambitionen usw. sehr unterschiedlich ausgeprägt war. Die praktische Vielfalt und ihre ideologische Subsumierung unter die Norm wird ebenfalls Thema des empirischen Kapitels sein.

Die Militarisierung der besitzenden Bauern: das "Schützen-Wesen" und der Mythos "Tirol"

Die Landesfürsten verschafften sich zum einen eine ökonomisch/finanzielle Basis für ihre Machtpolitik, indem sie die bäuerliche Bevölkerung ihrer direkten Gewalt unterstellten.

Zum anderen diente das Bündnis der ungleichen "Partner" besitzende Bauern-Landesfürst der militärischen Durchsetzung der Machtansprüche der Görzer und später der Habsburger gegenüber konkurrierenden Häusern.

Eine Ideologie, mit der die Kriege spätestens seit den Auseinandersetzungen mit bayrischen und französischen Soldaten im 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts begründet wurde, war die der Wahrung des "Erbes der Väter", die Verteidigung des "heiligen Landes Tirol", des "Bundes mit Gott", vermittelt durch die Heilige Jungfrau Maria, der "Fürsprecherin und Mutter des Landes".⁷

Was es zu verteidigen gab, waren die Interessen der habsburgischen Regenten in Hinblick auf ihre Großmachtpolitik und die Position der freien, besitzenden Tiroler Bauern, die mit der habsburgischen Politik zusammenhing. Der katholische Glaube erhielt dabei als Ideologie- und Rituallieferant eine spezifische Ausprägung, die Kirche lieferte Symbole und Rituale, etwa in Form des Kreuzes, das im Kampf mitgeführt wurde, in Form von all den Gegenständen, Gebets- und Gesangsformeln, von Kleidung, Bewegungsabläufen, Anordnungen von Menschen in Formationen während der entsprechenden Zeremonien. Eine altbewährte Form, die in Tirol verwendet wurde, um mit Gott in Beziehung zu treten und sich seiner Hilfe zu versichern, war die des Gelöbnisses. In Folge so eines Gelöbnisses im Zuge der Kämpfe von 1809 werden bis zum heutigen Tag in Tirol die Herz Jesu Prozessionen abgehalten. Die Verehrung des "Heiligsten Herzen Jesu" begann gegen Ende des 16. Jahrhunderts und wurde durch missionierende Jesuiten 1720 bis 1780 verbreitet (Erhard 1981, S. 26; Wanger 1992, S. 50/51). Der Herz Jesu Sonntag am zweiten Sonntag nach Pfingsten ist Tiroler Landeshauptfest.

Neben den Bauern waren auch die städtischen Bürger in das militärische Bündnis mit den Landesfürsten integriert, die dafür wiederum Privilegien (etwa die Verleihung von Stadtrechten) und Unterstützung in ihrem Bemühen um ein Loskommen aus Abhängigkeiten von Adligen erhielten.

Im 14./15. Jahrhundert, als die habsburgischen Landesfürsten ihre Regentschaft angetreten hatten, waren die Gerichte (Verwaltungseinheiten der ländlichen Gebiete) und Städte bereits militärisch organisiert.

⁷Für diese Ideologisierung des "Tirolerischen Selbstbewußtseins" weniger herangezogen wurde und wird der Kampf, der 1703 gegen den bayrischen Kurfürsten Max Emanuel mit 9.000 bayrischen und 2.500 französischen Soldaten geführt wurde. Der bayrische Kurfürst betrieb gemeinsam mit den französischen Herrschern eine Politik gegen die Habsburger. Im Zuge dessen kam dieses Heer nach Tirol, wo es plünderte, zerstörte und brandschatzte, bis es von den Tiroler Bauern und einem kaiserlichen Heer zum Rückzug gezwungen werden konnte (Mathis 1975). Es stellt sich die Frage, ob diese Ereignisse deshalb weniger mit dem "Heldentum" der Tiroler verknüpft wurden, weil weniger Legitimationsbedarf bestand, eine geringere Notwendigkeit, Menschen zu beeinflussen, um einen Krieg zu führen.

In ihren Kriegen um Herrschaftsgebiete im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Habsburger regelmäßig von Tiroler Bauern unterstützt (gegen konkurrierende Adelshäuser wie z.B. die Wittelsbacher, gegen die Eidgenossen). Kriegs- und Heiratspolitik bildete eine der Grundlagen für die Habsburgische Großmachtstellung im Verband der sich konstituierenden europäischen Staaten.

In den Kriegen gegen Graubünden (1499) und Bayern (bayrischer Erbfolgekrieg 1504) bestand Wehrdienstpflicht für Haus- und Grundbesitzer (teilweise auch für Bedienstete von Bauern und Bürgern). Für den Krieg gegen Venedig ab 1508 war Tirol die geographische Basis.

Im "Landlibell", einem Landtagsbeschluß von 1511, sowie durch landesfürstliche Verordnungen und in manchen Weistümern der Gerichtsgemeinden wurde festgelegt, daß die "freien Untertanen" dem Landesfürsten für die Kriegführung zu finanzieller Unterstützung wie zur persönlichen Kriegsteilnahme verpflichtet sind (Stolz 1960, S. 66 ff.). Das Landlibell legte fest, daß die Tiroler dazu 5.000 Streitknechte zur Landesverteidigung mit vier Gulden monatlichem Sold zu stellen hatten, was für die Gemeinden und Höfe eine erhebliche finanzielle Belastung bedeutete (Zörner 1988, S. 4). Im Landlibell waren die allgemeine Wehrpflicht in "akuten Fällen", das Tiroler Landesaufgebot zur Verteidigung des Landes innerhalb der Landesgrenzen in Kriegszeiten sowie die Erhaltung eines stehenden Söldnerheeres, das auch in Kriegen außerhalb des Landes eingesetzt wurde (z.B. gegen die Türken oder in Italien) vorgesehen.

Während der Regentschaft von Ferdinand I. (1521 bis 1526) begannen die sogenannten Bauernkriege. Das wird in einem eigenen Abschnitt zu behandeln sein.

In der Wehrverfassung von 1605 bleibt der Landsturm unerwähnt. 1647 wird im Zusammenhang des Anrückens der schwedischen Soldaten Richtung Süden im Dreißigjährigen Krieg wieder darauf zurückgegriffen.

Im Zusammenhang der habsburgischen Großmachtpolitik des 18. Jahrhunderts fiel den militärisch organisierten Tiroler Bauern nun im wesentlichen die Aufgabe zu, zu verhindern, daß Heere der bayrischen Konkurrenten im spanischen Erbfolgekrieg über die Alpen nach Italien gelangen konnten. Darin bestand die strategische Rolle dieses Gebietes. Wie gesagt, waren besitzende Bauern und auch andere Menschen (so werden immer wieder Frauen genannt, die an vorderster Front kämpften) darauf bedacht, dieser Aufgabe nachzukommen.

In der Zeit der Regierung von Kaiserin Maria Theresia wurde staatlicherseits versucht, Tirol in militärischer Hinsicht an das übrige Österreich anzugleichen. Das hieß, daß ein bestimmter Teil der männlichen Bevölkerung zu einem langjährigen Militärdienst ausgehoben werden sollte. Die Tiroler wehrten sich erfolgreich dagegen, denn das spezifische Verständnis von militärischer Organisation und Landesverteidigung war zu sehr mit dem Selbstverständnis der (mächtigeren) Tiroler verknüpft.

Erst 1867, als in Österreich die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, gliederte man das Tiroler Kaiserjägerregiment in die k.k. Armee ein. Tiroler waren vom 21. bis zum 32. Lebensjahr wehrdienstpflichtig. Das bedeutete, zwei bis drei Jahre Truppendienst zu leisten und dann als Reserve an kurzen Waffenübungen teilzunehmen. Im folgenden wurde gesetzlich festgelegt, daß Tiroler und Vorarlberger zur Verteidigung ihrer Länder herangezogen und nur ausnahmsweise an anderen Kriegsschauplätzen eingesetzt werden sollten. Damit war die Integration der vormaligen Tiroler Schützen in die staatliche Armee nicht mehr aufzuhalten. Die Schützen bestehen allerdings immer noch in Vereinsform als selbständige Formation.

2. Kirche und Staat wirken zusammen in der Disziplinierung ihrer "Untertanen"

Der erste Tiroler Landesfürst, Meinhard II., setzte seine Machtansprüche durch eine rigorose Politik gegen alle, die diese Ansprüche in Frage stellten oder mit ihnen konkurrierten, durch. Dazu gehörte auch die katholische Kirche. Dennoch suchte er Verbündete unter den Zugehörigen der Kirche.

Die katholische Kirche kann ebensowenig als einheitlicher Machtblock untersucht werden wie andere Herrschaften. Sie entwickelte ihre Mächtigkeit in beständigen "internen" Auseinandersetzungen und Durchsetzungskämpfen unter Personen und Gruppen, die den Anspruch erhoben, zu bestimmen, was und wer Kirche ist, in der Herstellung von Macht- und Herrschaftsverbindungen.

Meinhard II. gründete das Zisterzienserkloster in Stams. Er bot den Zisterziensern Besitzungen in der Gegend von Stams, die er sich vorher verschafft hatte, und eine großzügige Ausstattung des Klosters im Gegenzug gegen deren Ansiedlung. Den Brixener Bischof veranlaßte er dazu, den Zisterziensern, die nach Stams kommen sollten, die Patronatsrechte über die Pfarrkirche in Silz zu übergeben. Das Kloster war als Grablege der Landesfürsten gedacht. Meinhard II. verschaffte sich so "geistliche" Unterstützung, wenn er auch mit der römischen Kirche und mit Bischöfen im Tiroler Raum ständig in Konflikt kam und dafür von Päpsten wiederholt mit dem Kirchenbann belegt wurde (Städtiroler Landesmuseum Schloß Tirol/Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum 1995, S. 335 ff. und 533).

Dieses Bemühen um eine Klostergründung bei dem gleichzeitig ablaufenden Machtkampf weist darauf hin, wie wichtig für einen spätmittelalterlichen Herrscher (und eine spätmittelalterliche Herrscherin, denn Elisabeth von Wittelsbach, die Ehefrau Meinhards II., setzte sich sehr für die Gründung des Zisterzienserklosters in Stams ein) der Rückhalt katholischer Verbündeter war.

Es sollte sich herausstellen, daß im Verlauf der Jahrhunderte die katholische Denkweise tatsächlich einen wesentlichen Anteil daran hatte, diejenigen, die den Sockel der gesellschaftlichen Hierarchie bildeten, dazu zu erziehen, ihre Untergeordnetheit, ihre Ausbeutetheit zu akzeptieren. Weiters hatten katholisches Denken und eine entsprechende Herrschaftspraxis wesentlichen Anteil an der Vereinnahmung und Zerstörung von Denk- und Lebensweisen, die der sich herauskristallisierenden Tiroler Herrschaftsweise nicht entsprachen.⁸

⁸Die Konstituierung der Großkirche in den ersten Jahrhunderten n.C. bestand in den Durchsetzungskämpfen und Ausschlußverfahren diverser Richtungen, in einer schließlichen Verbindung mit dem römischen Staat (gegenseitige Akzeptanz und politisch-ökonomische Unterstützung), der Schaffung einer Hierarchie von Männern und eines Zentrums, der Formulierung und Durchsetzung einer verbindlichen Theologie und in der Beschaffung der "materiellen" Mittel, die zur Institutionalisierung und Ausbreitung erforderlich waren.

Wie in der Denkform der Geist-Materie-Spaltung und der ihr entsprechenden Praxis sind in christlichem Denken und in christlicher Praxis die Elemente vorhanden, die nach Universalisierung streben lassen. Die Denkform, auf eine simple Formel gebracht, hat folgendes System: Alles was Gott ist, ist gut, alles andere ist böse und daher gefährlich, es muß gebessert oder vernichtet werden. In diesem Sinn sei letztlich die ganze Welt zu behandeln.

Diese Ideologie war nützlich bei der Kolonisierung der Welt, zur Legitimation der Ermordung und Ausbeutung von "Eingeborenen" und "Primitiven" durch neuzeitliche Europäer. Missionare waren neben den Soldaten immer mit die ersten, die an den neu zu kolonisierenden Orten auftauchten, ihre Missionen aufbauten, "Heiden" bekehrten und nebenbei versuchten, mit Hilfe der Arbeit dieser "Heiden" Wirtschaftsbetriebe in Gang zu setzen (zur autarken Versorgung der Mission und zum Verkauf von produzierten Überschüssen).

Die Kirche verfolgte bei ihrer Missionierung u.a. eine Nachahmungsstrategie. Sie paßte ihre Rituale, Symbole, Feste und Heiligen den am jeweiligen Ort bestehenden spirituellen Formen an. Die "Missionierten" taten und tun dasselbe umgekehrt, um ihre Form der Spiritualität zu retten.

Vom reformatorischen Widerstand gegen weltliche und kirchliche Herrschaften zum "Kulturkampf" im 19. Jahrhundert

In den bisherigen Ausführungen zu Tirol wurde einer Geschichte des Zustandekommens einer Herrschaftsverbindung nachgegangen, die spätestens gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Ideologie produziert hatte, die behauptete, es ginge um das "Heilige Land Tirol", und die dadurch Konflikte, die sich aus der Herrschaftskonstellation ergaben, zugunsten eines postulierten "gemeinsamen Interesses" zudeckte.

Diese Herrschaftsverbindung entstand im umrissenen Zeitraum vom 13. bis zum 19. Jahrhundert keineswegs bruch- und widerstandslos. Es war nicht immer schon entschieden, daß es "nur so sein konnte".

Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert betrieben weltliche und kirchliche Herrschaften in Tirol eine besonders erfolgreiche Politik der Verhinderung anderer Glaubensrichtungen. Bei diesen Glaubenskämpfen ging es aber um weit mehr als um den "Glauben". Es ging um konkurrierende Gesellschaftsformen, Produktionsweisen, Herrschaftsansprüche und Vorstellungen darüber, wie das Verhältnis von gesellschaftlichen Autoritäten und sogenannten Untergebenen zu ordnen wäre.

Im Vergleich zur Verknüpfung des Tiroler Selbstverständnisses mit dem "Heldenzeitalter" erfolgt (etwa im Geschichtsunterricht in den Schulen oder in der Fremdenverkehrswerbung) kaum eine Identifizierung "Tirols" mit den Ereignissen der sogenannten Bauernkriege.

1522 bis 1526 war der Habsburger Ferdinand I. an der Regentschaft. In diese Zeit fallen die Auflehnung der Stände in Niederösterreich und die Bauernkriege in Salzburg, Tirol, sowie in unbedeutenderem Ausmaß in Oberösterreich, Niederösterreich und dem steirischen Ennstal. Diese Bewegung ging 1525 von Tirol aus, obwohl die Bauern hier rechtlich und ökonomisch vergleichsweise besser gestellt waren.

An dem Aufstand beteiligten sich auch die Schwazer Bergknappen und zunächst z.T. Bürger der Städte und Adelige. Es war offenbar weniger eine Erhebung der Allerärmsten (obwohl es in den Forderungen etwa auch um die Absicherung von Witwen und Waisen ging), als eine Bewegung bestehend aus verschiedenen Gruppen von Unzufriedenen, u.a. von Gruppen, die gerade dabei waren, sich Aufstiegschancen in neu entstehenden ökonomischen Sektoren (etwa im Bergbau) zu sichern. Die Unzufriedenheit drückte sich u.a. in Form politischer Forderungen und religiöser Glaubenssätze, die Theologen und Politiker reformatorischer Richtungen formulierten und predigten, aus.

In dieser Weise dürfte auch die Missionierung von Menschen nördlich von Rom vonstatten gegangen sein. Aus dem ersten vorchristlichen Jahrtausend stammen Legenden von Heiligen und christlichen Helden, die ins "Heidenland" gingen, um die "frohe Botschaft" zu bringen, und die dabei Schlangen und Ungeheuer vernichten mußten. Dementsprechende Darstellungen von Gründervätern finden sich etwa auch auf Gemälden in Kirchen.

Das heutige Tirol hat eine lange Geschichte der Missionierung, der (zum Teil sehr gewaltsamen) Durchsetzung des "gelstigen" Monopols der katholischen Kirche hinter sich.

In ländlichen Gebieten findet sich noch immer eine Vermischung von traditioneller, jahreszyklischer, ortsspezifischer Spiritualität, christlicher "Einbindung" dieser Spiritualität und dazu noch von der Vereinnahmung dieses Ganzen für das politische Selbstverständnis "der Tiroler" (wie das etwa in Bezug auf die Gottes- und Heldenverehrung von 1809 ausgeführt wurde und im Hinblick auf die Herz-Jesu-Verehrung).

Den Habsburgern gelang es, in Konkurrenz mit anderen fürstlichen Häusern, immer wieder, sich sehr vorteilhaft mit kirchlichen Instanzen zu verbünden und zu koordinieren.

In der Zeit der Bauernkriege hatten Menschen in Tirol gerade eine Einbindung in überregionale ökonomische Verbindungen erlebt, und zwar über den Bergbau, aber auch über eine damit zusammenhängende Kommerzialisierung der Landwirtschaft, oder über eine Ausweitung des überregionalen Handels. Es folgte bald ein "Niedergang" des Bergbaus bis hin zur fast völligen Bedeutungslosigkeit und das, was manchmal als ein "Rückfall" in agrarische Strukturen bezeichnet wird. Es folgte außerdem die Verfestigung des herrschaftlichen Zugriffs des Habsburgerstaates und der katholischen Kirche auf die Menschen in Tirol und die Durchsetzung der religiösen Monopolstellung der katholischen Kirche.

Die Habsburger als "staatstragende Familie/Verwandtschaft" waren in dieser Zeit mit ihrer Weltreichbildung beschäftigt, die Spanien, die Niederlande und die Neue Welt mit einschließen sollte. Österreich war schließlich das "Kerngebiet", das sie nach dem Verlust der anderen Machtgebiete halten konnten. Tirol kam innerhalb dieses Kerngebietes eine besondere strategische Bedeutung in den Kriegen, die mit dem Versuch der Weltreichbildung zu tun hatten, zu.

Durch die sogenannten Bauernkriege brachten unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen unterschiedliche und sich überschneidende Unzufriedenheiten zum Ausdruck. Protestantisches Denken bot diesen Gruppen Ansatzpunkte, diese Unzufriedenheiten zu formulieren und Forderungen zu stellen. So sammelten sich diese Gruppen in den Zusammenhängen der reformatorischen Bewegungen. Protestantismus entsprach nationalstaatlichem und kapitalistischem Denken wesentlich besser als imperial-feudalem.

Die "Glaubenskämpfe" des 16. Jahrhunderts hatten, auch wenn in ihnen Menschengruppen mit anderen Anliegen kämpften, den Effekt, kapitalistischem Wirtschaften in kleineren politischen Einheiten mit weniger absoluten weltlichen Autoritäten, den Boden zu bereiten. Sie schufen den Staat nicht ab, sie machten ihn zum Beschützer des "freien" Wirtschaftens und der damit beschäftigten gesellschaftlichen Gruppen.

Auch wenn viele Menschen, die an den Kriegen beteiligt waren, dies nicht in ihrem Sinn hatten, sondern Beschwerden aufgrund direkt erfahrener Ungerechtigkeiten und Behinderungen vorbrachten, so bildete doch ein reformatorisch-kapitalistischer Denkhorizont bereits einen Maßstab für die Beurteilung der eigenen Situation.

In Beschwerdebriefen, die Tiroler Bauern in den Jahren 1519 bis 1525 an die Obrigkeiten richteten⁹, geht es etwa um Klagen über die obrigkeitliche Monopolisierung der Jagdhoheit; um Protest gegen Zölle und Steuern oder Geld, das von der gerichtlichen Obrigkeit verlangt wurde; um die Wahl und die Bezahlung der Pfarrer durch die Gemeinde.¹⁰ Formuliert wurden Beschwerden wegen der Einziehung von Allmendeland durch Herrschaften oder wegen der Zinsen an die Grundherrschaft; und wegen der Verhaftung von Personen aus nicht-kriminellen Gründen (vgl. z.B. Wopfner 1908, z.B. S. 78-82). Die Bauern diskutierten in diesen Beschwerdebriefen ihre Unzufriedenheit (die aus vielen ganz konkreten Anlässen entstand) mit der Art und Weise, wie ihr Verhältnis zu weltlichen und geistlichen Obrigkeiten (Gerichte, Grundherrschaft, Landesbeamte, Kirche) geregelt war, und ihre Ausbeute-theit durch diese Obrigkeiten.¹¹

⁹1522 trat Karl V., der Enkel des 1519 verstorbenen Maximilian, Tirol an seinen Bruder Ferdinand ab. Dieser war in Spanien erzogen worden und verstand die alten ständischen Rechte nicht. Gegen seine Steuerforderungen gab es massiven Widerstand (Riedmann 1982, S. 97 ff.).

¹⁰Die Bezahlung sollte gering sein, während anstelle dessen Geld an Spitäler gehen sollte.

¹¹Alfred Meusel macht darauf aufmerksam, daß die Rezeption des Römischen Rechts durch die Herrschaften zur Unzufriedenheit der Bauern führte. Das Römische Recht beinhaltet nur Beziehungen unter Privateigentümern, Gemeineigentum ist ihm unbekannt. "Vor den Augen der römisch-rechtlich geschulten Juristen fand das uralte Eigentum der Bau-

In den Meraner und Innsbrucker Artikeln, die die Anliegen von städtischen Bürgern, von Bergknappen und auch der Gerichte (also Bauern) zusammenfaßten, geht es ebenfalls unter anderem darum, daß die Pfarrer von der Gemeinde geringen Lohn erhalten und das restliche Geld an Spitäler gehen sollte; daß Mönche und Ordensleute nicht Pfarrer werden und Sakramente nicht käuflich sein sollten; daß das fließende Wasser, Bäche, Seen, Wild und Geflügel frei zum Genuß, was jeder auf eigenem Boden gemacht hatte, aber "von der Gemeinde unbekümmert" sein sollte/n; landfremden Hausierern sollte die Ausübung ihres Gewerbes untersagt werden; den großen Gesellschaften der Fugger, Hochstetter und Welser sollte kein Silberkauf gestattet sein; Uneheliche, Gotteslästerer, unehelich Hausende, Ehebrecher und Trinker sollten bestraft werden; fürstliche Lehen sollten an Sohn und Tochter erblich verliehen werden können (vgl. Wopfner 1908, S. 35-67).

Auch diese Forderungen zielten darauf ab, die Beziehungen zu den Obrigkeiten neu zu regeln, das "Privateigentum" zu schützen und die bislang obrigkeitlich beanspruchten "öffentlichen" Ressourcen (Gewässer und Wild) der allgemeinen Nutzung zuzuführen. Es war weniger eine "freiere" Gesellschaft intendiert, als vielmehr eine sehr "geordnete", basierend auf "ordentlichen", legitimierten Familienverhältnissen verbunden mit geschütztem "Privateigentum" für diejenigen Menschen, die der "moralischen Ordnung" entsprachen. Weiters wurde staatlicher Schutz für die regionale Wirtschaft (der Händler und Gewerke) sowohl vor kleinen landfremden Hausierern als auch vor den großen Gesellschaften, wie den Fuggern, gefordert.

Die Aufstände im Jahr 1525 entzündeten sich konkret daran, daß den Schwazer Bergleuten ein Feiertag gestrichen werden sollte. Sie hielten ihn dennoch und wurden anschließend von den Gewerken ausgesperrt. Daraufhin marschierten sie nach Hall.

Eine der bestimmenden Personen, die in Tirol mit den Ereignissen der Bauernkriege verknüpft werden, ist Michael Gaismair, der sich im Bergwerksbereich als Unternehmer und im Bereich der politischen Verwaltung der Adligen betätigte und als Bauernführer endete. Dabei wirft die Interpretation seiner Rolle als "Bauernführer" einige Probleme auf. Die Arbeit von Angelika Bischoff-Urack zu Michael Gaismair vor seiner Zeit als Anführer des Bauernaufstandes, stützt die These, daß sich in diesem Aufstand verschiedene Personengruppen mit unterschiedlichen Anliegen zusammenfanden, deren wesentliche Zielrichtung aber eine Umorganisation (bis hin zu Abschaffung) von Herrschaftsverhältnissen zur Erleichterung des Handelns im Sinne der neuen Wirtschaftsweise war.

Angelika Bischoff-Urack kommt in ihrer Arbeit zum Ergebnis, daß Michael Gaismair weniger als ein "Bauernführer" einzuordnen ist, vielmehr als ein frühkapitalistischer Unternehmer im Bergwerksbereich, der sich hochgearbeitet und dabei vorteilhafte Beziehungen zu diversen Herrschaften gepflegt hatte, und der dann im Zuge politischer Verwicklungen und Intrigen zurückgesetzt wurde (Bischoff-Urack 1983).

Im 15. Jahrhundert befanden sich Abbaugebiete in Tirol unter den führenden Silber- und Kupferproduzenten der europäischen Weltwirtschaft. Damit boten sich denjenigen Menschen gesellschaftliche Aufstiegsmöglichkeiten, die sich die entsprechenden Denk- und Handlungsmöglichkeiten gut aneignen konnten, die die entsprechenden Codes der Vernetzung kannten, und die an ökonomischen Verbindungen arbeiteten.

erngemeinden an Wald, Wasser und Weide keine Gnade. Es wurde beseitigt und durch Privateigentum von Feudalherren und Fürsten ersetzt." (Meusel 1952, S.12) Holz etwa war in dieser Zeit einer der wichtigsten Rohstoffe zum Heizen, Bauen, zur Herstellung von Geräten, Möbeln, Werkzeugen. Bauern mußten nun dafür bezahlen.

Die Tiroler Landwirtschaft konnte den Nahrungsbedarf der zu einem großen Teil aus anderen Bergbauzentren zugewanderten Bergleute nicht decken, es wurde Getreide und Fleisch importiert. Landwirtschaftliche Produkte ließen sich jedenfalls gut und vorteilhaft verkaufen, worin vermutlich auch Bauern ökonomische Möglichkeiten sahen. Grundherrschafliche Verpflichtungen, obrigkeitliche Abgabenansprüche (wie etwa Straßenzölle) behinderten den bäuerlichen Handel.

Angelika Bischoff-Urack führt aus, daß Michael Gaismair "Unternehmergeist" hatte, sich ökonomisch hocharbeitete und in Sterzing (wo Mitglieder seiner Herkunftsfamilie als Gewerken tätig waren) über politischen Einfluß verfügte. Ab 1518 arbeitete Michael Gaismair als Schreiber bei Landeshauptmann Leonhard von Völs, einem der wichtigsten Beamten in Tirol, der von der Bevölkerung gehaßt wurde, da er Bauern durch höhere und neue Zinsen, Steuern und Abgaben schädigte und hart gegen Aufständische vorging. Er sympathisierte zunächst mit den Thesen Luthers (Adelige sahen sich nämlich durch diese Thesen in ihrer Beschwerde unterstützt, bei Prälaturenbesetzungen übergangen worden zu sein, und in ihrer Forderung, daß die Universität für Adelige da sein solle, um diese für Ämter heranzubilden). Diese Sympathie dauerte allerdings nur solange an, bis untere Bevölkerungsschichten reformatorische Ideen gegen adelige Macht verwendeten.¹²

In den Diensten von Völs stieg Gaismair sechs Jahre lang auf bis zum Ende des Jahres 1524. Im Zuge von Revolten, zu denen es seit dem Tod Maximilians 1519 immer wieder kam, gab Gaismair "...einen der engagiertesten Widersacher der unteren Volksschichten..." ab (Bischoff-Urack 1983, S. 93). Schließlich kam das Ende seiner Karriere, als er der Unterschlagung von 280 Gulden bezichtigt wurde. Er bekam einen niederen Schreiberposten in der Hofkanzlei in Brixen.

In der Bischofsstadt Brixen traten die Bürger zunehmend in Opposition zu den Geistlichen. Erst in dieser Zeit schloß Gaismair sich dem Aufstand an. Von den Gedanken des schweizerischen Reformators Ulrich Zwingli war Gaismair erst ab 1526 beeinflusst. Angelika Bischoff-Urack interpretiert Gaismair eher als einen Politiker, der versuchte, mit Hilfe seiner Verbindungen nach Venedig eine antihabsburgische Politik zu betreiben, denn als Bauernführer.

Wie das oben erwähnte Interesse des Adels (am Beispiel von Völs) und der städtischen Bürger an reformatorischen Gedanken zeigt, ging es in diesen Bereichen weitgehend um eine Neuordnung obrigkeitlicher Verhältnisse im Sinne einer Organisation des Staates als Beschützer regionalen kapitalistischen Wirtschaftens.

Verschiedene gesellschaftliche Gruppen in Tirol konnten sich mit diesen Vorstellungen identifizieren und schlossen sich den entsprechenden Bewegungen an.

Sie konnten sich aber politisch nicht durchsetzen. Den habsburgischen in Verbindung mit den kirchlichen Herrschaften gelang es, diese Bewegungen in Tirol durch eine rigorose Verfolgung (die alle Merkmale aufwies, mit denen solche Verfolgungen üblicherweise betrieben wurden und werden) im Verlauf einiger Jahrzehnte fast völlig zu vernichten.

Zu einer der wichtigsten reformatorischen Bewegungen für die Bäuerinnen, Bauern und DienstbotInnen in Tirol wurde das Täuferum.¹³

¹²Zwischen den verschiedenen reformatorischen Bewegungen muß unterschieden werden.

Martin Luther (1483 bis 1546) selbst war Sohn eines Bergmannes in Eisleben. Er wurde Augustiner-Mönch und zum vehementen Kritiker dessen, was er als Irrwege der katholischen Kirche betrachtete. Er war aber auch ein Kritiker anderer reformatorischer Bewegungen, wie etwa der Wiedertäufer und versuchte auf die Bauernkriege "mäßigend einzuwirken". Er war mit Herrschaften verbunden, die ihn schützten und unterstützten.

¹³Im folgenden beziehe ich mich auf die Arbeit von Eduard Widmoser (Widmoser 1971).

Thomas Müntzer und Konrad Grebel traten als erste Prediger des Täuferums im süddeutschen und schweizerischen Raum auf. Sie predigten von einer "Gemeinschaft der Heiligen", die sich von anderen Menschen absondern müsse, womit sie sich sowohl von der katholischen als auch von der im Entstehen begriffenen evangelischen Kirche absetzten. Das Täuferum als Bewegung begann Ende 1524/Anfang 1525.

Die Lehre der Wiedertäufer umfaßte folgende Punkte: Die Menschen, die sich der Bewegung anschlossen, mußten sich wieder taufen lassen, da eine Taufe ohne willentliches Einverständnis (im Kindesalter) als ungültig betrachtet wurde. Priester wurden als unnötig betrachtet, da jeder Christ sein Verhältnis zu Gott regeln könne, besondere Leute wurden von den "Ältesten" aber zum Predigen gewählt. Die Wiedertäufer lehnten Obrigkeiten ab (das ging bis zur völligen Ablehnung des Staates). Kirche und Staat sollten getrennt sein. In der Frage des Kriegsdienstes und der Eidesverweigerung schieden sich die gewaltlos-dulderische Richtung des Konrad Grebel, die in Tirol einflußreich war, und die gewaltbejahende Richtung des Thomas Müntzer.¹⁴ Außerdem waren die Wiedertäufer für eine Gütergemeinschaft der Gläubigen. Auch die Forderung nach einer Abschaffung von Zinsen und Zehent wurde vorgebracht.

Der Bauernaufstand von 1525 wurde von lutherischen Predigern beeinflusst, die aus dem deutschen Raum kamen. Nach dem Aufstand wurde ihnen die Schuld an den vorkommenden Plünderungen und Gewalttätigkeiten in die Schuhe geschoben. Die evangelische Richtung fand in erster Linie bei Adeligen, in den Städten und unter den Knappen Widerhall, während Bauern sich vornehmlich der gewaltfrei-dulderischen Variante des Täuferums zuwandten, deren Prediger 1526/27 aus der Schweiz und aus Süddeutschland nach Tirol kamen.

1527 bis 1539 kam es zu blutigen Verfolgungen. Bis 1563 bemühten sich die Obrigkeiten um die Rückgewinnung der "Ketzer". Am Beginn des 17. Jahrhunderts gab es keine Wiedertäufer mehr in Tirol.

Der wichtigste Prediger dieser reformatorischen Richtung in Tirol war Jakob Huter, der 1530 bis 1536 mit der Verbreitung dieser Lehre in Tirol beschäftigt war. Er mußte nach Mähren auswandern, und kam, wie andere huterische Prediger, immer wieder zur Missionierung nach Tirol zurück. Er wurde gefangengenommen und 1536 in der Innsbrucker Altstadt verbrannt, wo mit einer Gedenktafel auf dieses Ereignis hingewiesen wird.

Wie gesagt, schlossen sich der wiedertäuferischen Bewegung hauptsächlich Bauern und auch Handwerker an. Riedmann weist darauf hin, daß unter den mehreren Hundert Wiedertäufern, die als Ketzer verbrannt wurden, auffällig viele Frauen waren (Riedmann 1982, S. 105).¹⁵ Eduard Widmoser schreibt, daß sich insbesondere wirtschaftlich relativ abgesicherte Bauern unter den Wiedertäufern fanden, was er als Hinweis darauf betrachtet, daß es um

¹⁴Müntzer wollte das "Gottesreich" (eine reformatorischen Vorstellungen entsprechende politisch-ökonomische Ordnung) auf Erden durch den heiligen Kampf erringen. Von diesem Gedanken waren die Bauernkriege getragen. Er wurde als einer der Führer der Bauernkriege hingerichtet, die Müntzerische Richtung wurde von der öffentlichen Gewalt vernichtet (Meusel 1952), während heutzutage noch Gemeinschaften der dulderischen Richtung bestehen, etwa in den USA und in Kanada.

¹⁵Der Zuspriech, den die Wiedertäuferbewegung unter Frauen fand, weist darauf hin, daß Frauen unzufrieden waren und diese Unzufriedenheit an den Ideen dieser Bewegung festmachen konnten. Diverse der religiös-reformatorischen Bewegungen des Mittelalters fanden besonders viele Anhängerinnen. Auch wenn Frauen solche Bewegungen durch ihre Teilnahme trugen, kam es bei der Herausbildung von Hierarchien zu männlicher Dominanz. Frauen wünschten Veränderungen, die sie an solchen Bewegungen festmachen konnten. Diese Bewegungen brauchten Frauen. Letztlich standen aber die Anliegen und Veränderungswünsche von Frauen nicht im Vordergrund.

einen Protest gegen die Beschneidung alter Rechte und nicht gegen schlechte wirtschaftliche Verhältnisse ging (Widmoser 1971, S. 234).

Es scheint auch wegen des Täuferturns zu Brüchen innerhalb von Familien gekommen sein. Katharina Sinzinger meint in ihrer Dissertation (in der sie die katholische Perspektive vertritt), daß sich in mehreren Familien "...nur die jüngeren Mitglieder zum Eintritt in die schwärmerische Sekte verleiten..." ließen (Sinzinger 1950, zitiert nach Widmoser 1971 S. 242). Diesbezüglich mag es auch zu Brüchen zwischen weiblichen und männlichen Familienmitgliedern gekommen sein.¹⁶

Die Wiedertäuferbewegung fand in Tirol zwischen 1525 und 1527 angeblich ca. 20.000 AnhängerInnen. Laut Widmoser wurden rund 600 bis 1532 hingerichtet, etwa 6.000 wanderten seit 1529 nach Mähren aus. Die erste Hinrichtung fand 1528 in Rattenberg statt. Die Hinrichtungsarten für Männer gingen von der Enthauptung bis zur Verbrennung bei lebendigem Leib. Frauen wurden ertränkt. Wer nach einem festgesetzten Termin 1528 nicht widerrufen hatte, sollte vom Malefizgericht zur Hinrichtung verurteilt, seine Güter sollten konfisziert werden. Vor dem Malefizgericht kam es zur "gütlichen" und "peinlichen" Befragung. Aus einem Vernehmungsprotokoll aus 1560 geht hervor, daß versucht wurde, anhand von Glaubensfragen festzustellen, ob die verhörte Person Wiedertäufer sei; welche Personen und Orte in irgendeiner Form in die Bewegung involviert seien; über welches Hab und Gut die Person verfügte (Mecenseffy 1983, S. 671-73).

Der Personenkreis, gegen den gerichtlich vorgegangen werden sollte, wurde sehr bald auf alle, die das Täuferturn irgendwie unterstützten, ausgeweitet. Ein Spitzelsystem wurde eingerichtet, Denunziantentum durch Belohnungen gefördert und Knechte angestellt, die die Wiedertäufer in ihren Häusern überfallen sollten (Widmoser 1971, S. 248). Die Auswanderung der Wiedertäufer nach Mähren wurde zunächst gern gesehen, später trafen die Obrigkeiten dann aber Maßnahmen, um sie zu unterbinden, da von Mähren aus eine stetige Missionierung in Tirol erfolgte. 1539 wurde die Galeerenstrafe eingeführt. Die Verfolgung der Wiedertäufer wurde hauptsächlich von der weltlichen Obrigkeit betrieben, die Kirche stand unter staatlicher Dominanz. Nach 1540 hörte die gewaltsame Verfolgung der Wiedertäufer allmählich auf.

Die nach Mähren ausgewanderten Täufer bildeten dort Gemeinden, wo sie, auch aufgrund ihrer erfolgreichen wirtschaftlichen (bäuerlichen und handwerklichen) Tätigkeit geduldet wurden. Der Habsburgerherrscher Ferdinand I. betrieb jedoch eine Politik, die darauf abzielte, die mährischen Grundherren dazu zu bewegen, die Wiedertäufer zu vertreiben, um die Unterstützung des Täuferturns in Tirol durch die mährischen Täufer zu beenden. Letztlich hatte er mit dieser Politik Erfolg. Die Wiedertäufer mußten aus Mähren weggehen und gründeten Kolonien in Osteuropa. Inzwischen hatte sich die Bewegung gespalten. Eine Richtung war die der Huterer, die über Osteuropa in die USA und Kanada auswanderten, wo sie ihre Gemeinden heute noch nach dem alten Muster aufbauen und erfolgreich wirtschaften (Holzach 1990).

¹⁶So findet sich in einem Quellenband zur Geschichte der Wiedertäufer die Zusammenfassung eines Textes aus 1560 über einen Wirt am Matri, von der Regierung an den Pfleger von Steinach gerichtet: Die Regierung habe einen Bericht erhalten, daß dieser Wirt am Wegzug seiner Frau, Kinder, Magd und Schwestern nach Mähren unschuldig sei. Der Pfleger von Steinach solle sich beim Pfarrer von Matri erkundigen, ob sich der Wirt in religiöser Hinsicht ordnungsgemäß verhalten habe, ihn seine Unschuld beschwören lassen, und weiters, daß er versuchen werde, die Frauen zurückzuholen und dem katholischen Glauben wieder zuzuführen (Mecenseffy 1983, S. 670).

Habsburgerstaat und Kirche verfestigten in diesen "Glaubenskämpfen" eine politische und ideologische Monopolstellung in Tirol. Die entsprechende Ideologie pflegten schließlich auch diejenigen, die sich als Besitzbauern herausstellten.

Die Landesverordnung von 1526 ging auf Verbesserungswünsche der Aufständischen ein, was allerdings in den darauffolgenden Landesordnungen wieder zurückgenommen wurde (Beimrohr 1994, S. 48ff.). Die Tiroler Landesordnungen von 1526, 1532 und v.a. von 1573 reagierten auf die Ereignisse sogar mit dem Versuch einer Änderung des Erbrechts in Richtung einer Begünstigung der Besitzersplitterung durch eine Aufteilung der Erbgüter auf mehrere Personen, die sich allerdings in der Praxis (außer im Oberland) nicht durchsetzen konnte.

Im 19. Jahrhundert bestätigte sich die inzwischen offenbar gefestigte herrschaftliche Verbindung Staat-Kirche-Besitzbauern im Kampf ums "Heilige Land Tirol" gegen Bayern und Franzosen ideologisch. Dem folgte der Kampf um die "Glaubenseinheit" (auch als "Kulturkampf" bezeichnet) gegen liberales Denken und Fordern (vgl. Erhard 1981). Obwohl der habsburgische Staat bereits seit der Regentschaft Maria Theresias und besonders im 19. Jahrhundert versuchte, Tirol an das restliche Herrschaftsgebiet anzugleichen und seine militärisch-strategische Bedeutung weniger zu betonen, veränderte sich wenig am Selbstverständnis der Besitzbauern und auch der Kirche in Tirol. Die Verbindung von Besitzbauern und Kirche, der nunmehr Christlich-Konservativen, hielt, wenn sich auch das Verhältnis mit dem Staat veränderte.

Karl Schönherr machte sich mit dem Stück "Glaube und Heimat", in dem es um die Austreibung von Zillertaler Protestanten 1837 ging, noch am Anfang des 20. Jahrhunderts unbeliebt. Diese wollten 1832 eine Kultusgemeinde gründen, was nach dem kaiserlichen Toleranzpatent möglich gewesen wäre. Die Tiroler Stände verhinderten das (Riedmann 1982, S. 183).

Die gesinnungsmäßige Auseinandersetzung fand zwischen "Konservativen" und "Liberalen" statt. Dieser "Kulturkampf" fand auch intensiven literarischen Niederschlag. In der entsprechenden konservativen Literatur wurden die Werte des "Heiligen Landes" hochgehalten und der "Verderbtheit der Moderne" gegenübergestellt: Dorf gegen verderbte Großstadt, religiöse Einfalt gegen akademische Bildung, reine Frau gegen gefährlich-unmoralische Frau, rechter Glaube gegen protestantisches Ketzertum (vgl. Riedmann 1991, S. 194 ff.).

Obwohl die Wiener Regierung inzwischen eine andere Position einnahm und auf die oben beschriebene Verbindung immer weniger Bezug nahm, hatte sich die entsprechende "Mentalität" so festgesetzt, daß ein weitergehender liberaler Einfluß schwer möglich war.

Von der Parteispitze der Christlich-Konservativen spalteten sich die Christlich-Sozialen ab, um die Interessen der "kleinen Leute" zu vertreten. Die wirtschaftlichen Krisen des 19. Jahrhunderts brachten für einen großen Teil der bäuerlichen Bevölkerung erhebliche Existenzunsicherheiten mit sich (Erhard 1981, S. 47ff.; Meixner 1992, S. 88-90; Mathis 1982, S. 21ff.). Das betraf sowohl besitzlose Menschen, die sich ihre Existenz als von Besitzenden Abhängige oder durch eine Reihe von mehr oder weniger sporadischen Tätigkeiten sichern mußten, als auch Menschen, deren Besitz durch Überschuldung (Kredite) und die Einbindung in unüberschaubare wirtschaftliche Zusammenhänge gefährdet war. Ideologisch berief sich diese Partei auf das Konzept einer berufsständisch gegliederten Gesellschaft mit den Bauern als "Volksernährern". Die von der christlich-sozialen Partei intendierte Agrarreform scheiterte jedoch in der Partei selbst.

Von der Christlich-Sozialen Partei ging die Gründung einer eigenen Bauernorganisation aus. Im Zusammenhang der Konflikte von Christlich-Sozialen und Christlich-Konservativen kam es auch zu unterschiedlichen Parteinahmen kirchlicher Akteure. Die Bauern waren weniger an diesem Parteienkampf interessiert, als an einer Verbesserung ihrer materiellen Lage. Schließlich segnete auch die obere Führungsebene der Kirche in Tirol das Bestehen des Tiroler Bauernbundes ab, indem der niedere Klerus die Erlaubnis erhielt, sich an dieser Organisation zu beteiligen (Erhard 1981, S. 107).

Die ökonomische und politische Neuordnung der Gesellschaft, die u.a. zur Entstehung einer Parteienlandschaft führte, zwang die Bauern, zwang die bäuerliche Bevölkerung dazu, ihr Selbstverständnis dem Neuen anzupassen. Die dominierende Ideologie erfuhr dabei keine wesentlichen Veränderungen, sie wurde sozusagen den neuen Umständen angepaßt. Weiterhin gab es jene Bauern, denen es gelang, ihren Besitz zu behalten oder sogar zu erweitern, die die Politik der Gemeinden bestimmten und sich regional organisierten. Und es gab sehr viele besitzlose Menschen, die zum Teil als mitarbeitende Geschwister oder als DienstbotInnen auf den Höfen arbeiteten, oder die sich in anderen Bereichen nach Existenzmöglichkeiten umsahen.

Frauen war es weiterhin im bäuerlichen Bereich fast unmöglich, zu Besitzerinnen zu werden. Sie arbeiteten als Dienstbotinnen oder als Bäuerinnen (Ehefrauen oder Mütter der Besitzenden), und überhaupt in allen Bereichen, in denen es Arbeit zu verrichten gab (vgl. Stevens/Schweighofer 1989; Alexander 1991; Heidegger 1993; Schweighofer 1990).

In der Zeit der Parteienbildung festigte sich eine Koalition von "Konservativen" (darunter auch die Besitzbauern) und der Kirche, die in Tirol für einige Zeit bestimmend war.

Menschen, die nicht zu den Besitzenden gehörten, hatten es im Verlauf der Jahrhunderte mit einer Reihe von Autoritäten zu tun, die sich ihre Abhängigkeit und Dienstbarkeit sicherten, und die dafür eine Reihe von Disziplinierungstechniken entwickelten. Das in reformatorischen Gemeinschaften gepflegte Beten und Arbeiten als ausfüllende Beschäftigungen blieb für sie von den in Tirol verhinderten Reformbewegungen übrig.

Die Zentralregierung in Wien, die inzwischen dazu übergegangen war, die "moderne Gesellschaft" vorzubereiten, begegnete in Tirol einem "Konservatismus", den Kaiser und Landesfürsten lange Zeit durch ihre Politik gesät hatten, der als Ideologie dienlich gewesen war, um "Tirol" in einer bestimmten Zeit in imperiale politisch-ökonomische Projekte einzubinden, und der nun hinderlich war, den Einbau in die veränderte politisch-ökonomische Vernetzungsweise voranzutreiben¹⁷ (vgl. Kuprian 1993, S. 36ff.).

Hexenverfolgung

Bei der Verfolgung von "Ketzer" "lernten" Staat und Kirche Methoden der Einschüchterung der Menschen (Spitzelsysteme und Denunziantentum, Strafen, Folter), der Produktion von "Schuld"/der Materialisierung von "Schuld" (durch Folter und Strafe), um die so erzeugte Schuld sichtbar auszurotten (durch Abschwören und Hinrichtungen). Diese Methoden dienten der Durchsetzung absoluter Machtansprüche. Staat und Kirche richteten Institutionen ein (Inquisition, Gerichte, paramilitärische Gruppen, Verwaltungsbehörden), die dazu

¹⁷Wolfgang Meixner beschreibt diese Crux anhand des Tiroler Heimatschutzvereins. Dieser mobilisierte das Bild von der heilen bäuerlichen Welt in einer Zeit, in der gerade die bäuerliche Bevölkerung aufgrund ökonomischer Umstände mit dem Überleben kämpfte, lieferte damit aber gleichzeitig das Tirol-Bild, das in der Einbindung in die Fremdenverkehrsökonomie zum Verkauf eines Images sehr dienlich sein sollte (Meixner 1992, S. 102ff.).

geeignet waren, diese Methoden systematisch einzusetzen. Sie vermehrten ihre eigenen Ressourcen zur Durchführung einer derartigen Politik durch die Konfiskation von Gütern.

Derartige Methoden wurden auch in der Hexenverfolgung angewandt, erweitert, systematisiert und theoretisch begründet. Diese "Verfolgungstätigkeit" bildete eine Grundlage für die später "erfolgreiche" Disziplinierung von Menschen zur Anerkennung von "Autoritäten" und zur Internalisierung autoritätshöriger oder unterwürfiger Denk- und Fühlformen sowie Handlungsweisen, also zur Erzeugung einer "Untertanenmentalität".

Wie die Ketzerverfolgung ist auch die Hexenverfolgung ein Kapitel der Geschichte, das nicht zur "Schaffung eines Tiroler Selbstbewußtseins" herangezogen wurde.¹⁸

Im Unterschied zu den "Ketzern" bildeten die "Hexen" keine religiöse oder politische Bewegung mit Forderungen und alternativen Gesellschaftsvorstellungen. Sie erstellten keine Forderungskataloge an den Staat, verfaßten keine Beschwerdebriefe und führten keine Kriege. Sie gründeten keine Bewegung, die die Herrschaften herausforderte.

Erklärungsansätze zur Hexenverfolgung

Es gibt eine Reihe von theoretischen Überlegungen dazu, wieso vom 15. bis zum 18. Jahrhundert Menschen, zunächst hauptsächlich Frauen und mit dem Andauern der Verfolgung immer mehr Männer und Kinder, als Hexen und Zauberer verfolgt, verurteilt und ermordet wurden.

Festzuhalten ist, daß diese Verfolgung zeitlich und örtlich in einem Raum passierte, in dem sich eine neue ökonomische Vernetzungsweise durchzusetzen begann. Obwohl die Hexenverfolgung oft als irrationaler, mittelalterlicher Wahn abgetan wird, besteht in der kritischen Forschung dazu die Einschätzung, daß sie ein neuzeitliches Phänomen darstellt und von den "rationalsten", etwa staatstheoretisch-ökonomischen und religiösen Denkern, erfunden oder zumindest befürwortet und begründet worden war (z.B. von Jean Bodin, vgl. Heinsohn/Steiger 1987, oder von Martin Luther).

Es läßt sich feststellen, daß es zu Verfolgungswellen insbesondere nach Mißernten, Seuchen und anderen Naturkatastrophen kam.¹⁹

Feministische Theorien erklären die Hexenverfolgung als einen Versuch, die Mächtigkeit von Frauen in der Produktion in der Familie/Sippe/verwandtschaftlich geordneten Gesellschaft zu brechen, und zwar mit der Durchsetzung eines Geschlechterverhältnisses, das den Produktionsverhältnissen im entstehenden modernen Weltsystem entsprechen sollte (vgl. Honegger 1988; Höher 1983; Bovenschen 1979).

¹⁸Auf den Zusammenhang von Ketzerverfolgung und Hexenverfolgung verweist Günther Pallaver: "Die Sanktionen zur Verfolgung von Andersgläubigen waren bereits in der Tiroler Malefizordnung Maximilians 1499 kodifiziert worden, wo es hieß: 'Kirchenprüchel, preenner, ketzer, velscher der Münns Silber oder Gold' seien mit dem 'prannnd' zu bestrafen. Dabei wurde der Begriff des Ketzers nicht nur auf Häretiker angewandt, sondern umfaßte auch Zauberer, Schwarzkünstler, vor allem aber auch Hexen." (Pallaver 1986, S. 73)

¹⁹Wolfgang Behringer expliziert den Zusammenhang von Verfolgungswellen im Gebiet des heutigen Deutschland mit der "kleinen Eiszeit" einem für die zweite Hälfte 16. Jahrhundert angenommenen Klimawandel. Mißernten, Verteuerungen von Grundnahrungsmitteln, Hungersnöte, damit zusammenhängende Seuchen und verschärfte soziale Polarisierungen charakterisieren einen Teufelskreis, der regionale Hexenjagden und wenn sich die Scharfmacher nicht durchsetzen konnten zumindest entsprechende quellenmäßig belegbare Diskussionen hervorbrachte (Behringer 1993, S. 129 ff.) "Es ist wohl kein Zufall, daß sich die Nachrichten über Hexenprozesse gerade in den Jahren häufen, die wir als Agrarkrisenjahre kennen (...). Der Grund dafür scheint darin zu liegen, daß wir es bei der Korrespondenz zwischen Agrarkrisenjahren und Hexenverfolgungsverlangen mit einer sozialgeschichtlichen Grundkorrelation zu tun haben." (S. 112) Behringer geht davon aus, daß in Deutschland am meisten Hexen verbrannt wurden, und daß sich die Hexenverfolgung auf das Gebiet des römischen Papsttums beschränkte (S. 72).

Die Hexenverfolger schrieben den Frauen, die sie zu Hexen erklärten, zu, die "gute, gottgewollte, geistgeleitete Ordnung" zu gefährden, indem sie mit dem Teufel im Bund standen. Vereinfacht gesagt, erklärten sie das zum Bösen, was nicht ihrem Willen entsprach.

Im Verlauf der (ca. 250 Jahre andauernden) Hexenverfolgung kam eine neue Argumentationsweise in Bezug auf den eigenen Anteil der Frauen an ihrer "Böswilligkeit" auf. Die Verantwortung wurde in zunehmendem Maß dem Einfluß des Teufels zugeschrieben, was damit einher ging, die Frau/"Materie" als Wesen ohne eigenen Willen zu konstruieren (Höher 1983, S. 42ff.). In die Zeit des 18. Jahrhunderts fällt die Formulierung der "privaten Frau" und des "öffentlichen Mannes", die bis heute unsere Wahrnehmungsfähigkeit in Bezug darauf, was und wo Frauen und Männer sind, und was sie dort tun, beeinflusst bzw. einschränkt (Stevens 1987, S. 119/20). "Weiblichkeit"/die Norm für Weiblichkeit wurde in der abendländischen Wissenschaft seit dem 18., aber besonders im 19. Jahrhundert mit Emotionalität, Hingabefähigkeit, Selbstlosigkeit, aufopfernder Liebesfähigkeit, Willenlosigkeit und sogar sexueller Trieblosigkeit verknüpft²⁰. Frauen wurden von "bürgerlichen" Denkern zu Hausfrauen definiert, die prinzipiell/"von Natur" aus dazu da seien, im trauten Heim Kinder zu gebären und Männer und Kinder zu versorgen und zu reproduzieren. Daß Frauen aber tatsächlich immer und überall (sehr hart) arbeiteten (von jeglicher Art von körperlicher Arbeit, über das mühevoll Verbinden verschiedenster Arbeits- und Anforderungsbereiche bis hin zur emotionalen und sexuellen Versorgung von Männern), wurde mit der Ideologie von der Hausfrau zum Teil legitimiert und zum Teil verdeckt. Diese Ideologie rechtfertigte die Ausbeutung von Frauen und die Art und Weise, wie diese Ausbeutbarkeit zur Verfügung gestellt wurde.²¹

Anna Bergmann und Christina von Braun sehen in der Hexenverfolgung den Versuch der Vernichtung der Frau als Geschlechtswesen (als eigenständiges, vom Mann unterschiedenes menschliches Wesen), dem im 18. Jahrhundert die Definierung der männlich imaginierten "Weiblichkeit" folgt.

Im "realen Leben" hatte dies sehr handfeste Konsequenzen, indem Frauen benutzt wurden für wissenschaftliche und politische Projekte der "Perfektionierung" des Lebens (ob dies nun familiäre Ausbeutung betraf, die Ausbeutung in staatlich geplanten oder geschützten Ökonomien oder die Verwendung für wissenschaftliche Bemühungen um die Schaffung des "gesunden" Lebens).

Forschern und Forscherinnen, die sich in konkreten Fallbeispielen mit der Hexenverfolgung beschäftigen, fällt es oft schwer, solche "großen Theorien" auf ihre Studien zu beziehen. Die Quellen, aus denen die Geschehnisse nachvollzogen werden, scheinen oft wenig Belege für die diskutierten Theorien zu liefern. Dennoch sind diese "großen Theorien" erklärungskräftig, wenn man erstens die vielen Forschungen, die Wissenschaftlerinnen in den letzten Jahrzehnten durchgeführt, die vielen Überlegungen, die sie angestellt haben, im Hinblick auf die Geschichte von Frauen im neuzeitlichen Abendland, zusammendenkt, und sie zweitens auf das bezieht, was Hexenverfolger selbst (im überregionalen Kontext) formuliert haben.

Hexenverfolgung in Tirol

Ich komme nun von den "großen Theorien" zur konkreten Hexenverfolgung in Tirol.

²⁰Vgl. Braun 1988, S. 210 ff. und 1989, S. 42/43 und 54 ff.; vgl. auch zur Formulierung des "weiblichen Geschlechtscharakters, etwa in Lexika des 18. Jahrhunderts, Hausen 1978).

²¹Die Theoretikerinnen des Bielefelder Ansatzes verwenden dafür den Begriff der Hausfrauisierung (vgl. Werlhoff 1985; Mies 1983; Bennholdt-Thomsen 1984).

In den überlieferten Volkssagen, auch in Tirol, wird die Gestalt der Hexe meist mit Schadenszauber an Mensch und Tier, mit Wetterzauber, der die Ernte gefährde, in Verbindung gebracht. Außerdem ist die Rede von Hexenritten und Walpurgisnächten. In diesen Sagen drückt sich die Angst der von natürlichen Zyklen, vom Gedeihen der Pflanzen und Tiere abhängigen bäuerlichen Menschen aus, daß sie aufgrund unbeeinflussbarer Kräfte ein Unglück treffen könnte. Diese Sagen beinhalten jene Elemente, die die Hexenverfolger in den "peinlichen" Verhören den als Hexen angeklagten Menschen abzapfen versuchten. Das Beschreibungsmuster war im europäischen Raum sehr verbreitet. Sowohl Sagen verschiedener Regionen folgten ihm, als auch das, was die Hexenverfolger in ihren Verhören erfahren wollten. Die Menschen, die in Tirol als Hexen und Hexer verhört und gefoltert wurden, sagten entsprechende Dinge aus, zum Teil wurden sie ihnen anhand von Abfragekatalogen in den Mund gelegt, zum Teil fügten sie unter der Folter immer mehr Details hinzu.

Die Tatsache, daß Menschen diese Dinge aussagten, wird oft damit erklärt, daß sie gefoltert wurden und alles sagten, um den Schmerz abzukürzen; daß die Menschen etwa Salben kannten, die aus Pflanzen zusammengesetzt waren, deren Verwendung zu Hallunzinationen führte - daß Menschen sich also einbildeten, solche Erlebnisse zu haben. Eine weitere Erklärung ist, daß die Denkmuster so verbreitet waren und das Denken und sogar Wahrnehmen der Menschen beeinflussten, sodaß sie in dieser Weise erzählten.

Dem füge ich hinzu, daß gerade in der Hexen- und Ketzerverfolgung verbale Verhörtechniken entwickelt wurden, die zwangsläufig bestimmte Ergebnisse brachten. Wenn Fragen gestellt werden, die nur eindeutige Antworten zulassen, und diese Antworten dann noch als eindeutige festgehalten werden, wenn also die ganze Fragesituation nicht darauf ausgelegt ist, abzuwägen, verschiedene Seiten zu einem Bild zu kombinieren, sondern "die Wahrheit aus ihrem Versteck zu locken", kommen derartige Aussagen zustande. Rechtsprechung hört auf, ein Forum zu sein, um verschiedene Darstellungen, Sichtweisen, Bedürfnisse anhand von gesellschaftlich ausgehandelten und auszuhandelnden Bewertungen abzuwägen und in Bezug zu setzen. Rechtsprechung wird zu einer Instanz, die "die Wahrheit", gemessen an einer einzigen festgesetzten Norm, durch List und Tücke und Gewalttätigkeit produzieren soll. Diese "Wahrheit" konstituiert eine neue Art von Wissen (vgl. dazu Foucault 1983), ein Disziplinierungswissen, ein Wissen um Durchsetzungstechniken von eindeutigen Normen. Die Hexenverfolgung fand in Tirol in der Halsgerichtsordnung von Maximilian I. 1499 sowie in den Landesordnungen von 1526 und 1532 noch keinen expliziten Niederschlag. Dennoch bildete sich eine Praxis der Hexenverfolgung heraus. Die entsprechenden Vergehen wurden in der Landesordnung von 1573 und in der Polizeiordnung von 1603 aufgeführt.

Ende des 15. Jahrhunderts unter Erzherzog Sigmund begann die Hexenverfolgung im deutschsprachigen Tirol. 1485 kam Heinrich Institoris (einer der Verfasser des Hexenhammers) nach dem Erlaß der Hexenbulle von Papst Innozenz VIII. nach Tirol.²² Die Folge seiner Predigten war eine Denunziationswelle, die zur Verhaftung von fast 50 Frauen führte. Gegen sieben von ihnen wurden Prozesse angestrengt. Dr. med. Johann Mervais wurde von Bischof Golser von Brixen mit der Verteidigung dieser Frauen beauftragt. Es wurde eine Einstellung des Verfahrens aufgrund von Verfahrensfehlern erreicht. Das Richterkollegium

²²Institoris stammte aus dem Elsaß und gehörte dem Dominikanerorden an, also einem Orden der sich in besonderem Maß der Inquisition verschrieben hatte. Er selbst war päpstlich ernannter Inquisitor. Seine Hexenverfolgungen waren allerdings anscheinend nicht gleich so erfolgreich, wie er es sich wünschte. Daher reiste er nach Rom und ließ sich von Papst Innozenz VIII. ein Dekret ausstellen, das seine Autorität stärken sollte (Behringer 1993, S. 76/77). Von Rom kommend zeigte er die Hexenbulle in Brixen Bischof Golser, der ihn zunächst bei seinen Bemühungen, die Hexerei in Tirol aufzuspüren unterstützte (Kofler 1997, S. 25).

bestand aus drei Theologen, zwei landesfürstlichen Beamten, zwei Notaren und drei Dominikanern²³. Die Erfahrungen mit den Tiroler Prozessen ließ Institoris in das anschließend verfaßte *Malleus maleficarum*, den etwa 100 Jahre nach seiner Abfassung so genannten Hexenhammer, einfließen (Kofler 1997, S. 40; Behringer 1993, S. 76).

20 Jahre später kam es dann zu Hexenverbrennungen in Tirol, die ersten Völs am Schlern ab 1506. Vom Beginn des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wurden auf diese Weise schätzungsweise mehrere hundert Menschen ermordet, und zwar zu etwa gleichen Teilen Frauen, Männer und Kinder. Vor 1600 betrafen die Verfolgungen vorwiegend Frauen (Kofler 197, S. 81). Die Prozesse fanden hauptsächlich zwischen 1506 und 1540, zwischen 1590 und 1640 und zwischen 1679 und 1683 statt (Köfler/Forcher 1986, S. 60-72; Kofler 1993).

Es handelt sich um einen Zeitraum, in dem es, wie Behringer ausführt, im deutschsprachigen Raum schwere ökonomische Krisen und damit zusammenhängende Naturkatastrophen (Seuchen, Hungersnöte) gab. In Tirol hatten in dieser Zeit viele Menschen ihre Existenz und ihre Hoffnungen mit dem Bergbau verknüpft, aber bald verlagerten sich die Bergbauzentren an andere Orte. Es bildeten sich die reformatorischen Bewegungen, die Bauernkriege wurden ausgefochten und die Wiedertäufer verfolgt. Der Dreißigjährige Krieg wurde nicht direkt in Tirol ausgekämpft, aber nichts desto trotz beeinflusste und veränderte er Gesellschaft, Wirtschaft und Politik wesentlich, stellte eine latente Bedrohung dar und prägte das Lebensgefühl der Menschen dementsprechend. Es war eine Zeit, in der sich eine Form der Herrschaft durchsetzte und Institutionen und Methoden zu ihrer Durchsetzung schuf, die in der Verfolgung von "Ketzer" und von "Hexen" dienlich waren.

Die Angeklagten der von Institoris Ende des 15. Jahrhunderts angestrebten Prozesse waren sozial eingebundene Frauen. Im 16. Jahrhundert betrafen die durch Quellen noch nachvollziehbaren Anschuldigungen wahrscheinlich sozial eingebundene, aber ärmere Frauen. Auch gegen Männer wurde Anklage erhoben. Ein von Lydia Kofler angeführtes Beispiel, das des Heilers Christoph Gostner, endete jedoch im Gegensatz zu den Prozessen, die Frauen gemacht wurden mit einem milden Urteil und ohne Folter. (S. 51 ff.)

Der Hexerei bezichtigt wurden im 17. Jahrhundert (nach dem 30jährigen Krieg) in erster Linie "umherziehendes Volk", Vagabunden, Dienstboten, Witwen, Pächtersfrauen, Landfahrerinnen, Hüterbuben und Bettelkinder. Junge Frauen waren dann dabei, wenn eine ganze Familie unter Anklage stand. Primär Angeklagte waren in solchen Fällen Frauen von über 50 Jahren und mit ihnen ihre Kinder und Enkel. Nur selten wurde deren Ehemännern der Prozeß gemacht, da Hexerei als über die Mütter vererbbar angesehen wurde. Opfer fanden sich nur weniger in wohlhabenderen Kreisen, keines der Opfer war adeliger Abstammung (Köfler/Forcher 1986, S. 60-72). Dieses Muster zeigt sich im sogenannten Zauber-Jackl Prozeß, dem größten im Raum des jetzigen Österreich angestregten Prozeß, der auch in Süd- und Osttirol Opfer forderte.

Dieser Prozeß betraf Menschen, die infolge von politisch-gesellschaftlichen Weichenstellungen und ökonomischen Krisen land- und heimatlos waren, die wenig Schutz durch die Zugehörigkeit zu einer angesessenen Gemeinschaft finden konnten. Es liegt die Annahme nahe, daß es den Herrschenden angelegen war, Unzufriedenheiten auf diese Personengrup-

²³Da der Bischof aus gesundheitlichen Gründen nicht selbst an den Verfahren teilnehmen konnte, machte er übrigens Sigismund Saumer, den Pfarrer von Axams, zu seinem Stellvertreter. Dieser war aber bei den Zeugeneinvernahmen selten zugegen (Kofler 1997, S. 31/32).

pen zu lenken, auf Opfer politisch-ökonomischer Veränderungen, die sich am schlechtesten gegen ihre Verurteilung wehren konnten.²⁴

Es entsteht das Bild einer Zeit, in der Menschen sehr große Unsicherheiten erlebten, Kriege, Seuchen und Naturkatastrophen, in der aufgrund vor sich gehender politisch-ökonomischer Veränderungen viele Menschen gezwungen waren, ohne die Sicherheit einer angesessenen Gemeinschaft landlos, besitzlos herumzuziehen. Die Existenz dieser Menschen verunsicherte diejenigen, die in festeren Gemeinschaften lebten, aber die allgemeine Unsicherheit ebenfalls spürten. In Tirol wurden in dieser Atmosphäre besonders die wehrlosesten, gesellschaftlich ungeschütztesten Menschen Opfer der Hexenverfolgung.

Wie gesagt, bedienten sich die Hexenverfolger ähnlicher Institutionen und Methoden, wie dies die Ketzerverfolger taten. Von der Ketzerverfolgung waren Menschen betroffen, die ökonomisch und sozial an und für sich einigermaßen sicher und eingebunden waren, die jedoch ein neues Verhältnis von Obrigkeiten und Bauern/Bürgern/Handwerkern forderten. Die Hexenverfolgung kostete jenen das Leben, die niemand schützte. An beiden Gruppen wurde eine Form der Durchsetzung von Herrschaft erprobt.

Gegen die Verfolgung dieser Menschen regte sich seit dem 16. Jahrhundert in Tirol wenig (quellenmäßig feststellbarer) Widerstand bei den weniger Betroffenen. Es scheint ein gewisses Einverständnis mit der "Opferung" dieser Menschen als "Schuldige" an den erfahrbaren Krisen und Existenzbedrohungen geherrscht zu haben. Die Herrschenden konnten ihren Anteil an der Produktion dieser Situation und die damit gegebene Gefahr von Aufständen dagegen ablenken. Die Auslegung der erfahrenen Existenzbedrohung bezog sich auf das Wirken des christlich postulierten Bösen in der Welt, das diejenigen, die wesentlich an der Produktion der Krisen beteiligt waren, zu bekämpfen vorgaben. Weiters erzeugte die Verfolgung, erzeugten die grauenhaften Methoden, die darin angewandt wurden, eine Atmosphäre der Angst, die Menschen womöglich geneigt machte, das zu glauben, was sie glauben sollten, und ihre Erfahrungen mit den entsprechenden Erklärungsmustern in Zusammenhang zu bringen.

²⁴Fanny Wibmer-Pedit schrieb in den 1930er Jahren einen Roman über eine der Frauen, die im Zusammenhang des Zauber-Jackl Prozesses den Hexenverbrennungen zum Opfer fielen. Es geht darin um die 1680 in Lienz zusammen mit zwei von ihren Kindern hingerichtete Emerenzia Pichlerin. In dieser Darstellung beginnt das Verhängnis bereits damit, daß der Vater von Emerenzia deren Mutter als Soldat verläßt, um sich im Dreißigjährigen Krieg zu verdienen. Die Mutter muß zusehen, wie sie den ärmlichen Berghof versorgen kann. Die Mutter bekommt einen Posten als Pfarrhüuserin, auf den sie Emerenzia mitnimmt. Emerenzia heiratet wiederum einen Söldner, der sie verläßt. Sie ist inzwischen schwanger und muß den Posten beim Pfarrer verlassen. In der Folge lebt und arbeitet sie mit ihrem Kind bei einem Bader, bei dem sie Heilmethoden erlernt. In dieser Zeit beginnt bereits das Gerede über sie. Als der Bader stirbt, muß sie weg. Sie heiratet einen um Haus und Hof gekommenen Bauernsohn. Die weitere Geschichte ist eine des permanenten Niedergangs. Die beiden bekommen Kinder und ziehen als heimatloses Volk und Heiler mit einem Wagen durch Salzburg, Kärnten und Osttirol. Auch die Mutter von Emerenzia ist bei ihnen.

Viele Menschen zogen in dieser Zeit auf diese Weise herum. Ihr Schicksal war mitverursacht vom Dreißigjährigen Krieg, der, obwohl Tirol nicht direkt davon betroffen war, das ganze gesellschaftliche Gewebe, seine Verlässlichkeit verunsichert und Menschen, die sich im Krieg Existenzmöglichkeiten aufgebaut hatten, verarmt zurückgelassen hatte. Das Herumfahren dauert für Emerenzia und ihre Familie 18 Jahre. Im Zuge des Zauber-Jackl-Prozesses in Salzburg, in dessen Verlauf 133 Menschen hingerichtet wurden, kam es zur Anklage gegen Emerenzia, ihre Kinder und ihre Mutter. Im Verlauf von fast einem Jahr war Emerenzia mehr als 60 "peinlichen Gehören" ausgesetzt. Eines der Kinder und ihre Mutter starben während des Prozesses, sie und zwei ihrer Kinder wurden verbrannt (Wibmer-Pedit 1981; vgl. auch Köfler/Forcher 1986 und Kofler 1997, S. 64 ff.). Die Prozeßakten zu diesem Prozeß sind vollständig erhalten und erlauben daher eine besonders genaue Rekonstruktion der Ereignisse.

Erziehung und Disziplinierung zu Ehre, Schuld und Scham

Die hier ausgeführte Argumentation lief bisher im wesentlichen darauf hinaus, daß sich in Tirol vom 13. bis zum 19. Jahrhundert eine Herrschaftsform verfestigte, die besitzende Bauern ermächtigte, über einen Haushalt und dessen Produkte zu verfügen. Herrschaftsformen ergeben sich aus der gegenseitigen Unterstützung, aus Verbindungen bestimmter Gruppen von Menschen. Andere Menschen werden von den Orten, an denen man die jeweiligen Unterstützungskonstrukte aushandelt, ausgeschlossen.

In Tirol fand die Herrschaftsverbindung, wie sie sich, keineswegs bruchlos oder geradlinig entstanden, gegen Ende des 18. Jahrhunderts darstellte, ideologischen Ausdruck im "Heiligen Land" Tirol, das es gegen äußere und innere Feinde zu verteidigen galt. Darauf wurde auch im "Kulturkampf" des 19. Jahrhunderts ständig Bezug genommen. Im "Freiheitskampf" stellten die Bayern und die Franzosen die "äußeren Feinde" dar. "Innere Feinde" waren im 19. Jahrhundert die Liberalen, die mit der verderbten Stadt, mit Intellektualismus, mit abzulehnender Modernität, mit Gottlosigkeit (in einem Gut-Böse Schema) gleichgesetzt wurden.

Die Herrschaftsform basierte darauf, daß sich die Herrschenden einen besessenen Haushalt/Betrieb zur Verfügung stellen konnten. Weltliche und kirchliche Obrigkeiten verfügten über Besitzungen mit arbeitenden Menschen, sorgten dafür, daß ihnen selbst Geldströme aus Abgaben, Gerichtstätigkeit, Zöllen, Steuern, Bergbau usw. zufließen und sicherten sich "Gefolgschaftstreue", etwa für Kriege. Die Besitzbauern verfügten über rechtlich und "gewohnheitsrechtlich" zugesicherte Häuser, Ländereien, Arbeitsgeräte und über Menschen, die das Land bearbeiteten und die Tiere und Menschen (in alltäglicher Kleinarbeit) versorgten.

In diesem Abschnitt steht die Frage im Mittelpunkt, wie Menschen dazu gebracht wurden, ihre Untergebenheit und Ausbeutetheit zu akzeptieren. In Tirol, im Zusammenhang mit bäuerlichen Lebensformen, geht es dabei in erster Linie um DienstbotInnen (Geschwister von Erben oder aus besitzlosen Familien/von besitzlosen Frauen stammend), um Frauen und um Kinder. Wie bereits dargestellt, schloß die Erbform, daß einer der Söhne Haus und Hof erbt, Frauen ganz allgemein und männliche Geschwister des Erben von Besitz- und Verfügungsrechten weitgehend aus. Die Geschwister hatten die Wahl, am Betrieb des Hofbesitzers zu arbeiten, sich in einem anderen bäuerlichen Betrieb zu verdingen oder sich überhaupt nach anderen Erwerbsmöglichkeiten umzusehen. Auf der Mitarbeit von DienstbotInnen basierte das Funktionieren der bäuerlichen Ökonomie in Tirol. Frauen konnten in einen bäuerlichen Betrieb einheiraten, wobei ihre diesbezüglichen Möglichkeiten größer waren, wenn sie selbst aus einer einigermaßen gut gestellten Familie stammten und eine Mitgift in die Ehe mitbekamen. Eine eingeherratete Frau konnte durch jahrelanges hartes Arbeiten und durch ihre Position als Bäuerin und Hausmutter mächtig werden. Für diese Macht bestand aber wenig rechtliche Absicherung.

Norm, Ehre, Scham und Schuld

Wie konnten Menschen dazu gebracht werden, ihre untergeordnete Position bis zu einem gewissen Grad zu akzeptieren, so daß es zumindest im 19. und 20. Jahrhundert kaum vorkam, daß sie sich zusammenschloßen und offen dagegen rebellierten?

Eine mögliche Antwort auf die gestellte Frage liegt in den Erfahrungen der Menschen in der Zeit der gewaltsamen Verfolgung von Andersgläubigen und sogenannten Hexen. Die Men-

schen lernten, Angst davor zu haben, sich zu widersetzen oder einfach nur davor, "aufzufallen".

Die Angst davor "aufzufallen", entstand aber nicht nur aus solchen Erfahrungen, sie wurde in jahrhundertelanger "Kleinarbeit" erzeugt, als psychisches Merkmal produziert. Insbesondere Frauen wurde beigebracht, für Verstöße gegen die aufgestellten Regeln Schuld, Scham und Peinlichkeit zu empfinden.

Die Ehre, eben auch die Ehre der Frauen, zu schützen, war früher gemeinsames Anliegen der sich verbunden fühlenden menschlichen Gemeinschaft (etwa der "Sippe"), sodaß im Falle von Ehrverletzungen Fehden zwischen Menschengruppen ausgetragen wurden. Die einzelne Frau hatte nun seit dem 18./19. Jahrhundert die Verantwortung für ihre Ehre individuell zu übernehmen und hatte die Strafe für Ehrverletzungen zu erleiden.²⁵

Zur Beschreibung der psychischen Disposition, die durch die Individualisierung von Schuld, Ehre und Scham erzeugt wird, komme ich hier auf den Begriff der "Norm" (Schweighofer 1990, S. 23ff.). Unter Normen verstehe ich Maßstäbe, an denen Menschen sich messen sollen. Das Abweichen von einer Norm wird im christlichen Denken als "Schuld" verstanden, die gesühnt werden muß: entweder durch Reue und Buße oder durch Strafe. Das Offenbarwerden des Abweichens von der Norm vor der Gemeinschaft ist peinlich, führt zum Gefühl der Scham. Es verletzt die Ehre, das Ansehen in der Gemeinschaft. Die Folge ist wiederum eine Beschuldigung durch die Gemeinschaft, ein dem Gerede und dem Lächerlichmachen Ausgesetztsein oder auch ein handfestes bestraft, gemieden und ausgestoßen werden.

Ehre ist für Frau und Mann in diesem christlich-philosophisch/wissenschaftlich-neuzeitlichen Verständnis unterschiedlich definiert. Die Ehre, die eine Frau zu bewahren hat, betrifft in erster Linie ihre individuelle "moralische" Unbescholtenheit. Die Ehre, die ein Mann bewahren muß, ist die Unbescholtenheit derjenigen, die ihm durch und mit seinem Besitz zur Verfügung stehen sollen. Er muß imstande sein, "die Seinen" unter Kontrolle zu halten.

Menschen verhielten sich nicht tatsächlich ständig diesen Normen gemäß. Sie stellten die Normen in Frage, sie manipulierten sie, sie hatten andere Maßstäbe für ihr Verhalten. Dennoch hatten diese Normen große Auswirkungen auf Möglichkeiten, die sich boten, auf Grenzen, die sich stellten, und auf die Beurteilung des eigenen Verhaltens.

Die Durchsetzung der Normen staatlicherseits und von Seiten der Kirche, der Versuch der Durchsetzung einer neuen "Geschlechterökonomie" zielte auch auf die Zerstörung alter sippenmäßiger Solidaritäten, die nun von den ideologisch festgelegten Polarisierungen gekreuzt wurden. Menschen wurden dazu gebracht, sich in verschiedenen Situationen eher mit Menschen "des gleichen Standes" oder mit herrschenden Instanzen "solidarisch" zu verhalten als mit ihren Verwandten.

Im Sinne dieser neuen "Geschlechterökonomie" wurden Frauen als einzelne Wesen gesehen und behandelt, während ihr Frau-Sein sich früher in Form ihrer verwandtschaftlichen Herkunft ausdrückte und sie daher den Schutz der Verwandtschaft genossen. Ein Angriff auf ihre Ehre galt auch in Tirol im 16./17. Jahrhundert noch als Angriff auf die Verwandtschaft, nicht als individuelle Schuld für die sie individuell büßen mußten.

²⁵ Elisabeth Joris und Heidi Witzig stellen in einer Untersuchung für das 18. und 19. Jahrhundert im Schweizer Raum fest, daß noch Anfang des 18. Jahrhunderts ein Mann, der eine Frau geschwängert hatte, vom Dorf unter Druck gesetzt wurde, diese Frau zu heiraten. Dann änderte sich das Verhältnis der Dorfförmlichkeit zu den ledigen Schwangeren. Diese bekamen immer mehr "Schuld", da Frauen Triebbeherrschung abverlangt wurde (Joris/Witzig 1992, S. 156).

Eine Möglichkeit, dies erzieherisch zu erreichen, ist die Anerziehung strikter Autoritätsverhältnisse, "moralischer" Normen, die Menschen bereits individuell betreffen, die sie aber unter den Druck setzen, von ihrer "Sippe" erpreßt zu werden. Die "Sippe" selbst übernimmt Kontrollfunktion. Die Überwachung der Normen in der "Sippe" in Verbindung mit Ehrgefühlen, mit Schuld, Scham und Beschuldigung ersetzt die alte Fehde zwischen den "Sippen". Ehrverletzung produziert eine neue Form der Scham, die individuelle Scham, die Peinlichkeit, die Lächerlichkeit, das Bloßgestelltsein.²⁶

Disziplinierung in Tirol

Für das Verhältnis von Herrschenden und Beherrschten in Tirol halte ich folgendes fest. Die Verwicklung in herrschaftliche/institutionelle Macht durch Disziplinierung gewinnt im 19. und 20. Jahrhundert enorm an Bedeutung. Es existierten aber auch weiterhin gesellschaftliche Verbindlichkeiten aus der alten "Clanordnung".

Herrschaftliche Mächte und Menschen, die ausgebeutet und unterdrückt wurden, konnten unterschieden werden. Diese Menschen empfanden für ihr Ausgebeutetsein Gefühle wie Wut, Hilflosigkeit und Gekränktheit.

In diesem Abschnitt werden nun Disziplinierungsbemühungen erörtert. Es ist unmöglich, in diesem Rahmen eine umfassende Geschichte der Disziplinierung von Menschen in Tirol zu schreiben. Es soll aber auf Fallstudien, die Teile dieser Geschichte dokumentieren, aufmerksam gemacht werden.

Um Normen zur Disziplinierung von Menschen effektiv "ins Volk bringen zu können", müssen diejenigen Orte, an denen diese Normen und die Methoden zu ihrer Durchsetzung erdacht und erprobt werden, von den Orten, an denen diese Normen unterrichtet und Menschen diesbezüglich unterwiesen werden, voneinander getrennt sein. Eine Sphäre, in der solche Programme entworfen wurden, war die der Schriftlichkeit, der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben; der Fähigkeit, Gedanken, die aus ganz anderen konkreten Gegebenheiten stammten, zu rezipieren und zu abstrahieren, miteinander über solche Gedanken zu kommunizieren und dabei abstrakte Zusammenhänge untereinander entstehen zu lassen; schriftliche "Verbindlichkeiten" und "Genealogien", eine schriftliche Form von "Gedächtnis" zu schaffen (vgl. Braun 1988; Ganser 1995).

Frühe Bildungszentren des christlichen Abendlandes waren die Klöster. Die Schrift setzte sich auch außerhalb der Klöster bald als wichtiges Medium für Verwaltungs- und Gerichtstätigkeiten durch, die dabei neue Dimensionen annahmen. Diese Tätigkeiten konnten für Gebiete vereinheitlicht werden, die dadurch "gleich behandelt" wurden, obwohl dort womöglich unterschiedliche Gesellschaftsformen existierten.

Schriftkenntnisse boten Existenzmöglichkeiten und Aufstiegschancen in neuen politischen und ökonomischen Zusammenhängen.

Klösterliche Bildungszentren existierten im Mittelalter im Tiroler Gebiet, wenn sie auch weniger, wie etwa im Spanien dieser Zeit, überregionale Impulse für "fortschrittliches" Denken gaben.

Die universitär organisierte Bildung, zu der auch Menschen Zugang fanden, die nicht das Ziel hatten, ihr Leben der Kirche zu verschreiben, wurde ursprünglich hauptsächlich von Geistlichen bestritten. Wie im Abschnitt zu den Bauernkriegen erwähnt, war eine Forderung

²⁶Dazu wie Ehre von Frauen und Männern sich in der protestantischen Diskussion als eine individuelle herauskristallisierte vgl. Roper 1995, S. 147ff.

Adeliger, die mit reformatorischem Gedankengut sympathisierten, daß die Universitäten für Adelige da sein sollten, um diese auf herrschaftliche Ämter vorzubereiten, und diese Ämter damit für sie zu reservieren.²⁷ Im 17. Jahrhundert, als die Habsburger eine stärkere Einbindung Tirols in die zentralstaatliche Führung betrieben und dadurch wichtige Entscheidungen weniger regional und mehr in Wien gefällt wurden, gründete man als "Entschädigung" die Jesuitenuniversität in Innsbruck. 1677 erging die offizielle Bewilligung der Universität mit den Fakultäten der Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin (Riedmann 1982, S. 141/42).

Damit war ein Ort und ein Zusammenhang für Männer oberer Schichten geschaffen, um sich durch Bildung in Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Kirche und in den immer mehr ausgebauten Bildungsapparat selbst Eintritt zu verschaffen. Damit bestand außerdem ein Forum zur Entwicklung von Herrschaftsstrategien und Disziplinierungstechniken, ein Ort, an dem Männer der oberen Schichten zusammenkamen und ihre Beziehungsgeflechte herstellten.

Nachdem schriftlich verbreitetes Denken auch Codes zur Kritik an Herrschaft bieten konnte, wurde herrschaftlicherseits Kontrolle über das verbreitete Schrifttum ausgeübt, sobald dieses in größerem Maßstab produzierbar war und von mehr Menschen gelesen werden konnte. Im Zuge der Häretikerverfolgung wurde die Wissensvermittlung über Bücher herrschaftlich systematisiert (Pallaver 1986).

Ketzerische Schriften wurden verboten und ein Verwaltungsapparat wurde aufgebaut, der verhindern sollte, daß solche Schriften überhaupt nach Tirol kamen. Diese Kontrolle wurde vom 16. bis ins 18. Jahrhundert ausgeübt.

Wie sah es mit der schulischen Erziehung unterer Bevölkerungsschichten aus?

Im 14. Jahrhundert gab es in Tirol nur wenige Schulen in Form von Domschulen, Klosterschulen, Schulen in Städten und Märkten und einigen in Landgemeinden (Tiroler Landesausstellung 1995, S. 326/27). In den Dörfern bemühten sich zunächst Geistliche um die Einrichtung von Schulen. In Axams etwa wurde eine Schule 1527 zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Es fand dort hauptsächlich Religionsunterricht statt (Leitner 1984, S. 122).

Ab 1774 waren laut allgemeiner Schulordnung in Österreich alle sechs- bis zwölfjährigen schulpflichtig, woran sich ein großer Teil der Bevölkerung nicht hielt (Riedmann 1982, S. 147).

Die Familien/Verwandtschaften, die Menschen im bäuerlichen und handwerklichen Bereich, aber auch die Industrie- und GelegenheitsarbeiterInnen betrachteten Kinder als selbstverständliche Hilfen bei der Arbeit (Stevens/Schweighofer 1989, S. 78; Mitterauer/Sieder 1977, S. 123). Die Schule bildete insofern eine Konkurrenz, die nur eine zusätzliche Erschwernis bei dem Bemühen um die gemeinsame Existenzsicherung der Familie/Verwandtschaft bedeutete.

Für eine Phase des Konfliktes in Bezug auf Schulpflicht und Organisation der Schule sorgte das Reichsvolksschulgesetz von 1869, in dem das Pflichtschulalter auf 14 Jahre heraufgesetzt wurde und ein neuer Lehrplan die naturwissenschaftliche gegenüber der katholischen Erziehung aufwertete. In diesem Zusammenhang gab es Auseinandersetzungen zwischen den Konservativen in Tirol und der liberal beeinflussten Regierung in Wien. Der Ablehnung

²⁷Franz Mathis schreibt in Zuge der Untersuchung der Bevölkerungsstruktur von Innsbruck im 17. Jahrhundert, daß ein großer Teil der Bevölkerung aus Menschen, die in der herrschaftlichen Verwaltung tätig waren, aus Adeligen und Klerikern und deren "niedereren" Bediensteten bestand. Die Bürger der Stadt und deren Bedienstete, die in Handel und Gewerbe arbeiteten, lebten zu einem guten Teil von der Versorgung dieses Verwaltungsapparates. Bereits in dieser Zeit ebnete ein universitäres Studium, etwa der Rechtswissenschaft oder der Medizin, (kombiniert mit dem geborenen Werden in einer Familie der Oberschicht) den Weg zu höheren Ämtern (Mathis 1977, S. 40).

der achtjährigen Volksschulzeit schlossen sich Bauern in Tirol an. Schließlich kam man im Landesschulgesetz von 1892 zur einer Ausnahmebestimmung für Bauernkinder, die ihnen z.B. Ernteurlaub gewährte.²⁸

Die Lehrerbesoldung war in dieser Zeit den Gemeinden überlassen. Viele Lehrer waren dadurch gezwungen, sich als Organisten oder Mesner zu betätigen und vom Pfarrer abhängig zu sein. Aus dieser Konstellation des 19. Jahrhunderts entstand das Bild von Pfarrer, Lehrer und bäuerlichem Bürgermeister, die am Wirtshaustisch des Tiroler Dorfes die Gemeindepolitik bestimmten.

Lehrer und Pfarrer wählten begabte Kinder für eine Priesterausbildung aus. Es bestand die Erwartung, daß aus einer kinderreichen Familie Kinder ins Kloster gehen oder Priester werden müßten. In diesem Sinne wirkten nicht nur Lehrer oder Pfarrer, sondern auch die Angehörigen, insbesondere die Mütter auf die Kinder ein (Riedmann 1991, S. 216).

Von Menschen im 19. und 20. Jahrhundert wurden Schulbildung, Lesen und Schreiben als Ausbruchsmöglichkeiten aus oft unerträglichen Lebensumständen gerade im bäuerlichen Bereich empfunden.

Nach meinen Forschungen in Axams und Schwaz wurde schulische Bildung als Vorbereitung auf das Berufsleben in einer Dienstleistungsgesellschaft ab den 50er Jahren immer mehr zur Selbstverständlichkeit, während eine schulische Ausbildung zusätzlich zur achtjährigen Pflichtvolksschule vorher für die allermeisten Menschen unmöglich war, auch wenn Menschen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, wie das aus verschiedenen Oral History Forschungen bekannt ist, bereits von dementsprechenden Ausbildungen träumten.

Normen, Gesetzgebung, mediale Vernetzung

Herrschaftliche Gesetzgebung basierte auf Normen, auf Perspektiven auf menschliches Zusammenleben, die aus diesen Normen entstanden. Weiters legte sie Maßnahmen zur Durchsetzung von Normen und zur Ahndung von Normverstößen fest.

Medien aller Art verbreiteten Normen. Die Schrift als Medium wurde bereits erwähnt. Mit der Erfindung der Buchdrucks und der zunehmenden Durchsetzung der Schulpflicht, des Lese- und Schreibunterrichts, waren die Voraussetzungen geschaffen, um Normen effektiv durch Bücher und Zeitschriften unter die Leute zu bringen. In der 2. Hälfte 19. Jahrhundert nahm die Produktion von Bildern durch die Photographie neue Dimensionen an (vgl. von Braun 1988, S. 113 ff.). Die Vereinheitlichung und Normierung von Bildung durch die Schulpflicht, der verallgemeinerte Einsatz von Medien schuf einen Bereich "medialer Vernetzung".

Mediale Vernetzung meint, daß sich aus dem Einsatz bestimmter Medien Netze zur Verbreitung von Inhalten ergaben, daß an diese Netzwerke Menschen ihre Existenz, Aufstiegs- und Verewigungsmöglichkeiten knüpften, daß Herrschaften oder Herrschaftsanwärter diese Netzwerke nützten, um ihren Plänen gemäß Inhalte zu verbreiten. Diese Netze "durchziehen" letztlich die Menschen selbst, das Denken und die Gefühle der Menschen. Sie liefern Inhalte, die in die vorbereiteten Gefühlsmuster hineinverarbeitet werden. Dieses mediale Netz wurde, auch dadurch, daß viele Menschen lesen lernten, im 19. und 20. Jahrhundert immer enger gelegt. Immer mehr Menschen lernten Gedankengänge kennen, die ihrer unmittelbaren existentiell-sinnlichen Erfahrung kaum entsprachen. Die Erfindung der Photographie und später des Films wiederum verschaffte den zu verbreitenden Vorstellungen

²⁸Noch im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts begann, laut Auskunft meiner InterviewpartnerInnen aus Axams, das Schuljahr für die Bauernkinder im Oktober, und es endete im April.

einen direkteren Zugang in menschliches Denken und Fühlen, der nicht erst durch einen Prozeß intellektueller Verarbeitung gefiltert werden mußte.

Beichte, Gericht und Gesetze in Tirol

Im 15./16. Jahrhundert existierte in Tirol, wie das im Zusammenhang mit der Hexenverfolgung gezeigt wurde, bereits eine große Gruppe von Menschen ohne verwandtschaftlich/dörfliche Einbindung und daraus entstehenden Schutz. Der Zusammenhalt in den Verwandtschaften bestand aber noch relativ ungebrochen, während sich herrschaftliche Institutionen, wie die Gerichte, bereits massiv zwischen die Verwandtschaften geschaltet und Funktionen in der Konfliktregelung übernommen bzw. sogar monopolisiert hatten.

Günther Pallaver untersucht in seiner Dissertation "Das Ende der schamlosen Zeit" (Pallaver 1986) Beicht- und Prozeßakten aus Brixen in Hinblick auf die Frage nach der Herausbildung katholischer Moralvorstellungen im 16. und 17. Jahrhundert. Er geht davon aus, daß

"... die Ereignisse um 1809 nur aus der historischen Entwicklung der frühen Neuzeit erklärt werden können, als es der Katholischen Kirche in Zusammenarbeit mit der weltlichen Herrschaft gelang, das 'Heilige Land Tirol' zu formen." (Pallaver 1986, S. IV)

Dabei stellt er fest, daß sich ab dem 16. Jahrhundert die herrschaftliche Durchsetzung der Individualisierung der Menschen im Hinblick auf die Form der Beichte ausdrückte. Zuvor hatte die Beichte die Form einer allgemeinen Bußfeier, in der es um die Wiederherstellung des Bundes mit Gott durch die Gemeinschaft der Gläubigen ging. Nun erzwang man die Einzelbeichte, in der die Sünden anhand von Fragenkatalogen angegeben werden mußten.²⁹

Das "Ergebnis" der Beichte wurde schriftlich festgehalten und stand einige Zeit sogar den weltlichen Herrschaften zur Verfügung (obwohl es in Bezug darauf zu Konflikten zwischen weltlicher Herrschaft und den kirchlichen Obrigkeiten in Brixen kam). Die Funktion dieser Einzelbeichte bestand (seit dem 13. Jahrhundert), in einer Zeit in der zahlreiche neue kirchenkritisch-religiöse Bewegungen entstanden, nun nicht mehr in der Wiederaufnahme in die Gemeinschaft, sondern in der Beweisführung, daß ein Einzelner nicht zu den Abtrünnigen gehörte.

Günther Pallaver verweist im Hinblick auf sein Fallbeispiel Brixen darauf, daß die neue Form der Beichte bei der bäuerlichen Bevölkerung auf erheblichen Widerstand stieß und erst gegen 1630 durchgesetzt war - zumindest finden sich ab dieser Zeit in den Quellen keine Klagen darüber mehr.

Prozeßakten dieser Zeit spiegeln eine Verwissenschaftlichung des gerichtlichen Verfahrens wider. Aus persönlichen Fällen, die man entsprechend ihrer Besonderheit behandelte, wurden vereinheitlichte juristische Tatbestände.

Diese Individualisierungs- bzw. Zivilisationstendenzen hingen mit einer Zentralisierung von Herrschaft zusammen, mit einer fortschreitenden Aufhebung von Rechten, die auf lokale Besonderheiten eingingen.

Im Hinblick auf bäuerliche DienstbotInnen läßt sich die Festschreibung von deren Abhängigkeit und Ausbeutbarkeit durch die entsprechende Gesetzgebung analysieren. Maria Woitsche stellt bei der Untersuchung der Gesindeordnungen des 19. Jahrhunderts im Vergleich zum modernen Arbeitsrecht fest, daß diese Gesindeordnungen die Machtposition des "Hausvaters" stärkten, indem sie zum einen Normen zugrundelegten, die jegliche Kritik als Ungehorsam oder Störung des Hausfriedens bezeichneten. Zum anderen oblag die Überwa-

²⁹Diese Methode wurde bei der Verfolgung von HäretikerInnen und Hexen praktiziert. Sie führte zu einer "Vereindeutigung" von Sachverhalten, die "eindeutige" Urteile produzierte.

chung der Einhaltung dieser Normen wiederum denjenigen, in deren Interesse sie formuliert wurden (etwa dem "Hausvater" oder dem Gemeindevorsteher) (Woitsche 1989, S. 81 ff.).

"Geschlechterökonomie", "sexuelle Ökonomie"

Im folgenden bringe ich nun Beispiele, die sich auf die "Geschlechterökonomie" im engeren Sinne beziehen, also auf das Verhältnis von Mann und Frau (in einer Gesellschaft mit der Norm der Zweigeschlechtlichkeit). Das "Herzstück" dieser "Geschlechterökonomie" bildete eine "sexuelle Ökonomie"³⁰.

Nachdem Frauen als Hexen verbrannt worden waren, eben auch für ihre "Triebhaftigkeit", zeichnete die bürgerliche Norm für Weiblichkeit das Bild von der trieblosen Frau. Im katholisch-neuzeitlichen Denken sollte die "private" Frau als Jungfrau und als Mutter idealerweise "keusch" und trieblos sein. Im Kindermachen wurde der ausschließliche Zweck der Sexualität gesehen. Diese Kinder waren in einer ordnungsgemäßen, sakramental abgesegneten Ehe zu zeugen. Bei Verstößen gegen diese Norm stand die inzwischen individualisierte Ehre auf dem Spiel: für die Frauen ihr Ruf als ehrbare Frau, für die Männer ihr Ruf als fähige Herren über ihren Besitz. Der Anspruch auf die Sexualität der Ehefrau wurde den Männern gesetzlich zugesichert. Diese Normierung der Sexualität - ihre Verdrängung aus der Öffentlichkeit bei ihrer gleichzeitigen Diskursivierung - beschreibt Günther Pallaver anhand der herrschaftlich durchgesetzten Beichtform im 16. und 17. Jahrhundert für Tirol (Pallaver 1986).

Für Menschen, die nichts oder wenig besaßen, beschränkte oder verunmöglichte der gesetzlich festgelegte Ehekonsensus in Tirol im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts die Möglichkeit der Eheschließung. Bei ihnen führte Sexualität fast zwangsläufig zu "illegitimen" Kindern. Nicht nur die Gesetzgebung und die Kirche behandelten "illegitime" Kinder und Erwachsene (spätestens im 19. Jahrhundert) als "Unter-Menschen", sondern auch die "legitimen Menschen".

Die gesetzliche Festschreibung der Ehefähigkeit der DienstbotInnen stellt das gesetzgeberische Einverständnis mit der in der Sozialgeschichte und Ethnologie als "alpines Heiratsmuster" bezeichneten gesellschaftlichen "Gewohnheit" dar. Norbert Ortmayr führt aus, daß die Alpen eine Region mit hohem Heiratsalter und hohem Ehelosenanteil waren. Im späten 19. Jahrhundert blieben zwischen 30% und 60% der Menschen ledig, von den 25 bis 29jährigen Männern waren 75% bis 90% noch ledig (Ortmayr 1989, S. 120).³¹

³⁰Die Disziplinierung der Sexualität stellt eine Grundlage der neuzeitlichen Disziplinierungsversuche überhaupt dar. Sexualität wurde nach der These Michelle Foucault's nicht "unterdrückt", sie wurde in der Beichte, in Ratgebern, in den Medien ganz allgemein, in den Therapie- und Psychotherapie-Techniken der Psyche besprochen, wie nie zuvor. Sie wurde normiert (vgl. Foucault 1983). In den Erfahrungen der Menschen in Tirol (geschlechts-, schicht- und familienpositionsspezifisch unterschiedlich) kommt jedoch auch eine Unterdrückung von sexuellen Bedürfnissen zum Ausdruck, eine Sprachlosigkeit in Hinblick auf Sexualität.

³¹Norbert Ortmayr kommt über einen österreichweiten Vergleich zum Ergebnis, daß es letztlich "...die unterschiedlichen ökologischen Bedingungen und die damit verbundenen Wirtschaftsformen (waren), die die Unterschiede im Heiratsmuster erklären. Die alpine Ökonomie war eine Ökonomie der extrem knappen Ressourcen, die auch im 19. Jahrhundert nicht wesentlich erweitert werden konnten. Spätheirat und Ehelosigkeit waren kulturelle Anpassungsstrategien an diese ökologischen und ökonomischen Bedingungen." (Ortmayr 1989, S. 130) Ich gebe demgegenüber zu bedenken, daß Entwicklungen im Nachhinein logisch aussehen, daß sie sich aber durchaus aus vielen konkreten Entscheidungen und Strategien ergeben, die konkrete Menschen, Menschengruppen treffen und betreiben. Das "alpine Heiratsmuster" interpretiere ich mehr als ein Ergebnis von herrschaftlicher Politik, als von knappen Ressourcen. Es gab/gibt Gesellschaften, die das "Problem der knappen Ressourcen" auf ganz andere Weise lösten unter der Voraussetzung, daß sie "Ressourcen" weniger als Ressourcen betrachteten, denn als die "Mutter Erde", die nicht beliebig ausgebeutet werden kann.

In Tirol bewirkten gesetzgeberische, erzieherische, kirchliche, mediale Disziplinierung die Verknüpfung der "männlichen" Ehre mit der Fähigkeit der Männer, die Keuschheit ihrer Frauen zu bewachen und dabei aber selbst unbeschränkten "Zugang" zur Sexualität ihrer Frauen zu haben. Die Verbindung von "weiblicher" Ehre mit individueller "Keuschheit" (verbunden mit der Erfahrung der Folgen des "männlichen" Ehrverständnisses) verursachte bei vielen Frauen ein faktisches Abstandnehmen von sexuellen Bedürfnissen bzw. Gefühlen, eine "Lustlosigkeit" bis hin zu einem Ekelgefühl. Männer fühlten sich von der "Lustlosigkeit" und Ablehnung ihrer Frauen gekränkt, bekamen das Gefühl, die Frauen hätten da etwas, was sie verweigern. Sie reagierten oft mit Gewalttätigkeit, Wirtshausbesuchen, verstärkter Teilnahme an der dörflichen "Männeröffentlichkeit" und Alkoholismus und waren dabei ständig der Gefahr ausgesetzt, von anderen Männern als "ehelos" entdeckt und aufgedeckt zu werden. Frauen spürten kaum, daß sie etwas zu geben hatten, da sie eben wenig spürten außer Widerwillen, Ekel und "Lustlosigkeit". Das Ökonomische daran ist, daß Männer sich dadurch berechtigter fühlten, "ihren" Besitz für ihre politisch/ökonomische Teilnahme einzusetzen, und daß Frauen währenddessen damit beschäftigt waren, die Existenzsicherung in den von Männern besessenen Haushalten am Laufen zu halten.

Es erscheint mir notwendig, auf diese "sexuelle Ökonomie" in ihrem "Ideal" und ihrer praktischen Auswirkung hinzuweisen, da anders kaum verständlich wird, was sich in Tirol zwischen den Geschlechtern im 19. und 20. Jahrhundert abspielte, worunter die Menschen, Männer und Frauen litten, womit sie sich gegenseitig quälten. Diese Variante der neuzeitlichen "Geschlechterökonomie" und "sexuellen Ökonomie" bestimmte in dieser Zeit Erfahrungen von Menschen in Tirol und erweiterte die Zugriffsmöglichkeiten herrschaftlicher Macht ungemein, da dieses Unverständnis und diese Wut zwischen Männern und Frauen Verbindlichkeiten sprengte.

Fallbeispiele aus Tirol zur Herstellung der "Geschlechterökonomie".

Ingo Schneider fand Belege dafür, daß in Tirol bereits im 15. Jahrhundert die Eltern sehr bemüht darum waren, daß ihre Neugeborenen mit der Taufe versehen wurden. Falls ein Kind tot geboren wurde, war ein Lebenszeichen nötig, um es zu taufen. Ansonsten verfallte es dem Teufel und der Hölle. Ebenso früh gibt es den Brauch des Aussegnens der Frauen nach einer Geburt, das ebenfalls mit der Vorstellung verbunden war, der Teufel habe Gewalt über die Wöchnerin, bis sie ausgesegnet sei (Schneider 1987, S. 46 ff.).

Dies weist darauf hin, daß Menschen des 15. Jahrhunderts schon an eine Polarisierung von Gut und Böse glaubten, so wie sie ihnen von den Priestern der katholischen Kirche beigebracht wurde, daß sie auf ein ewiges Glück in einem Jenseits hofften, das mit ihrem diesseitigen Verhalten verbunden war, aber auch mit "Zufällen", wie damit, ob ein Kind nach seiner Geburt lange genug lebte, um die Taufe zu erhalten. Die gesellschaftliche Ansicht, daß schwangere und menstrierende Frauen besonders mächtig sind, existierte und existiert in vielen Gesellschaften, zu vielen Zeiten (vgl. etwa Verdier 1982 für ein südfranzösisches Dorf im 20. Jahrhundert). Frauen mußten in diesen Zeiten besondere Tabus oder Vorsichtsregeln beachten, um durch ihre außerordentliche Kraft nicht zu schaden. In der Vereinnahmung paganer (heidnischer) Spiritualität fügte die katholische Kirche dies in ihr Gut-Böse, Gott-Teufel Schema ein. Dies ergab sich aus der Ablehnung und Verteufelung des Leiblichen, insbesondere der weiblichen Leiblichkeit, die die Kirche betrieb. Die kirchliche Vorstellungswelt scheint in das Erleben der Geburt schon im 15. Jahrhundert Einfluß genom-

men zu haben, wenn sie auch noch weit davon entfernt war, den Frauen ihre Mächtigkeit in diesem Bereich nehmen zu können.³²

Edith Saurer untersuchte (für den österreichischen Raum) Gebetbücher des 19. Jahrhunderts in denen sie das, was ich als "Individualisierung der weiblichen Ehre" bezeichne, feststellt. Die alten Gebetbücher waren geschlechts- und standesspezifisch angelegt und dazu da, um in der Gemeinschaft gelesen zu werden. Die neuen Bücher waren für den individuellen Gebrauch bestimmt und dienten der Einweisung der Menschen in ihre jeweiligen durch ihr Geschlecht und ihre gesellschaftliche Positionierung festgelegten Pflichten. Zentrales Thema der Gebetbücher für Frauen waren der Körper und die Keuschheit der Frau. Der Körper wurde als Träger der Sünde beschrieben. Edith Saurer bezeichnet dies als eine "Pädagogisierung des Gebets" (Saurer 1990, S. 55).

Anna Wieland und Christine Plieger untersuchten anhand der Zeitschrift "Sonnenland", die von 1912 bis 1939 zweimal monatlich erschien und sich an bürgerliche Mädchen wandte, wie anhand katholischer Normen Frauen darauf eingestellt werden sollten, ihr irdisches Tun auf die Erwartung jenseitigen Glücks zu beziehen. Dabei wurde die Gestalt der Gottesmutter Maria eingesetzt, um den Frauen klarzumachen, wie sie sein sollten. 1918 zeichnete sich eine Aufwertung der berufstätigen Frau ab, die jedoch in den 30er Jahren wieder zurückgenommen wurde. Mädchenerziehung wurde auf die Ausbildung bürgerlicher "Mütterlichkeit" bezogen (Wieland/Plieger 1989, S. 21 ff.).

Frauen waren, wie gesagt, von den Erziehungs- und Disziplinierungsbemühungen in besonderer Weise betroffen. Sie standen schließlich genau deshalb der katholischen Kirche im 20. Jahrhundert im Dorf wesentlich unkritischer gegenüber als dies Männer taten. Sie verbanden ihre tatsächliche Erfahrung von Sexualität mit der katholischen Ideologie von der Sündhaftigkeit der Sexualität.

Gerhard Riedmann analysierte literarische Werke von Tirolerinnen und Tirolern im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, in denen der "Kulturkampf" ausgetragen wird. Er kommt zu dem Ergebnis, daß auch die Schriftstellerinnen, die vornehmlich aus oberen gesellschaftlichen Schichten stammten, Weiblichkeitsstereotype im Zusammenhang des katholischen Weltbildes reproduzierten und festschrieben (Riedmann 1991, S. 194 ff.).

Eine Disziplinierungsform von Frauen war das unablässige Beschäftigen der Hände als Zeichen und Beweis für ihre "Fleißigkeit", was auch aus den Interviews mit Frauen in Axams deutlich wird.³³

Lore Alexander beschreibt, anhand einer Forschung zu Osttiroler Bäuerinnen im 20. Jahrhundert, wie auch im Bereich bäuerlichen Wirtschaftens, in dem Frauen ganz offensichtlich Produktionsarbeit leisteten und leisten, versucht wurde, die Realität der Frauen durch jene

³²Die Vorstellung, daß die ungetauften Kinder in der Hölle landeten, hatte noch lange Konkurrenz. Darüber gibt die weitverbreitete Sage von der Frau Percht Aunkunft, die am Dreikönigstag mit den armen Seelen über die Erde wandert, bis sich der einen oder anderen Seele eine Erlösungsmöglichkeit bietet.

³³Es gibt einleuchtende theoretische Erklärungen aus dem Bereich der feministischen Wissenschaft dafür, wie Frauen Scham- und Schuldgefühle für die Nichterfüllung der Weiblichkeitsnormen beigebracht wurde. Diese stimmen darin überein, daß diese Normen erst im 18. Jahrhundert im Bürgertum und ab dem 19. Jahrhundert dann auch bei Arbeiterinnen, Bäuerinnen usw. soweit durchgesetzt wurden, daß viele Frauen sie schließlich teilweise verinnerlichten und aneinander (etwa Mütter an ihre Töchter) weitergaben.

Die Strategie der Disziplinierung von Frauen durch das ständige Beschäftigen der Hände der Mädchen durch Handarbeiten beschreibt auch Yvonne Verdier in ihrer Untersuchung eines südfranzösischen Dorfes. Dadurch waren sie gezwungen, sich ständig zu betätigen, dabei einzüben, ständig zu produzieren und den "Fleiß" als Norm gegenüber der "Faulheit" zu verinnerlichen. Außerdem, so wurde angenommen, würde sie dies davon abhalten, "moralische Dummheiten" zu begehen. Es war also wiederum verknüpft mit dem Einlernen eines "sittamen" weiblichen Verhaltens (Verdier 1982, S. 174 ff.).

Ideologie zu vereinnahmen, die Frauen mit Privatheit/naturhafter Unterworfenheit unter den männlich gestalteten "Fortschritt" verknüpft. Sie thematisiert, wie gerade im Bereich des Handarbeitens, der Produktion von Textilien, ein Bild von Frauen geschaffen wurde, das diese produktive Tätigkeit als gemütliche, abendliche Freizeitbeschäftigung einer "bäuerlichen Hausfrau" darstellt (Alexander 1991, S. 56 ff.).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß mit der Durchsetzung einer zentralen herrschaftlichen Macht, der medialen Vernetzung und Vereinheitlichung von Denkformen der alte verwandtschaftliche Zusammenhalt tendenziell zerstört wurde. Neuzeitliche Herrschaftsformen schufen sich ihre Lebensgrundlage wesentlich durch die Formulierung und Umsetzung einer neuen "Geschlechterökonomie". In Tirol hing dies mit der Einbeziehung von besitzenden Männern in den Staat zusammen. Ihr Besitzerstatus wurde durch eine Gesetzgebung, die sie zu individuellen Erben machte, legitimiert.

Die "Oberhoheit über die Seelen", über die Moral der Menschen, über ihr Denken, durch die Anerziehung entsprechender Denk- und Fühlformen oblag der katholischen Kirche. Die Erzeugung einer "Untertanenmentalität" gelang auch über die geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausgeformte Individualisierung der Menschen, ihre Vereinzelung und Herauslösung aus gesellschaftlichen Geflechten, die sie schützten, durch die Verknüpfung von individuell zu bewahrender Ehre mit Schuld- und Schamgefühlen.

3. Tirol wird mit überregionaler Ökonomie verbunden

Das habsburgische Imperium

Die Habsburger waren über Jahrhunderte damit beschäftigt, ein Imperium, ein riesiges Herrschaftsgebiet aufzubauen (Braudel 1992). Dabei verwendeten sie die Gebiete, die ihrer Herrschaft unterstanden, zur Rekrutierung von Menschen, zur Erarbeitung der Mittel für ihre Verwaltung, Politik, Kriegsführung, also zur Finanzierung ihrer imperialen Bestrebungen. In diesem Sinne bildete ihre Herrschaft ein ökonomisches Netzwerk, das es ermöglichte, "Materieströme" an sie fließen zu lassen oder so umzuleiten, daß sie in ein Austauschverhältnis mit anderen politischen und ökonomischen Akteuren kamen.

Was sie mit Besitzbauern austauschten und wie sie bäuerliche Menschen als "Materie" ausbeuteten, wurde bereits diskutiert. Sie bauten ein Netzwerk von Verwaltung (Urbarämter, Zollstationen usw.), Gerichtsbarkeit und Militär auf und aus. Sie sorgten dafür, "neu auftauchende" Gewinnmöglichkeiten für sich zu monopolisieren und als Unterpfand einsetzbar zu machen (etwa Bergwerke, Tabak). Sie verbanden sich mit anderen "Mächten", politischen und ökonomischen, die ihre Politik unterstützen und ermöglichen sollten. In der frühen Neuzeit etwa liehen sie Geld von großen süddeutschen Bank- und Handelshäusern, denen sie dafür Pfründe verpfändeten, auf die sie kraft ihrer Herrschaft Anspruch erhoben (etwa Silber aus den Schwazer Minen an die Fugger und Welsler).

Durch die Heirat Philips, des Sohnes von Maximilian I., mit Johanna von Spanien, wurde dieser König von Kastilien. Damit war die spanische Linie der Habsburger begründet. 1492, also kurze Zeit vor dieser Heirat, fand die sogenannte "Entdeckung Amerikas" statt, mit der die Schaffung ungleicher Austauschströme zwischen Westeuropa, Afrika und Amerika in Gang kam (Wolf 1986, S. 278 Pf.). Einer der "Rohstoffe", die bald reichlich aus Amerika nach Spanien und Portugal fließen sollten, war das Silber (Galeano 1985, S. 30 ff.).

Nach dem Tod des letzten spanischen Habsburgers machten die österreichischen Habsburger, die Bourbonen und die bayrischen Wittelsbacher Ansprüche auf den spanischen Thron geltend. Die österreichischen Habsburger konstruierten sich eine in Bronze gegossene Genealogie, um ihren Rechten materiellen Ausdruck zu verleihen, und stellten die "schwarzen Mander" (unter denen sich übrigens auch einige Frauen befinden) in der Schwarzmanderkirche im Zentrum Innsbrucks auf, wo sie noch heute als Touristenattraktion fungieren. Besonders Kaiser Karl V. war zeitlebens damit beschäftigt, ein Imperium abzusichern, das längerfristig keinen Bestand haben konnte (Braudel 1992). Im Zusammenhang des "spanischen Erbfolgekrieges" kämpften Tiroler Bauern, der Landsturm, auf Seiten der Habsburger gegen in Tirol einmarschierende Truppen der bayrischen Wittelsbacher (wozu sie durch das Landlibell von 1511 verpflichtet waren). Die Habsburger verloren den spanischen Thron, sie behielten Besitzungen in den Niederlanden und in Amerika. Und sie behielten Tirol, das etwa 1703 beim Einmarsch von bayrischen und französischen Soldaten unter dem Kommando des bayrischen Fürsten mit Hilfe der Bauern verteidigt wurde (vgl. Mathis 1975). Soviel sei zur "politischen" Seite, zu den Kämpfen unter adeligen Häusern/sich konstituierenden Staaten um Gebiete zur "flächendeckenden Beherrschung", gesagt.

Tirol als ein Zentrum des Silberbergbaus

Die Stadt Schwaz bildete für einige Zeit die wichtigste Bergbaumetropole des mitteleuropäischen Raumes.

Der Bergbau in Schwaz wurde bereits seit Beginn des 15. Jahrhunderts betrieben und im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts ausgeweitet. Die Landesfürsten erreichten 1467 die Abwanderung der Friendsberger, des dort ansässigen Grafengeschlechts, das zunächst über Bergbaurechte verfügte. Im Jahr 1492 arbeiteten bereits um die 4.000 Menschen im Schwazer Bergbau.

In der Zeit, als die Habsburger mit Hilfe der Städte und der Gerichte konkurrierende adelige Herrschaftsansprüche zurückgedrängt und ausgeschaltet hatten, erfolgte die Zunahme des Silberabbaus in Schwaz und Gossensass. Durch die Art der Konstruktion der Rechtstitel/Besitztitel ermöglichte der Silberbergbau eine Zunahme des herzoglichen Vermögens.

Dieses Vermögen floß zu einem guten Teil in die Bemühung um die habsburgische Weltreichbildung (Braudel 1992). Große süddeutsche Finanz- und Handelshäuser verliehen Geld an die Fürsten gegen die Verpfändung von abgebautem Silber bzw. von Abbaurechten.

1456 etwa ließ Erzherzog Sigmund bei den Fuggern 40.000 Gulden, die er in Silber und mit Zinsen zurückerstatten mußte. Das Münzgold, das aus dem Silber geprägt wurde, fand bald als wichtiges Zahlungsmittel in den süddeutschen Wirtschaftszentren Einsatz.

Die Fugger wiederum (eine Familie, die aus einem Webereibetrieb ein Handelshaus und schließlich ein Finanzimperium errichtet hatte) verbanden die Pacht ungarischer Kupferbergwerke mit der Besorgung des Geldverkehrs für die päpstliche Kurie und mit Welthandelsaktivitäten in den europäischen Wirtschaftszentren, nach Amerika und in den Orient. Neben den Fuggern liehen die Baumgartner Geld gegen Silber an die Habsburger. Diese kaiserlichen Finanziers zogen ihre Gewinne etwa 50 Jahre lang aus dem Schwazer Bergbau und vernichteten durch ihre Konkurrenz viele Tiroler Gesellschaften (Egg 1971).

Karl V., Sohn Philips I. von Kastilien, hielt sich viel in Tirol auf. In der Innsbrucker Hofburg unterschrieb er ein Papier, das den Indianern, den Menschen in der "Neuen Welt" ihren Status als Menschen konstatierte.

Er war derjenige römisch-deutsche Kaiser, der, besonders nach dem Tod Martin Luthers, die Rekatholisierung der deutschen Fürstentümer versuchte, aber von seinem evangelischen Vassallen, Moritz von Sachsen schließlich 1552 mit militärischer Macht aus Innsbruck vertrieben wurde und sich gegen Ende seines Lebens nach Spanien zurückzog (Braudel 1992). In Tirol war er, wie dargestellt, mit seiner Rekatholisierung erfolgreicher.

Karl V. finanzierte seine Herrschaft mit Hilfe der Fugger. Die wirtschaftliche Macht der Fugger ihrerseits war mit der Herrschaft der Habsburger verknüpft. So bedeutete die Zahlungsunfähigkeit der Habsburger letztlich den Untergang dieses Handelshauses (Wallerstein 1986, S. 253).

Tirol (genauer gesagt die Schwazer Gegend und die Gegend um Gossensass im heutigen Südtirol; Riedmann 1982, S. 124) etablierte sich schnell als ein Zentrum des Silberbergbaus, was auch damit zusammenhing, daß die Bergwerkszentren in Oberungarn durch den Vormarsch der Türken unsicher wurden. Gleichzeitig begann der Silberstrom aus der "Neuen Welt" zu fließen. Tiroler Fachleute wurden nach Spanien gebeten, um ihr "know how" im Umgang mit Silber weiterzugeben (etwa auf dem Gebiet der Münzprägung).

Die in großer Zahl aus dem deutschen Raum nach Schwaz eingewanderten Knappen wanderten nach der allmählichen Erschöpfung der hiesigen Silbervorräte weiter in die ungarischen und böhmischen Bergbauzentren und auch in jene der "Neuen Welt" (etwa 1529 nach Venezuela, Riedmann 1982, S. 127).³⁴ 1556 arbeiteten angeblich immer noch 11.150 Männer im Schwazer Bergbau, 1606 waren es nur mehr 1.500. Die Arbeitsbedingungen für die Knappen verschlechterten sich, was zu Beschwerden und Unstimmigkeiten führte. 1563 bis 1566 wütete eine Flecktyphus Seuche. Es kam zu Verarmungserscheinungen, zu einer größeren Ausgeliefertheit der Knappen an die Stollenbesitzer, da der Arbeitskräftebedarf sank. Außerdem tauchten Formen der Arbeitsorganisation auf, die sozusagen jene Nischen füllten, die dadurch entstanden, daß die großen Gesellschaften ihr Interesse am Bergwerk verloren: Menschen, deren Existenzsicherung mit dem Bergbau verbunden war, erschlossen sich nun, wie immer in solchen Situationen, Existenzmöglichkeiten mit Improvisationscharakter.

Schwaz, angeblich zuvor die größte Stadt des österreichischen Gebietes der Habsburger³⁵, beheimatete nach der Abwanderung vieler Bergknappen eine verarmte Bevölkerung, die zum größten Teil aus Frauen und Kindern bestand. In dieser Situation brach 1610 eine Seuche in Schwaz aus. In den zeitgenössischen Quellen ist von der Pest die Rede. Bernhard Schretter, der über diese Seuche in Tirol forschte, geht jedoch davon aus, daß es sich um das Fleckfieber handelte. Die Seuche dauerte bis 1612. Betroffen waren besonders Frauen und Kinder. Bernhard Schretter sieht einen Zusammenhang zwischen der Ausbreitung von Seuchen und den Kriegen und führt auch Armut als Grund für Seuchenanfälligkeit an (Schretter 1982, S. 53 ff.).

In Schwaz waren Menschen offenbar im Zusammenhang mit der vormaligen Einbindung der Stadt ins "europäische Weltsystem" an zentraler Stelle verarmt. Der Bergbau war nun keine Quelle reichlich fließenden Gewinns mehr, er wurde von den Landesfürsten gestützt. In dieser Zeit stellte sich das Problem, was mit den Menschen werden sollte, die infolge ökonomisch-politischer Vorgänge ihre Existenz kaum mehr bestreiten konnten. Einige dieser Menschen wurden mit der "Schuld" für die allgemein erfahrende Existenzunsicherheit zu

³⁴Wissenschaftlich ist umstritten, in welchem Ausmaß das aus der "Neuen Welt" kommende Silber tatsächlich in Europa verblieb und dadurch eine Inflation auslösen konnte. Große Mengen des Silbers wurden nach Indien weitertransportiert.

³⁵Zu neuen Berechnungen der Einwohnerzahl von Schwaz im 16. Jahrhundert und einer Kritik an der üblicherweise angenommenen Zahl von 20.000 bis 30.000 Einwohnern vgl. Mathis 1993, S. 80.

beladen und als Hexen verfolgt. Andere, die gesellschaftlich noch eingebundener waren, wurden zum "Gegenstand" dessen, was schließlich in "Sozialpolitik" mündete und eine neue Phase der Staatsbildung, eine neue Ausdrucksform des Staates bedingte. Durch staatliche Unterstützung kamen Menschen in staatliche Abhängigkeit und bildeten ein Reservoir an flexibel einsetzbaren Arbeitskräften, Soldaten, auch ein Reservoir an Menschen, an denen Abweichung bzw. Anormalität konstruiert wurde, mit denen in pädagogischen Anstalten, Arbeits- und Armenhäusern, in Gefängnissen und Kliniken und auch in den Fabriken experimentiert wurde. Der Staat wird in diesem Zusammenhang zum Beschützer einer "nationalen" Wirtschaft, die aber auch in Konkurrenz zum Staat als Wirtschaftsunternehmen stehen konnte. Zwischen dem Staat und dieser Wirtschaft mußte ein Verhältnis gegenseitiger Unterstützung gefunden werden, das sich schließlich in der gesetzlichen Sicherung des Privatbesitzes ausdrückte.

Wie an anderer Stelle erwähnt, waren außer den Knappen viele Menschen/Familien für ihre Existenzsicherung mit dem Bergbau verbunden. Das betraf z.B. Bauern und Handwerker, die an die im Bergbau Tätigen verkauften und die auf diese Weise in diese Ökonomie eingebunden waren. Diese Menschen mußten sich nach dem Niedergang des Bergbaus andere Geldquellen erschließen, um ihren Finanzbedarf zu decken, der ihnen etwa durch Abgaben an Staat, Kirche und Lehensherren auferlegt war.

Die Menschen behalfen sich in solchen Situationen weitestgehend selbst. In der Schwazer Gegend z.B. strickten Frauen seit dem 17. Jahrhundert, um ihre Familien zu ernähren (Stöckl 1993, S. 20/21).

1827 stellte der Staat den letzten Bergbau am Falkenstein ein (Egg 1971, S. 294). Die Stadt hatte inzwischen auch unter den napoleonischen Kriegen zu leiden gehabt. Auf Seite 56 ff., im Zusammenhang mit ArbeiterInnen, komme ich auf Schwaz zurück.

Handwerk in den Dörfern, bäuerlicher Nebenerwerb, die Wirtschaft der "GelegenheitsarbeiterInnen" und Industrialisierungsiseln

In diesem Abschnitt werden verschiedene Arten der Existenzsicherung zueinander in Bezug gebracht, da die klare Einteilung: BäuerInnen, Handwerker-Gewerbetreibende, HändlerInnen, ArbeiterInnen und DienstbotInnen im behandelten Zeitraum in der Realität kaum existierte.

Menschen kombinierten verschiedene Arten der Existenzsicherung. Auf die Frage, wie dieses Kombinieren mit Verwandtschaft/Familie verbunden war, damit, wie Menschen in Familie/Verwandtschaft als Mann oder Frau, Mutter/Vater, Tochter/Sohn usw., von ihrem Alter her, von Fähigkeiten und Vorlieben her positioniert waren, gehe ich im empirischen Kapitel genauer ein (vgl. dazu Tilly/Scott 1978 und 1984; Mitterauer/Sieder 1984). Hier versuche ich zunächst, diese Eindeutigkeit der Kategorisierungen, die menschlicher Realität kaum gerecht, aber dennoch in wissenschaftlichem, politischem und ökonomischem Denken ständig vorausgesetzt werden, in Frage zu stellen.

BäuerInnen

Im Abschnitt zu den Bauernkriegen wurde festgestellt, daß die formulierten Unzufriedenheiten der Bauern und Bäuerinnen mit einer "Beschneidung" angestammter Rechte, etwa der Nutzung von Wald, Weiden und Gewässern zu tun hatte. Die Durchsetzung des Römischen Rechts bedingte eine "Privatisierung" dieser Gebiete, ihre Unterstellung unter herrschaftli-

che Verfügung. Andererseits war der Aufstand durch die Teilnahme von Bergknappen und städtischen Bürgern, auf eine Erleichterung der Teilnahme an den neuen überregionalen ökonomischen Verbindungen ausgerichtet. Der Staat sollte die lokale Ökonomie schützen und von Erschwernissen (etwa durch Straßenzölle) des Wirtschaftens innerhalb des staatlichen Gebietes Abstand nehmen. Auch Bauern wollten eine Erleichterung ihres Handels erreichen und protestierten gegen Zölle und Steuern.

In dieser Zeit wurden zur Versorgung der Bergleute Nahrungsmittel importiert, so etwa Getreide aus Ungarn. In Osteuropa entstanden neue Formen abhängigen Arbeitens auf quasimonokulturell bestellten Gütern von Großgrundbesitzern, die für die Bergwerkszentren im Westen produzierten (Wallerstein 1986, S. 125 ff.).

Durch die Umwandlung von Natural- in Geldabgaben waren Bauern bereits dazu gezwungen worden, mit Geld zu wirtschaften, gerieten in unvorteilhafte Austauschverhältnisse mit in Geldtechnologien geschulteren Händlern, Kaufleuten, Geldverleihern und Verwaltern. Sie gerieten in Verschuldungskreisläufe (vgl. Meusel 1952, S. 13 f.). Im Laufe der Zeit mußten sie sich in zunehmendem Maß Quellen finanziellen Zuerwerbs erschließen. Der Typus des/der "NebenerwerbsbäuerIn" ist keineswegs eine Erscheinung des 20. Jahrhunderts. BäuerInnen und ihre Kinder, DienstbotInnen, Geschwister von Erbenden sind seit Jahrhunderten auch mit der Produktion von Textilien, mit dem Handel mit Lebensmitteln und mit handwerklichen Tätigkeiten (z.B. in Form von Wanderarbeit) beschäftigt. Seit im 11./12. Jahrhundert die Städte als Wohnorte von freien Handwerkern und Kaufleuten, von herrschaftlichen Verwaltungsbeamten nebst weniger freiem Gesinde entstanden, verkauften auch Bauern auf den entsprechenden Wochen- und Monatsmärkten (Stolz 1949, S. 351). Insbesondere in den Gebieten Tirols, in denen sich die Erbform der Erbteilung durchsetzte, war es schwer möglich, sich von der landwirtschaftlichen Tätigkeit zu ernähren. Die Erbteilungsform geht wie die Anerbenform davon aus, daß Besitztitel auf einzelne Personen übergehen, nur wird in ersterem Fall der Besitz auf mehrere Personen aufgeteilt.

Ein "Zuerwerb" war bei kleineren und KleinstbäuerInnen existentielle Notwendigkeit. Bei größeren Bauern war es eine Möglichkeit, die wirtschaftliche Mächtigkeit weiter auszubauen.

Menschen/Familien in Tirol waren spätestens seit dem 16. Jahrhundert auch im bäuerlichen Bereich in die Ströme und Krisen der überregionalen Ökonomie eingebunden und keineswegs agrarisch-autark, obwohl den konkreten Menschen/Familien oft nichts anderes übrigblieb, als mittels der vorhandenen, spärlichen Möglichkeiten vor Ort ihre Existenz zu bestreiten.

Die landesfürstlichen Bemühungen um eine Vereinheitlichung und damit verbundene möglichst weitgehende Monopolisierung der Abgaben der Gemeinden/Gerichte gingen währenddessen beständig weiter. Zusammen mit den Landständen wurden Kataster angelegt, die die Steuerleistungen der einzelnen Gemeinden festlegten. Schließlich wollten die Herrschaften auch die Steuerbefreiung aufheben, die einige Gemeinden wegen anderer Leistungen, die sie erbrachten, genossen. Durch die Kriege des 17. Jahrhunderts wurde die Landsteuer immer wieder erhöht (Zörner 1988, S. 5).

Eine massive Einbindung in überregionale politische und ökonomische Verbindungen fand Ende des 15./Anfang des 16. Jahrhunderts statt, eine weitere auswirkungsreiche Einbindung im 19. Jahrhundert. 1848, noch vor dem Reichstag, beschloß der Tiroler Landtag die Ablösung aller Grundlasten von den Grundherren gegen eine gewisse Entschädigung. Die Bauern waren vorher schon "persönlich frei" (d.h. staatlicher Gerichtsbarkeit, Verwaltung und mili-

tärischer Organisation unterstellt, anstelle von grundherrschaftlicher). Diese Ablösung grundherrschaftlicher Belastungen war auch eine Forderung der Liberalen, die eine Mobilisierung von Grund und Boden im Sinn hatten, eine Einbindbarkeit bäuerlicher Betriebe in die "freie" Wirtschaft, eine flexiblere Einsetzbarkeit der bäuerlichen Produktion für sich ergebende Austauschströme (vgl. zum liberalen Wirtschaftsdiskurs im 18./19. Jahrhundert: Polanyi 1978).

Der private Besitz, die Unterstellung von Besitz unter die Verfügungsmacht einzelner Besitzer, bewirkte tatsächlich eine Mobilisierung des Besitzes. Bauern, die ihre Höfe von der Grundherrschaft ablösen wollten, mußten einen Teil der Ablösesumme zahlen und sich dafür verschulden. Sie waren gezwungen, Bargeld aufzubringen, um nicht um Haus und Hof zu kommen, was oft genug geschah. Die Verschuldungsmaschinerie drehte sich auch durch Investitionen, staatlicherseits eingeforderte Abgaben und durch die Auszahlung von nicht-erbenden Geschwistern weiter³⁶.

Gegen die Absaugmechanismen, aus denen sich der Zwang zur Geldwirtschaft ergab, wehrten sich BäuerInnen immer wieder, etwa in den Bauernkriegen. Willi Pechtl und Alfred Tamerl erfuhren in Gesprächen mit alten Menschen aus dem Pitztal, daß die Bauern aus Plangeroß sich massiv und erfolgreich dagegen wehrten, als sie nach dem Ersten Weltkrieg Vieh abgeben sollten. Eine ihrer Interviewpartnerinnen (1903 geboren) erzählte ihnen, daß die Menschen große Schwierigkeiten hatten, die Steuern zu zahlen. Das ganze Bargeld aus dem mühsamen Viehverkauf im Herbst mußte dafür und für Schuldentilgungen verwendet werden. Es kamen Steuereintreiber, um die Steuern zu kassieren (Pechtl/Tamerl 1991, S. 29).

Die Bauern, Bäuerinnen, ihre Kinder, Eltern und Geschwister in Tirol waren zu einem großen Teil dazu gezwungen, für ihre Existenzsicherung entweder die Früchte ihrer Arbeit einzutauschen oder als Waren zu verkaufen und/oder außerhalb ihres Hofes zu arbeiten. Sie waren dabei abhängig von und eingebunden in überregionale politische und ökonomische Vorgänge, betroffen von ökonomischen Krisen. Das, was manchmal als ein "Rückfall in agrarische Strukturen" bezeichnet wird, ist nach dieser Interpretation ein mühevoll sich Behelfen mit dem am Ort Vorhandenen, Möglichen, in (geographischen, produktionsformmäßigen, technologiemaßigen) Umschichtungszeiten der überregionalen Ökonomie.

Die sogenannten "Schwabenkinder" waren Bauernkinder aus ganz Tirol, hauptsächlich aus dem Tiroler Oberland, die saisonal Arbeit in Schwaben und im Lechtal suchten (vgl. Uhlig 1983; Spiss 1993). Männer von Höfen im Pitztal mußten als Handwerker (in der arbeitsintensivsten Zeit des bäuerlichen Arbeitsjahres) außerhalb des Tales Geld verdienen, nachdem die Textilmanufaktur des 18. Jahrhunderts nach den napoleonischen Kriegen ihre Absatzmärkte verloren hatte (Pechtl/Tamerl 1991, S. 58).

³⁶Wolfgang Meixner beschreibt die Verschuldungsmaschinerie, in die Bauern im 19. Jahrhundert durch eine verstärkte Einbindung in den kapitalistischen Markt gerieten, folgendermaßen: "Ursachen für die hohe Überschuldung zahlreicher bäuerlicher Besitzungen waren unter anderem die Disparität zwischen dem Ertragswert und dem Tauschwert der ländlichen Güter, überhöhte Bodenwerte, die Möglichkeit der freien Verschuldbarkeit, der zunehmende Druck ausländischer agrarischer Konkurrenz, welche die lokalen und regionalen Märkte mit billigem Brotgetreide überschwemmte, die immer kostspieliger werdenden Anschaffungen von Geräten, Düngemitteln und Saatgut infolge der Eingliederung der vormals traditionell geführten Landwirtschaft (= Produktion für den Selbstverbrauch und lokalen Tauschmarkt) in die marktwirtschaftliche Agrarproduktion des Industriezeitalters, höhere Lohnleistungen für die zunehmend durch die lohnmäßig attraktiveren Bereiche Industrie und Gewerbe abgeworbenen bäuerlichen Arbeitskräfte sowie noch immer regelmäßig auftretende Mißernten, Viehseuchen und Erntevernichtungen durch Unwetter und Parasitenbefall. Zudem stieg die hypothekarische Belastung des Bauerntandes bei Erbgängen und Besitzerwechsel vielfach an, sodaß im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Tirol ein Großteil der Höfe stark verschuldet war." (Meixner 1993, S. 128)

Im Zillertal gab es Kleinstbauern (Sölleute), die ihren Hauptverdienst als Tagwerker bei größeren Bauern oder als Handwerker einbrachten. Das Schnapsbrennen war im 19. Jahrhundert im Zillertal ein Nebenerwerb der Frauen und Mädchen. Bekannt waren die Zillertaler weiters als Wanderhändler, beginnend im 17. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Später übernahm der Fremdenverkehr die Aufgabe des Wanderhandels als Zuerwerbsquelle (Stöckl 1993, S. 20 ff.).

Aus Axams lieferten die Bauern, seit Mitte des 13. Jahrhunderts das Haller Salzbergwerk entstanden war, Holz für die Sudpfannen. Sie bauten im 17./18./19. und noch Anfang des 20. Jahrhunderts Flachs an, verarbeiteten diesen teilweise selbst bzw. durch Weber (1806 soll es 60 Weber in Axams gegeben haben) und verkauften den Flachs oder die produzierten Textilien auf den Märkten der Umgebung (etwa am Haller Markt) und bis über Tirol hinaus in die Schweiz und nach Italien (vgl. Leitner 1984, S. 26/27 und 30).

BäuerInnen arbeiteten als HändlerInnen in vielfältigsten Formen. Sie tauschten Dinge, Arbeitshilfe, Unterstützung usw. im Dorf untereinander aus. Dieser Austausch erfolgte unter "Gleichen" (gleich kleinen oder großen BäuerInnen), in Hierarchien, unter Frauen, unter Männern, verschiedenen Altersgruppen, unter NachbarInnen und Verwandten und nahm dementsprechend verschiedene Formen und Bedeutungen an. BäuerInnen verkauften auf den Wochenmärkten zur Versorgung von Städten und deren Umgebung, und sie verkauften auf den großen Jahrmärkten, etwa in Bozen (im Austausch mit italienischen und oberdeutschen Kaufleuten), in Meran (seit um 1200), auf den beiden jeweils acht Tage dauernden Haller Jahrmärkten zu Georgi (24.4.) und Galli (16.10.). Viehmärkte gab es in Imst, Zell am Ziller, Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel (Stolz 1953, S. 207 ff.).

Der bäuerliche Haushalt kannte keine Verschwendung.³⁷ Die Menschen lebten in christlich-kirchlich kultivierten Gesellschaften und glaubten an eine Getrenntheit von Geist/Seele und Körper, an eine Getrenntheit von irdischer Veränderlichkeit/Sterblichkeit und ewig-unveränderlichem Leben. Dennoch folgten sie nicht der Ideologie, daß das sogenannte "Materielle" vom sogenannten "Geistigen" endlos ausgebeutet werden dürfe.

Sie sorgten dafür, Land, Tiere, Menschen in einem Zustand zu halten, der ihren Fortbestand sicherte. Sie waren keine Verschwender. Im Gegenteil: Sie betrieben eine Wirtschaft der "Alles-Verwertung". Daraus ergab sich ein sich-Fügen in "natürliche" Kreisläufe des Verfallens und Wachsens. Jedes Stückchen Stoff wurde solange benutzt und wiederverarbeitet, bis es verfallen war. Essen ließ man nicht verkommen. Geräte wurden immer wieder repariert. Es gab kein Wegwerfen von Dingen oder Essen. Dies muß nicht als Kultur des Mangels interpretiert werden (zumindest nicht immer und in allen Fällen), es kann auch als eine Kultur des "respektvollen Umgangs mit Ressourcen" angesehen werden, die vielleicht noch gar nicht so sehr als "Ressourcen" betrachtet wurden, sondern als "Gottes Gaben". Durch diese Verbindung mit Gott hatten die Dinge wenigstens noch teilweise den Status von "respektablen Wesen", denen man eine Antwort schuldig war, die nicht völlig willen- und sinnlos dem menschlichen Gebrauch und der menschlichen Verwertung ausgeliefert waren.

Handwerk/Gewerbe

Neben den besitzenden Bauern, den Bäuerinnen, ihren Kindern, Geschwistern, DienstbotInnen und Eltern, gab es in den Dörfern Handwerkerfamilien. Wie im vorigen Abschnitt er-

³⁷Das gilt auch für den Handwerkerhaushalt und den ArbeiterInnenhaushalt sowie für all die Haushalte, in denen Menschen lebten, die als DienstbotInnen, GelegenheitsarbeiterInnen, TagelöhnerInnen arbeiteten.

wähnt, konnten Handwerker gleichzeitig auch BäuerInnen sein, BäuerInnen erlernten oft ein Handwerk, um diese Art der Existenzsicherung mit der bäuerlichen Arbeit zu kombinieren. Bei vielen Familien war aber die handwerkliche Arbeit wesentlich für die Existenzsicherung. Wie in den bäuerlichen Haushalten, arbeiteten in jenen der Handwerker Frauen, Männer, Kinder, Frauen in der Position der Mutter, Tochter, Schwester, Großmutter; Männer in der Position des Vaters, Sohnes, Bruders, Großvaters; als Ledige, Verheiratete; als Meister, Gesellen, Lehrlinge. Position in der Familie, Alter, beruflicher Status, Geschlecht hatten Einfluß darauf, wie Menschen in die Hierarchie eingefügt waren, welche Tätigkeiten sie zu verrichten hatten, welche Art von Gehorsam von ihnen erwartet wurde oder welche Macht ihnen zustand.

Im Inntaler Steuerbuch sind für die Gemeinde Ötz, die 1312 aus geschätzten 119 Haushalten bestand, fünf Schuhmacher, zwei Schmiede, zwei Nater, ein Binder, zwei Müller, ein Schmied und ein Maurer angeführt (Heidegger 1993, S. 88).

Die Personalsteuerlisten für das 17. Jahrhundert weisen für größere Dörfer zahlreiche Handwerker auf, wie Schmiede, Schuster, Weber, Schneider, Tischler, Müller, Bäcker, Gastwirte. Viehhändler waren zugleich große Bauern, Weinbauern produzierten sehr gezielt mit der Orientierung, ihre Produkte zu verkaufen (Stolz 1949, S. 349 ff.). Aus Axams weiß man, daß es zu Beginn des 17. Jahrhunderts Kupfer- und Schwefelkiesbergbau gab, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder eingestellt wurde. Die Handwerker des 17. Jahrhunderts wohnten in Sölllhäusern, in Häusern mit kleinen Gärten, von denen die ersten bereits im 15. Jahrhundert gebaut wurden. 1590 gab es 40, 1775 gab es 65 Sölllhäuser. Um ihr Handwerk auszuüben, gingen sie in die Häuser der Auftraggeber auf die "Stör".

Andere Handwerksarten wurden an Ort und Stelle ausgeübt. In Axams gab es 1651 sieben Mühlen, vier Sägen und fünf Schmieden (Leitner 1984, S. 30-32; vgl. auch Tschernikl 1931).

Dörfliche Handwerkerfamilien vom 15. bis zum 19. Jahrhundert hatten häufig noch ein kleines Stück Land, um etwas anzupflanzen. Sie lebten aber hauptsächlich von ihrem Handwerk. Sie arbeiteten in erster Linie für die Bevölkerung des Dorfes. In diesem Bereich wurde ein bestimmter Grad an dörflicher Autarkie aufrechterhalten. Man konnte sich, was man an Kleidung, Schuhen, Dingen aus Metall, aus Holz nicht selbst herstellen konnte, im Austausch mit Geld oder Naturalien anfertigen lassen.

Entstanden in Dörfern spezielle Erwerbsquellen, so zog dies die Zunahme bestimmter Handwerke nach sich (wie etwa in Axams das der Weber durch Flachsanzbau und -handel). Dabei ging es aber weniger um die Herstellung einer dörflich-autarken Wirtschaft, als um eine besondere Art der Einbindung in eine überregionale Ökonomie.

Leinenweber gab es seit dem 18. Jahrhundert auch im Pustertal, in Oberperfuß, im Ötztal und im Pitztal. Im Zusammenhang damit stand auch die manufakturmäßige-verlagssystemmäßige Produktion von Textilien. Nach den napoleonischen Kriegen erreichte die Textilmanufaktur allerdings nicht mehr jene Bedeutung wie zuvor. Im Pitztal führte dies, wie bereits erwähnt, zur raschen Zunahme der Schwabenkinder und der Wanderarbeit (Pechtl/Tamerl 1991, S. 58).

So wie Eric Wolf dies für in Staaten bzw. Abgabesysteme eingebundene Bauern erläutert (Wolf 1966), waren auch Handwerkerfamilien einerseits gezwungen das aufzubringen, was sie abgeben mußten, andererseits arbeiteten sie aber "haushaltsorientiert", orientiert darauf, als Familie mit den vorhandenen Möglichkeiten, nach kulturell definierten (immer wieder neu verhandelten) Maßstäben, ihre Existenz zu sichern (vgl. Heidegger 1993, S. 74).

Gewerbe entstanden durch die Einbindung der Bauern in die Geldwirtschaft, als Nebengewerbe, sie entstanden aber auch "selbständig" als eigene Haushaltsform und Existenzweise, als Form der Arbeitsteilung im Rahmen einer gewissen dörflichen Autarkie und auch zur Weiterverarbeitung von Rohstoffen, die die Bauern verkauften.

Wie im Zusammenhang mit dem bäuerlichen Haushalt betont, folgten auch die HandwerkerInnen einer Logik der "Alles-Verwertung" und waren dabei mit den bäuerlichen Haushalten verbunden. So arbeiteten etwa Handwerker/Störhandwerker als Gerber, Schuster, SchneiderInnen, Weber, BesenbinderInnen, KorbflechterInnen, usw. Tierreste und Pflanzenteile auf.

ArbeiterInnen

ArbeiterInnen in Tirol waren zunächst seit dem 15. Jahrhundert die zu einem großen Teil zugewanderten Bergknappen und BergarbeiterInnen. Im Gegensatz zu den Bauern duldeten die Habsburgerherrscher bei den Knappen bis ins 17. Jahrhundert ihre Verbundenheit mit der reformatorischen Bewegung (dasselbe galt für Personen am herrschaftlichen Hof selbst) (Pallaver 1986). Zum einen waren die Knappen evangelisch-protestantisch und stellten daher herrschaftliche Ansprüche weniger in Frage als die Wiedertäufer. Außerdem waren sie in die herrschaftliche Ökonomie anders eingebunden als die Bauern. Das bäuerliche Streben nach einer Veränderung der herrschaftlichen Ordnung konnte zum Verlust einer Herrschaftsbasis überhaupt führen.

Menschen betrieben im 17./18. Jahrhundert manufaktuelle Arbeit, Hausgewerbe häufig als Zuerwerb zur bäuerlichen Existenz. Sie verkauften Rohstoffe wie Flachs. Sie erzeugten aber auch Waren aus Rohstoffen, die sie anpflanzten, bzw. die auf den Höfen "anfielen". Im 19. Jahrhundert verlor dieses bäuerliche Hausgewerbe an Absatzmöglichkeiten (Mathis 1982, S. 23).

Mitte der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts kamen Bauarbeiter aus Oberitalien und dem Trentino nach Tirol, um im Bahnbau zu arbeiten. Dasselbe ereignete sich beim Bau neuer Industrieanlagen um die Jahrhundertwende. Facharbeiter und qualifizierte Arbeitskräfte stammten aus den industrialisierteren Gebieten der Monarchie, während die Einheimischen eher Hilfsarbeiten leisteten. Die bescheidene Industrialisierungswelle um die Jahrhundertwende führte wiederum zu einer Zuwanderung von Facharbeitern und Beamten (Erhard 1989, S. 46 ff.).

Im 19. Jahrhundert wurden nur wenige industrielle Betriebe in Tirol aufgebaut. Dennoch erfolgte eine Abwanderung von Menschen aus dem bäuerlichen Bereich. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts beschleunigte sich diese Abwanderung. In den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts schließlich waren zum ersten Mal mehr Menschen im gewerblichen Bereich beschäftigt als im landwirtschaftlichen. Das Gewerbe blieb zum Großteil kleinbetrieblich organisiert, es gab nur wenige große Betriebe. Wesentlich mehr Menschen arbeiten aufgrund des Fremdenverkehrs seit den 50er/60er Jahren in Handel/Verkehr/Gastgewerbe als in Industrie und Gewerbe (Mathis 1982, S. 30).³⁸

Mit statistischen Quellen läßt sich nur schwer herausfinden, was Menschen tatsächlich für ihre Existenzsicherung machten. Bei den Interviews stellt sich heraus, daß sie von einer Kombination von Tätigkeiten lebten und daß verschiedene Familienmitglieder auf unterschiedliche Art zur Existenzsicherung beitrugen, je nach Alter, Geschlecht, vorhandenen Möglichkeiten, Begabungen und Wünschen. Daher erscheint es, nimmt man konkrete "Fälle", fast unmöglich, Menschen nach ökonomischen Bereichen einzuordnen.

³⁸Zu Arbeits- und Lebensbedingungen von Arbeiterinnen und Arbeitern in Tirol im 19. Jahrhundert vgl. Dietrich 1993.

Im Straßenbau und in der Elektrifizierung der 20er bis zu den 50er Jahren waren viele Bauernsöhne als Arbeiter tätig. Kinder von kleineren Höfen arbeiteten als DienstbotInnen, TagelöhnerInnen in Gewerbebetrieben, im Gastgewerbe, in Fabriken. Sie arbeiteten oft nur kurze Zeit an einer Stelle, für eine Saison oder ein, zwei Jahre. Sie halfen weiterhin am elterlichen Hof mit.

Es gab in Tirol einige Fabriken, in denen vornehmlich Frauen arbeiteten, wie etwa die Textilfabriken in Telfs, die Tabakfabrik in Schwaz oder die Glasverarbeitungsfabrik von Swarovski in Wattens. Es kam aber auch vor, daß Frauen in Produktionen tätig waren, die "normalerweise" Männern vorbehalten waren, so arbeitete eine der im Zuge des Projektes "Erlebte Geschichte" interviewten Frauen in der Perlmoser Zementfabrik (Stevens/Schweighofer 1989, S. 70).

Ein Beispiel: Tabakarbeiterinnen in Schwaz

Die Frage nach der Einbindung von ArbeiterInnen in politische und ökonomische Verbindungen und deren neue Formen von Existenzsicherung, Haushalten und Familien führt mich noch einmal nach Schwaz, zu einer lebensgeschichtlichen Forschung, die ich dort mit pensionierten Arbeiterinnen der Tabakfabrik durchführte.

Die ehemalige Bergbaumetropole Schwaz war in der Zeit, als die Fabrik aufgebaut wurde, Ende der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts eine verarmte Stadt.

Als beschlossen wurde, in Tirol eine Fabrik der staatlichen Regie zu erbauen, bewarben sich mehrere Städte darum. Schwaz erhielt den Zuschlag. In der Fabrik arbeiteten viele Frauen und Kinder. Es war für die Menschen selbstverständlich, insbesondere für Frauen, für die Existenz der Familie in jeder Form zu arbeiten. Von Seiten der Obrigkeiten betrachtete man den Großteil der Arbeiten in der Tabakfabrik als Frauenarbeiten. Dabei wurden die "geschickten Hände" der Frauen ideologisiert.

Im 19. Jahrhundert war die Fabrik in Schwaz (waren selbstverständlich Fabriken überhaupt) strikt hierarchisch organisiert, diverse Menschen/Männer waren mehr oder weniger mit der Überwachung der ArbeiterInnen beschäftigt. Walter Hotter gibt Beispiele für Aufstiege in der Fabrikshierarchie, die allerdings nur Männer betreffen (vgl. Hotter 1984/85, S. 52 ff.). Die Fabrikshierarchie war im 20. Jahrhundert, so geht es aus meinen Interviews hervor, folgendermaßen aufgebaut: Männer besetzten alle oberen Posten in der Verwaltung, im "Management", weiters gab es verschiedene Handwerker und Männer, die mit Be- und Entladetätigkeiten beschäftigt waren. Männer beaufsichtigten die Frauen als sogenannte Werkmeister. Die oberste Hierarchiestufe, die Frauen erreichen konnten, war die der Übernehmerin, die die von den Arbeiterinnen erzeugten Tabakprodukte an den Werkmeister übergab. Frauen stellten Schnupf- und Kautabak, Zigarren und Zigaretten her. Sie arbeiteten in der Wäscherei und in der Kantine der Fabrik und als Putzerinnen. In der Verwaltung waren Frauen als Sekretärinnen beschäftigt.

Im 19. Jahrhundert gab es während der Fabriksarbeitszeit Gebetszeiten. Urlaub kannte man so gut wie nicht. Disziplinierungsprojekte wurden in den Fabriken ausprobiert. Es wurde versucht, die Menschen möglichst ständig zu beschäftigen (mit Arbeit und Gebet), ihnen Körperhaltung, Gesten, Worte möglichst umfassend vorzuschreiben und die Einhaltung all dessen durch Kontrolle zu erzwingen. Bei Zuwiderhandlungen war man Lohnabzügen oder einer Entlassung ausgesetzt.

Die Arbeit in der Fabrik dauerte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zehn Stunden täglich. Die Frauen arbeiteten in großen Sälen, in denen sie sich zumindest noch unterhalten,

miteinander singen, sich gegenseitig unterstützen, aushelfen und trösten konnten. Die Säle bildeten einen öffentlichen Raum für Frauen, in dem sie zusammenarbeiteten und sich über gemeinsame Sichtweisen, Einschätzungen und Handlungsmöglichkeiten verständigten. Anfang des Jahrhunderts, in der Generation der Mütter meiner Interviewpartnerinnen, so wurde mir mehrfach erzählt, kam es einmal vor, daß die Arbeiterinnen einen Chef, mit dem sie nicht einverstanden waren, aus dem Fenster hielten und mit dem Hinauswerfen bedrohten.

Derartige Szenen gab es später nicht mehr. Zunächst zwang die Akkordarbeit die Frauen, weniger aufeinander und mehr auf sich selbst zu schauen. Die Akkordarbeit wirkte insofern als erfolgreiches Instrument der Disziplinierung, indem sie einerseits mit Sanktionen (Lohnabzügen) im Falle eines Nichterfüllens der vorgeschriebenen Leistung verbunden war, und andererseits das "Eigeninteresse" an schneller Arbeit durch bessere Bezahlung stärkte. Was dabei kaputt ging (zumindest teilweise), waren die Kommunikation, die gegenseitige Unterstützungsbereitschaft und Solidarität. Ein öffentlicher Raum wurde dabei zerstört, in dem Frauen zusammen waren, und nicht in minuziös vorgeschriebenen Arbeitsgängen und durch Zeitdruck vereinzelt wurden. Die Einführung von Maschinen, die Rationalisierung der Produktion ergaben einen weiteren Schritt der Vereinzelung der Frauen und des Zwangs, sich einem aufgezwungenen Rhythmus anzupassen.

Parallel dazu erfolgte die Zurückdrängung eines Brauches, in dem für einen Tag im Jahr die Hierarchien aufgehoben, belacht und in Frage gestellt wurden: der Fasching in der Fabrik, der immer weniger ausschweifend gefeiert und schließlich in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts vom Direktor der Fabrik aus dem Fabriksgelände verbannt wurde.

FabriksarbeiterInnen im 19. und auch noch im 20. Jahrhundert waren ebenso wie Menschen im bäuerlichen und handwerklichen Bereich familienökonomisch orientiert. Sie nahmen ihre Kinder mit in die Fabrik (bis dies verboten und das Verbot auch durchgesetzt war), da die Mithilfe der Kinder zur Existenz der Familie selbstverständlich war (vgl. auch Auer 1989, S. 26-28). Wenn Kinder nicht in der Fabrik arbeiteten, so trugen sie auf andere Art, durch andere Aufgaben zur Existenz der Familie bei (vgl. Sieder 1986). Häufig arbeiteten mehrere Familien- bzw. Verwandtschaftsangehörige in derselben Fabrik. Um 1900 arbeitete bei 10% der in den österreichischen Tabakfabriken Beschäftigten auch der/die EhepartnerIn in der Fabrik (Hotter 1984/85, S. 60).

Die Familien der ArbeiterInnen entsprachen kaum dem Bild der abgeschlossenen bürgerlichen Kleinfamilie. Sie vermieteten häufig Zimmer oder Betten an Untermieter und Bettgänger. Sie lebten in sehr kleinen Wohnungen und hielten sich viel auf den Gängen, in den Höfen und auf der Straße auf. Häufig wechselten sie die Wohnung. Frauen als Mütter in Arbeiterfamilien waren voll oder teilweise erwerbstätig, erledigten den Haushalt, versorgten Mann und Kinder, machten Heimarbeiten. Es zeichnete sich, im Vergleich mit Bauern- und Handwerkerfamilien, jedoch ein Einfluß der neuen Familiennorm ab. Ehefrau, Ehemann- und Kinder lebten zusammen (evt. mit Untermietern), ohne DienstbotInnen.

In Schwaz orientierte sich die Architektur der in den 20er Jahren gebauten Wohnhäuser noch daran, daß Menschen außerhalb ihrer Wohnungen zusammenkommen, während die in den 50er Jahren errichteten Wohnblöcke der Norm der abgeschlossenen Kleinstfamilie entsprechen.

Die Frauen, mit denen ich in Schwaz sprach, arbeiteten ab dem Ende der 30er Jahre in der Tabakfabrik. Zum Teil waren bereits ihre Mütter dort beschäftigt gewesen. Sie erzählten, daß sie sehr froh waren, Arbeit in der Fabrik zu bekommen. Dies erklärt sich daraus, daß sie seit der Beendigung der Schulpflicht unsicheren Gelegenheitsarbeiten nachgingen, schlecht

verdienten, ständig neue Arbeit suchen mußten und unversichert waren. Dies war in dieser Zeit ein sehr verbreitetes Schicksal für Frauen und Männer. Für Frauen, insbesondere als Töchter, war es ebenso selbstverständlich wie für Männer, durch Erwerbsarbeit zur Existenz der Familie beizutragen oder sich zumindest selbst zu versorgen. Es stand also nicht in Frage, erwerbstätig zu sein. Wenn die Frauen Kinder bekamen, wurde es für sie noch schwieriger, ihre verschiedenen Zuständigkeitsbereiche zusammenzubringen. Oft gaben sie ihre Kinder in Pflege. Man nannte dies "ausstatten". Manchmal betreuten Nachbarinnen, Eltern, Geschwister die Kinder, während sie arbeiten gingen. Für die Arbeiterinnen der Fabrik gab es außerdem die Möglichkeit, ihre Kinder in den Fabrikskindergarten zu bringen (Schweighofer 1989, S. 98).

Der Alltag der Schwazer Tabakarbeiterinnen in den 30er bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts gestaltete sich als ein Hetzen zwischen ihren Zuständigkeitsbereichen, das in der Praxis etwa folgendermaßen zu umreißen ist: morgens früh aufstehen, die Kinder zur Mutter, Nachbarin, in den Kindergarten bringen; in der Fabrik mit der Zeit kämpfen, deren kleinliche Einteilung einen rigiden Arbeitsrhythmus vorschrieb; mittags schnell nach Hause hetzen, während frau den Mantel auszog, den Herd einschalten (etwas früher sogar noch Feuer machen, das bei bestimmten Wetterlagen nicht brennen wollte und die kleine Küche einrauchte), rasch kochen für die Kinder oder auch den Mann; zurück in die Fabrik, um mit den Minuten weiterzukämpfen; abends nach neun oder zehn Stunden Fabriksarbeit nach Hause, wieder Mann und Kinder versorgen, Küche aufräumen, eventuell noch flicken, stopfen; am Wochenende die Wäsche erledigen, die Wohnung putzen, in die Kirche gehen (vgl. zu Fabrikarbeiterinnen in den 70er/80er Jahren Becker-Schmidt 1982).

Die Schwazer Tabakarbeiterinnen kamen aus Handwerkerfamilien, aus bäuerlichen Familien, aus Familien, in denen die Menschen sich durch Gelegenheitsarbeiten verdingten, sie bebauten oft auch einen Garten oder einen Acker, einige ihrer Mütter arbeiteten bereits in der Tabakfabrik. Als Töchter trugen sie zum Erhalt der Herkunftsfamilie bei, indem sie im Haushalt, im Garten arbeiteten, indem sie kleinere Geschwister betreuten, indem sie Löhne zu Hause abgaben.

Tabakarbeiterinnen waren übrigens im 19./Anfang des 20. Jahrhunderts begehrte Bräute, da sie aufgrund der relativ hohen Löhne in der Fabrik mehr Geld hatten, als das etwa bei Dienstbotinnen der Fall war (Bauer 1988, S. 17 ff.). Die wirtschaftliche Potenz von Frauen, ihr Beruf waren durchaus ein Auswahlkriterium der Männer, was darauf hinweist, daß die Familiennährerideologie in der Praxis nicht unbedingt die Entscheidungen der Männer leitete.

Die Tabakarbeiterinnen, mit denen ich sprach, bekamen durchschnittlich weniger Kinder als ihre Mütter. Aus den Erzählungen wurde weiters deutlich, daß Frauen, um mit allen Anforderungen zurechtzukommen "Frauensolidaritätsnetze" mit Verwandten, Nachbarinnen, Arbeitskolleginnen, Freundinnen bildeten, in der alten Tradition der Orientierung auf die Sicherung der Existenz mit Menschen, zu denen man unmittelbar in Beziehung stand (vgl. Stevens/Schweighofer 1989, S. 80 ff.). Im 20. Jahrhundert, insbesondere in der zweiten Hälfte, zeichnete sich deutlich (und etwas früher als in bäuerlichen Familien) die Tendenz ab, wie gesagt, weniger Kinder zu bekommen und diese weniger als selbstverständliche Arbeitskräfte in der Familienwirtschaft zu betrachten, und mehr als Wesen, für deren Ausbildung frau sich einzusetzen hatte.

Nachdem die Tabakfabriken staatlich waren, fand dort der "Sozialstaat" seine ersten Ausdrucksformen. Von Anfang an hatten die Beamten des Monopols Anspruch auf eine Versor-

gung aus der Pensions- und Versorgungskassa, die ArbeiterInnen erst ab 1892. Unbezahlte Urlaubszeit stand den ArbeiterInnen seit 1884 zu. Die ersten Wärmeküchen für mitgebrachtes Essen wurden in dieser Zeit eingerichtet, und 1887 das erste Arbeiterbad in Hainburg eröffnet. 1896 wurde das erste Arbeiterwohnhaus in Hainburg erbaut (Trost 1984, S. 125; Hotter 1984/85, S. 86 ff.). Die Arbeiterwohnhäuser in Schwaz stammen großteils aus den 20er und aus den 50er Jahren.

Wie gesagt, waren die in der Fabrik gebotenen Sozialleistungen ein wichtiger Grund dafür, daß meine Interviewpartnerinnen froh waren, nachdem sie die 20er und 30er Jahre mit oft gewechselten Gelegenheitsarbeiten verbracht hatten, in der Fabrik unterzukommen.

Die Klassifizierungen der ArbeiterInnen als "ArbeiterInnen" in Tirol erweist sich als ebenso unzulänglich wie die Klassifizierung vieler Menschen als "BäuerInnen" oder "HandwerkerInnen". Die Menschen arbeiteten im Laufe ihres Lebens und oft gleichzeitig in verschiedenen Bereichen. Noch unmöglicher ist es, ganze Familien/Verwandtschaften eindeutig zu klassifizieren. Die gemeinsame Orientierung war die gemeinsame Existenz, die aber aus Arbeiten in, und aus dem Austausch mit allen möglichen Bereichen bestritten wurde. Wobei Männer und Frauen, Menschen verschiedenen Alters, unterschiedlich viel dazu beitrugen, sich der Familienwirtschaft mehr oder weniger entzogen, indem sie sich "anderen" Gruppen anschlossen, die dazu geeignet waren, die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" für diesen Anschluß zu schwächen und auszunehmen.

Das Konstrukt der getrennten Bereiche "Öffentlich-Privat"

Mit der Industrialisierung entstand der Mythos von der "weiblichen Zusatzarbeit". Entsprechend der Subsumierung der Familie unter den Mann, der Verbindung von Mann und Öffentlichkeit, Frau und Privatheit, wurde davon ausgegangen, die Männer würden die Familien "ernähren". Wie bereits mehrfach ausgeführt, ging es dabei darum, die Arbeit der Frauen (Kinder bekommen und sie versorgen, weitere Familienmitglieder versorgen, Haushalt, Erwerb) zur "naturhaften Ressource" (vgl. Werlhof 1985) zu definieren, zu etwas ohnehin Vorhandenem und Hinnehmbarem. Nachdem Frauen aber grundsätzlich "privat" sein sollten, wurde ihre offensichtliche Anwesenheit in sogenannten öffentlichen Bereichen zur Ausnahme erklärt. Ihr Verdienst sei dementsprechend ein "Zusatz" zum männlichen, eine Ausnahme in Notsituationen. Für Österreich gibt es Zahlen zur weiblichen Erwerbstätigkeit, die aussagen, daß Ende des 19. und im 20. Jahrhundert der Anteil der weiblichen an der Gesamtzahl der österreichischen Lohnabhängigen gemessen immer um die 41% lag, 1923 waren 60,7% aller Tirolerinnen berufstätig (Stöckl 1993, S. 46). Hinzuzufügen ist noch, daß eine große Anzahl an entlohnten Tätigkeiten, die in Form von Gelegenheitsarbeiten von Frauen verrichtet wurden (und werden), gar nicht statistisch zählbar sind, und so sie nicht durch Interviews festgehalten wurden, "ins Dunkel der Geschichte" fallen.

Tourismus, Dienstleistungsgesellschaft, Informationsgesellschaft

Die herrschaftliche Vernetzung der Gesellschaft/en begann, wie bereits dargestellt, bereits vor vielen Jahrhunderten, mit der Einrichtung von Verwaltungen, Infrastrukturen, die Abgabenströme, Geldströme, Warenströme, Postströme, Arbeitskraftströme, Energieströme ermöglichten. Wie dieses Strömen vorgestellt und organisiert wurde, hing mit dem Grad des abstrakten Denkens zusammen, das bis dahin inexistenten Ströme vorstellbar machte. Wesentliche "Neuerungen" waren Schrift, Buchdruck, Zeitungen; weiters die Konstruktion der

Maschine, die von da an auch als Modell für menschliche, natürliche, gesellschaftliche Zusammenhänge und Abläufe dienen konnte. Wesentlich war die "Erfindung" der Elektrizität, die sich im Gegensatz zur Mechanik im Bereich des Unsichtbaren bewegte und die "Entdeckung" von unsichtbaren Einheiten einleitete. Zu diesen Einheiten gehört das Gen, als "Träger" von "Information". Die Physik ging dazu über, statt in kleinsten Teilchen in Wellen zu denken. Wichtige Technologien zur Vorstellbarmachung von Unvorstellbarem in Wellenform waren die Fotografie, das Radio, das Telefon, der Telegraf, der Film, der Computer, der wie das Gen "Informationen" trägt und transportiert (vgl. dazu Theweleit 1989).

In den 20er Jahren begann die Elektrifizierung, die Verkabelung Tirols in großem Ausmaß. Gleichzeitig gab es die ersten Automobile, die Einrichtung regelmäßiger Busverbindungen. Züge verkehrten seit dem 19. Jahrhundert.

Tourismus

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen (abgesehen von den Menschen, die in Geschäftsdingen unterwegs waren) nur vereinzelte Reisende in Tirol, die zum Großteil aus England kamen. Das veränderte sich bald. Die Stadt Meran begann als Luftkurort mit einer gezielten Fremdenverkehrspolitik (Dietrich 1992, S. 73). Weitere Ortschaften folgten diesem Beispiel. 1857 gründete man in England den "Alpine Club", nach dessen Muster 1862 der Alpenverein ins Leben gerufen wurde. Eines der Gründungsmitglieder war Franz Senn aus Vent. Er sah im Fremdenverkehr eine Existenzmöglichkeit für die arme Bevölkerung. Seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts kamen immer mehr Menschen nach Tirol, um den "Alpinismus" zu betreiben. Es wurden Schutzhütten gebaut und Wanderrouten erschlossen. Die Arlbergbahn wurde eröffnet. Die Alpinisten, im kolonialistischen Geist, waren erpicht auf Erstbesteigungen, auf die Markierung "eroberter Gebiete" (Pechtl/Tamerl 1991, S. 100). Die Pioniere des Fremdenverkehrs, der Erschließung der Alpen, Geistliche, Künstler, Intellektuelle, hatten zum Ziel, etwas für die arme Bevölkerung zu tun. Sie hatten zunächst Schwierigkeiten, die Politiker des Landes von diesem Projekt zu überzeugen.

Besonders im 20. Jahrhundert eröffnete sich für TirolerInnen der Tourismus als Erwerbsquelle (Dietrich 1992; Pechtl/Tamerl 1991). Wiederum wurde die Arbeit im Tourismusbereich mit anderen Arbeiten kombiniert, und zwar sowohl im Hinblick auf die gemeinsame Existenz einer Familie, als auch im Hinblick auf die Arbeitstätigkeit von einzelnen Menschen.

Bis in die 20er/30er Jahre stammten die Reisenden noch hauptsächlich aus dem Bildungsbürgertum. Erst durch die "Kraft durch Freude" (KdF) Reisen kamen viele gesellschaftliche Schichten resemäßig in Bewegung. Diese Gäste halfen gegen Verpflegung in der arbeitsintensivsten Zeit bei den BäuerInnen mit.

Durch die Tausend-Mark-Sperre blieben die Gäste aus Deutschland aus, was für die Menschen, die sich bereits darauf eingestellt hatten, Teile ihrer Existenz durch Arbeit im Fremdenverkehr zu bestreiten, eine Katastrophe war. Nach dem Krieg kam der Fremdenverkehr nur langsam wieder in Gang. In den 40er Jahren war man von den positiven Seiten, die die "Erschließung" Tirols für den Fremdenverkehr haben würde noch nicht überzeugt. Leute, die sich dafür einsetzten, stellten sich teilweise gegen die "allgemeine Meinung" und Politik. So klagte die Bevölkerung nach dem Krieg, daß Urlauber aus den anderen Bundesländern die Ernährungslage in Tirol verschlechtern würde. Auch Wohnraum war knapp. 1950 war erstmals wieder, gemessen an den Übernachtungszahlen, das Vorkriegsniveau erreicht (Nussbaumer 1992, S. 134). Seit den 60er Jahren boomte der Wintertourismus. In der zwei-

ten Hälfte des Jahrhunderts entwickelte sich der Fremdenverkehr zu einem der Hauptbeschäftigungsgeber und einer Haupteinnahmequellen für die Menschen in Tirol, und für viele Menschen, die nach Tirol kamen, um im Tourismus ihr Geld zu verdienen.

Inzwischen finden sich viele Kritiker dieser Entwicklung (wie etwa Felix Mitterer oder Hans Haid), die auf die Zerstörung der Natur und des menschlichen Zusammenlebens aufmerksam machen.

Faschismus, Krieg, "Wiederaufbau"

Einen großen Schritt in der "neuen Vernetzung" der Gesellschaft unternahmen die faschistischen Vernetzungs-Technologen. Durch einen gezielten Einsatz von Propaganda, von Medien aller Art, von schulischer Erziehung (Formalisierung von Ausbildungen), von einer Organisierung der Menschen in herrschaftlich angeschlossenen Gruppen verbreiteten sie eine Verbindung von Inhalten im Sinne einer strikten Einteilung alles Wahrgenommenen in "gut und böse", "rein und unrein" bzw. "gesund und dekadent". Man reformulierte die bereits in religiös-christlichen, wissenschaftlichen und politischen Denkansätzen angenommene Teilung der Welt in Geist (Führer/geordneter Volkskörper) und in gute/böse Natur (vgl. Theweleit 1980). Diese Inhalte wurden in Medien gespeichert und mit den Menschen durch Technologien vernetzt. Als Geist fungierte das Führerprinzip selbst und der auf das Führerprinzip zugeschnittene, funktionierende Volkskörper (die Auslöschung der Besonderheit der Menschen in ihrer Funktionalität für "das Ganze"). Als gute Natur wurden die funktionierenden Körper, die anständigen deutschen Frauen (als "Mütter"), die Bauern (als "Volksernährer") ideologisiert, als böse (gefährliche, ungezähmte, kaputte) Natur Juden, "Schwachsinnige", Zigeuner, Homosexuelle, Nicht-"Germanen". Das Projekt der Ausrottung von "böser Natur" wurde ebenso verfolgt, wie das der Einbindung "guter Natur" in den "Volkskörper". Konsequenz verfolgt, sollte dieses Projekt zur Führer/Geist-Ordnung der ganzen Welt als "Volkskörper" führen.

Die Frage, wieso Menschen verschiedener kultureller Zusammenhänge, Familien/Verwandtschaften, Beschäftigungsbereiche, politischer Einstellung, Männer und Frauen, jüngere und ältere Menschen dabei mehr oder weniger mitmachten, sich mehr oder weniger widersetzten, ist in der Faschismusforschung ausführlich diskutiert worden (vgl. etwa Erhard/Natter 1989; Mitterhofer 1989; Rosenthal 1987; Theweleit 1995).

Für Tirol gebe ich aus diesem Zusammenhang ein Beispiel für die Einbindung der Frauen als gute Natur/"Mütter".

Meine Interviewpartnerinnen wurden in die Schwazer Tabakfabrik aufgenommen, als 1938 die Belegschaft aufgestockt wurde. Die Vermittlung der Stellen übernahm eine nationalsozialistische Betriebsrätin.

Einige der Interviewpartnerinnen erwähnten immer wieder die schönen Muttertagsfeiern in der Fabrik in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes. Sie wurden einen halben Tag lang gefeiert, Aufführungen wurden vorbereitet, ihrer Mutterschaft wurde "Ehre" gezollt. Eine der Interviewpartnerinnen gab mir ein Gedicht, das bei so einer Muttertagsfeier in Form von lebenden Bildern dargestellt wurde. Von diesen lebenden Bildern hatte sie Photos, die sie mir zeigte.

In dem Gedicht wurde den Frauen gesagt, daß sie unter großen Mühen, aus reiner Liebe (männliche) Kinder großziehen, die sie wegen Schule, Beruf, Krieg verlassen, und die schließlich heiraten. Die Mutter verzichtet, leidet, hat Angst und bleibt einsam zurück. All

dies wird durch die sprachliche Gestaltung des Gedichtes und die schönen lebenden Bilder so ausgedrückt, als ob es zum einen das unumgängliche Schicksal der Mutter wäre, zum anderen aber der Frau und Mutter zur höchsten Ehre gereiche, sich dem zu fügen. Diese Ideologisierung der Mutterschaft knüpft an Erfahrungen von Frauen an und verspricht ihnen aber wenigstens noch "Ehre" für ihr Duldertum, für ihre Ausgebeutetheit.

Die Interviewpartnerinnen nahmen keinerlei kritische Distanz zu diesen Muttertagsfeiern ein, sie berichteten darüber als einen schönen Tag, mit glanzvollen Aufführungen, an dem sie im Mittelpunkt standen (Schweighofer 1989).

Im Krieg waren Arbeit, Menschen, Land, Rohstoffe der Kriegsproduktion als Grundlage für Kriegspolitik und -ökonomie zur Verfügung gestellt worden.

Die auf Kriegsproduktion eingestellte Industrie Tirols begann nach dem Krieg ihre Produktion zu verändern, so stellten die Jenbacher Werke etwa anstelle von Flugzeugbestandteilen Öfen her, die Messerschmittwerke in Kematen stiegen auf Kinderwägen, Bügeleisen, Lokkenwickler, Nähmaschinen und Schikanten um. Das ehemalige Messingwerk Kramsach ging von der Rüstungsproduktion zur Holzverarbeitung über (Nussbaumer 1992, S. 91/92). Diese Werke funktionierten während des Kriegs durch die Ausbeutung von Fremdarbeitern. Interviewpartnerinnen aus Axams wußten zu berichten, daß sie solchen Arbeitern, die heimlich vom Messerschmittwerk nach Axams kamen, Essen und auch Kleidung gaben, um ihre Not ein wenig zu lindern.

Der "Wiederaufbau" nach dem Krieg hing mit einer Investitionspolitik zusammen, die bestimmte Bereiche der Industrie (Bergbau, Eisenverarbeitung, Baustoffindustrie) förderte, während etwa im Bereich von Konsum- und Gebrauchsgütern gespart wurde. Wieder einmal sollten die Leute Opfer bringen für eine glanzvolle Zukunft. Außerdem wurde von den Haushalten erwartet, daß der Mangel durch Improvisationskunst aufgefangen werden sollte, was wiederum vornehmlich die Frauen betraf. In diesem Zusammenhang wurde verstärkt auf jenes Bild Bezug genommen (etwa in Medien, in Büchern, in "praktischer Politik"), das Frauen als Hausfrauen und Mütter festschreibt (Tschugg 1995).

Am allerwenigsten wurde eine "Aufarbeitung" der unmittelbaren Vergangenheit, eine Beschäftigung mit dem, was zu dieser katastrophalen Erfahrung geführt hatte, eingeleitet.

Familie in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts

Bei genauer Betrachtung dessen, wie Menschen zusammenleben und in welcher Form sie gemeinsam ihre Existenz bestreiten, wird deutlich, daß von "der Familie" ebensowenig gesprochen werden kann, wie in früheren Zeiten. Aus neuen Gegebenheiten, solchen die sich an vielen Orten beobachten lassen, aber auch lokal sich ergebenden, entstehen vielfältige Varianten des Zusammenlebens.

So ist in Tirol, wie auch anderswo, der "Trend" zu einer Zunahme von Einpersonenhaushalten statistisch meßbar. 1951 lebten 14,2% der Tiroler Bevölkerung in Einpersonenhaushalten, 1991 waren es 25,1%. Dies betrifft hauptsächlich Frauen zwischen 20 und 40 Jahren und Frauen ab 60 Jahren (Schweighofer 1995, S. 11). Diese Statistik sagt jedoch noch wenig über die Gründe für das Alleinleben aus. Ebensowenig läßt sich aus ihr bestimmen, wie die Menschen "tatsächlich" leben, wieviel Kontakt sie mit anderen Menschen haben und wie verbunden mit anderen Haushalten ihr Einpersonenhaushalt ist.³⁹ In Bezug auf die Frage,

³⁹Ebenso ist zu bedenken, daß Statistiken unterschiedliche Zählweisen zugrundeliegen - so macht es etwa einen großen Unterschied, wenn in Studentenheimen lebende StudienInnen unter Ein-Personen-Haushalte mitgezählt werden.

was Begriffe wie Einpersonenhaushalt, Zweipersonenhaushalt, was Kategorien wie Familiengröße, Verwandtschaftsform, Existenzsicherung in Beziehungsgeflechten, Existenzteile, die der vernetzten ökonomisch-politischen Ordnung und Existenzteile, die der unmittelbaren Beziehungsgeflechtsordnung entsprechen, Geschlechterverhältnis, Versorgung von Kindern usw. für Menschen in Tirol in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts bedeuten, existiert großer Forschungsbedarf.

In Dörfern etwa fällt mir auf, daß neue Varianten der "Großfamilie" dadurch entstehen, daß sich nach dem Zweiten Weltkrieg die "elterliche Mentalität" verbreitet hatte, dafür mitzusorgen, für alle Kinder Wohnraum zu schaffen. Wenn Baugrundbesitz oder ein ausbaufähiges elterliches Wohnhaus vorhanden sind und mehrere Kinder aus einer Familie stammen, wohnen diese oft zusammen oder in unmittelbarer Nachbarschaft und organisieren die Versorgung der Kinder der nächsten Generation gemeinsam, unterstützen sich bei ihren verschiedenen Arbeitsanforderungen, bei Scheidungen, verbringen viel Zeit miteinander, bilden eine Art "Clan".

Frauen, in welchen Familienformen auch immer, wird zugeschrieben, auf Basis ihrer vormaligen Definierung als "Natur", die inzwischen zum "Sozialen" geworden ist (zum allein nicht Lebensfähigem, das "unterstützt" oder "repariert" werden muß) einerseits Sozialfälle und andererseits Sozialarbeiterinnen zu sein. Sie übernehmen einen Großteil der "Ausfallhaftung" für staatliche Existenzsicherung, in Kinder-, Alten-, Krankenversorgung, Hausarbeit, Verschönerung der "Umgebung", Gestaltung eines angenehmen Ambientes, Vermittlungstätigkeit zwischen Kindern und "Welt", einen großen Teil der "Kulturarbeit", der immer-wieder-Schaffung von Kultur.

Dabei sind sie weiterhin erwerbstätig in verschiedensten Formen und aus verschiedensten Gründen (zum Teil aus existentieller Notwendigkeit, als Alleinerzieherinnen; zum Teil, weil der Mann wenig oder nicht arbeitet; weil sie zur Konsumfähigkeit der Familie beitragen; weil sie gern erwerbstätig sind, lange dafür studiert haben, gern ihr eigenes Geld haben, ohne auf jemanden angewiesen zu sein; weil sie andere Menschen unterstützen; weil es einfach so ist, daß Frauen erwerbstätig sind; arbeiten sie ganztätig, in Teilzeit, in Heimarbeit, sporadisch, angemeldet oder "schwarz").

In den 30er Jahren, so geht aus den Interviews hervor, war es für Frauen als Töchter und als Mütter selbstverständlich für die Existenz der Familie auch durch Erwerbstätigkeit (mit) zu sorgen. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte eine Durchsetzung des Hausfrauenideals insofern, als viele Frauen, auch wenn sie de facto erwerbstätig waren, Wert darauf legten, sich als Hausfrauen zu bezeichnen. Wenn sie etwa in der Gästezimmervermietung in ihrer eigenen Pension arbeiteten, definierten sie sich als Hausfrauen und grenzten sich gegenüber Frauen ab, die "außerhäuslich" erwerbstätig waren. Das war mit der Durchsetzung eines Ideals der "Mutterliebe" verbunden, das Frauen prinzipiell die Schuld an allem gab, was mit Kindern "schief gehen" konnte, das davon ausging, daß die Mutter eigentlich "zu den Kindern gehöre". Daß Kinder häufig nicht bei ihren Müttern aufwuchsen, daß Frauen außerhalb "ihres Haushalts" arbeiteten, daß es sehr viele Formen von Familie gab außer der "nuclear family", wurde als Abweichung betrachtet. Dieses Ideal, durch Schule, Bücher, Zeitungen, Filme, Fernseher, Radio, politische Maßnahmen, ökonomische Zwänge verbreitet, veranlaßte Menschen, Frauen dazu, ihre tatsächliche Lebensweise als Provisorium zu empfinden, oder so zu definieren, daß sie dem Ideal entsprechen sollte.

Existenzsicherung in der Erwerbstätigkeit

Seit Anfang des Jahrhunderts ließ sich verfolgen, daß immer mehr Menschen aus dem agrarischen in andere Bereiche "abwanderten", in Industrie, Gewerbe und in den Dienstleistungsbereich (vgl. Dietrich 1992; Mathis 1982).

Ab 1949/50 sank statistisch gemessen der Anteil der in Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten deutlich, während mehr Menschen in der Industrie arbeiteten. Einige der industriellen Betriebe fanden ihren Beginn in der nationalsozialistischen Kriegsproduktion. Dem Arbeitskräftemangel (nachdem die FremdarbeiterInnen nicht mehr zur Verfügung standen) versuchte man zu begegnen, indem man für die Lebensmittelkarten einen Arbeitsplatznachweis erbringen mußte (Nussbaumer 1992, S. 91).

Von 1961 bis 1981 ging laut Statistik die Beschäftigung in Land- und Forstwirtschaft und Industrie weiter zugunsten des Dienstleistungsbereiches zurück (Nussbaumer 1992, S. 101). Nach dem Zweiten Weltkrieg gewährleistete die Marshallplanhilfe ein Überleben und eine Erhaltung der Arbeitsfähigkeit der Menschen. Die Menschen in Tirol waren daran gewöhnt, sehr hart zu arbeiten (gerade die Frauen, die ja bekanntermaßen einen großen Teil der Aufbauarbeit leisteten). Sie waren durch die Art, wie sie seit Jahrhunderten ihre Existenz erarbeiteten, "Buggler" (Leute, die daran gewöhnt waren, sehr hart zu arbeiten).

Nun erfolgte, im Zuge der amerikanischen Wirtschaftshilfe, eine Veränderung der Arbeitsorganisation und der Technologien, im Zusammenhang wiederum mit einer weltweiten "Umverteilung" von Möglichkeiten und "Ressourcen", mit einer Einfädelung von Austauschströmen, eingearbeitet in die Teilung der Welt in Ost und West, in Nord und Süd.

Die Konservativen im US Kongreß setzten eine Veränderung der Art der geleisteten Wirtschaftshilfe durch: weg von mehr "humanitärer" hin zu technologischer Hilfe, die dazu beitrug, Österreich an die "Erste Welt" anzuschließen (vgl. Tweraser 1995, S. 211 ff.).

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts stellte sich ein großer Teil der Ökonomie auf den Fremdenverkehr ein. Es kamen dazu viele Menschen aus Ostösterreich oder aus Südeuropa nach Tirol.

Im 20. Jahrhundert erfolgte der Ausbau eines spezialisierten und auf die Erfordernisse der herauffämmernden Dienstleistungsgesellschaft zugeschnittenen Schulsystems, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine "Demokratisierung" dieses Schulsystems, die der zunehmenden "Nachfrage nach Arbeitskräften" in der Dienstleistungs-Ökonomie Rechnung trug. Die Menschen ergriffen die Ausbildungsmöglichkeiten, aus der Erfahrung heraus, daß sie ohnehin zu arbeiten hatten, und daß es mit mehr Bildung leichter sein könnte als als ungelernete Arbeitskraft. Aus dieser Erfahrung ermutigten gerade viele Frauen ihre Töchter zu Ausbildungen. (Obwohl auf der anderen Seite gerade in dieser Zeit, viel mehr als vorher, die Phrase "Du heiratest ja doch" gebraucht wurde.)

Das "Häuslbauen"

Seit den 50er Jahren gehört es zu den ziemlich selbstverständlichen Lebenszielen, sich ein Eigenheim im Form eines selbstgebauten oder gekauften Hauses oder einer Eigentumswohnung zu schaffen (das wollen sowohl "Familien" als auch Alleinlebende). In dieses Bemühen werden große finanzielle, arbeitsmäßige, denkerische, diplomatisch-organisatorische Anstrengungen kanalisiert.

Ein großer Teil der Menschen in Tirol lebt in Eigenheimen.⁴⁰ Mit dem Eigenheimbesitz wird Existenzsicherheit verknüpft, obwohl de facto sich häufig das Gegenteil einstellt: durch hohe Verschuldung, Zwang zur Erwerbstätigkeit und zum Aufrechterhalten von unglücklichen Beziehungen. Mit diesem Zwang zur Erwerbstätigkeit (insbesondere wenn der Eigenheimbesitz mit der Notwendigkeit des Familienerhalts verbunden ist) rechnen etwa auch Arbeitgeber, für die diese Merkmale Kriterien bei der Einstellung von Arbeitskräften darstellen können. Dies, etwa Autokäufe oder der Kauf diverser "Luxusgüter", führen zu einer allgemeinen Verschuldung, zu einem Zwang zum Geldverdienen, der das Leben vieler Menschen beherrscht. Die finanzielle Verschuldung ist gesellschaftliche Selbstverständlichkeit und ein Bestandteil des modernen ökonomischen/politischen Systems.

Menschen sind gezwungen, im "System" zu funktionieren und sich darin zu verschulden, um einen Lebensstandard zu schaffen und zu erhalten. Der Lebensstandard ist eines der modernen Heilsversprechen, mit dem die Sehnsucht nach Sicherheit/Rettung verknüpft wird.

Mediale Vernetzung

Die mediale Vernetzung der Welt läßt sich in Tirol nachvollziehen etwa durch Zahlen über den ständig gesteigerten Energieverbrauch, den Ausbau des Stromnetzes, durch die Monopolisierung der Stromproduktion und -distribution durch die Tiroler Wasserkraftwerke AG⁴¹; durch die entstehende Selbstverständlichkeit von Radio und Fernseher als Bestandteile der Haushalte, die Anteilnahme der Menschen an den so verbreiteten Inhalten; das Verkehrsnetz wurde ausgebaut, Verbindungen geschaffen, die einen reibungsloseren Zu- und Durchstrom von Touristen, Waren usw. gewährleisten sollten (vgl. dazu Nussbaumer 1992). Eine schnellere und tendenziell vereinheitlichte Form des Strömens von Menschen, Waren, Transportmitteln, Inhalten, Bildern, Informationen, Geld, bargeldlosem Geld, Versicherungen wurde in die Wege geleitet und technisch umgesetzt; Kabel, Straßen, Gleise, unterirdische Rohre/Leitungen durchziehen das Land, "Wellendistributoren" und "Wellenauffänger" sorgen für die Verteilung von wellenförmigen Inhalten, die in Bilder und Schrift transformiert, vor dem menschlichen Auge "erscheinen".

Nun befinden wir uns mitten in der Zeit der "Informatisierung" der Gesellschaft. Diese Art der Vernetzung wirkt beispielsweise darin aus, daß immer mehr Menschen mit Arbeiten in diesem Bereich ihr Brot verdienen, daß immer mehr "Freizeit" vor dem Computer gebracht wird, daß sich mehr Menschen an internationale Verkabelungen anschließen (Internet), die ihnen "Konkurrenzvorteile" bringen, weil sie damit in einem Code kommunizieren, der einer bestimmten Menschengruppe zugänglich ist, die damit eine neue Machtverbindung schaffen. Immer mehr Menschen überlegen regelmäßig, was es Neues, Schnelles, Speicherfähigeres, Ausgefeilteres gibt, sind beteiligt am Computer-Markt, eignen sich Computer-Codes an, binden Informatik in ihre "übliche" Arbeit, in ihren Betrieb ein und erwarten sich davon eine "Rationalisierung" der Arbeit.

⁴⁰Nach Auskunft des ÖSTAT und der Statistikabteilung des Landes Tirol ergaben sich aus der Volkszählung 1991 folgende Zahlen für Tirol in Bezug auf die Benutzung von Wohnungen:

Hauptmiete nach Mietrechtsgesetz	122.039 Personen
Hauptmiete nach Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetz	38.947 Personen
Dienst- oder Naturalwohnungen	18.932 Personen
sonstige Rechtsverhältnisse	45.337 Personen

Von der Bevölkerung mit Wohnungen mit Hauptwohnsitz lebten 1991 390.830 Personen in Eigenbenützung als Haus- oder Wohnungseigentümer. In Miet- oder anderen Rechtsverhältnissen lebten 225.225 Personen.

Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" und Herrschaft in Axams im 20. Jahrhundert.

Die erzählten Erfahrungen von Menschen in Axams im 20. Jahrhundert werden im folgenden auf dem Hintergrund der jahrhundertelangen Geschichte der Herstellung herrschaftlicher Vernetzungen in Tirol erörtert. Das zentrale Augenmerk richtet sich auf die Existenzsicherung der Menschen und auf die Zusammenhänge, in denen sie sich gestaltete.

1. Anmerkungen zu Methoden

Lebensgeschichtliches Interview und teilnehmende Beobachtung

Die empirische Grundlage für die folgenden Ausführungen bilden "offene lebensgeschichtliche Interviews" mit Menschen, die im ersten Drittel dieses Jahrhunderts auf die Welt kamen, und die einen großen Teil ihres Lebens in Axams verbrachten. Ich sprach mit 13 Frauen und fünf Männern. Zwei der Interviews fanden mit zwei Personen gleichzeitig statt (einmal mit einem Ehepaar und einmal mit Mutter und Tochter). Mit vier der Interviewpartnerinnen sprach ich zweimal, mit Zweien dreimal. Die Interviews wurden auf Band aufgenommen.

Weiters fanden viele in einem Forschungstagebuch festgehaltene Gespräche mit den InterviewpartnerInnen und anderen Menschen statt.

Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte im "Feldforschungsstil". Menschen (hauptsächlich aus der Verwandtschaft), denen ich erzählte, woran ich interessiert war, empfahlen mir GesprächspartnerInnen. Daraus ergab sich ein "Querschnitt" durch verschiedene gesellschaftliche Schichten, Ortsteile, Familien, Erfahrungshintergründe und Berufe. Ich sprach mit Menschen, die unter unterschiedlichen Umständen nach Axams kamen, oder die bereits im Ort geboren worden waren. Durch ihre Erzählungen bekam ich einen Eindruck davon, welche Familien in den verschiedenen Ortsteilen lebten, wovon diese Familien lebten, welchen "Ruf" diese Gegenden/Familien hatten, welche Familien verwandtschaftlich, nachbarschaftlich oder freundschaftlich verbunden waren, welche Themen in unterschiedlichen Zeiten für die Menschen vordergründig waren, und ich gewann einen Eindruck von Veränderungen, die sich im 20. Jahrhundert vollzogen.

Meine Forschung entstand in einer Kombination von historischen (lebensgeschichtliches Interview, Auswertung von Zeitungsartikeln und Dokumenten) und ethnologisch-soziologischen (teilnehmende Beobachtung und Aufzeichnung dieser Beobachtungen in einem Forschungstagebuch, Gespräche mit "InformantInnen") Methoden.

Reflexionen zur mündlichen Geschichte und Erzählsituationen

Wenn InterviewerIn und InterviewpartnerIn zusammenkommen, wird zunächst verhandelt und geklärt, worum es im Interview gehen soll, was der/die InterviewerIn will. Es ist davon auszugehen, daß die beteiligten Personen die Situation aufgrund ihrer jeweiligen Erfahrungen unterschiedlich wahrnehmen und verstehen.

Viele meiner InterviewpartnerInnen waren zunächst unsicher. Sie schlossen aus meinem Studieren an der Universität, daß ich "offiziell anerkanntes Wissen" hören wollte. Eine der Interviewpartnerinnen, so erzählte ihre Tochter später, sagte, bevor sie zum Interview ging: "Sie wird mir schon nicht den Kopf abreißen." Manche Frauen fürchteten, sie könnten etwas "falsch" machen, etwas Falsches sagen, ähnlich wie in einer Prüfungssituation. Diese Angst löste sich auf, wenn meine Interviewpartnerinnen merkten, daß es mir um ganz alltägliche Geschichten aus ihrem Leben, um das, was sie erlebt und erfahren hatten, ging. Keines der Interviews in Axams war mühsam, in dem Sinn, daß die ErzählerInnen nur einsilbig auf Fragen geantwortet hätten. Nachdem klar war, wofür ich mich interessierte, begannen die Erzählungen zu fließen.

Ein Grund für die Bereitschaft, insbesondere der Frauen, mit mir zu sprechen, war, daß sie mir, entsprechend dem, wie Austausch- und Hilfsbeziehungen im Dorf von Frauen verstanden werden, "helfen" wollten. Sie wußten, daß ich für mein Studium etwas brauchte, und fanden es selbstverständlich, mich dabei zu unterstützen, soweit das in ihrer Macht stand (vgl. auch Tschugg 1995, S. 12/13).

Die Menschen im Dorf erzählen im Allgemeinen gern aus ihrer Vergangenheit. Sie vergleichen gerne, wie es früher war, und wie es heute ist. Sie erzählen gern darüber, was sie zum jetzigen Zeitpunkt beschäftigt. Sie freuen sich, wenn ihnen jemand, insbesondere jemand der jüngeren Generation, zuhört.

Die Interviews fanden entweder bei den ErzählerInnen oder im Haus meiner Eltern statt. Wir saßen in Stuben oder Küchen. Zu irgendeinem Zeitpunkt (vorher, nachher, während des Interviews) gab es zu essen und zu trinken. Während der Gespräche kamen Telefonanrufe, Menschen tauchten auf, die gerade vorbeischaute oder im Haus leben.

Bei den Interviews im Haus meiner Eltern waren öfters mein Vater, meine Mutter oder beide anwesend, wodurch die Gespräche eine andere Dynamik bekamen, andere Themen angesprochen wurden, als ich sie hätte anreißen können.

Im Verlauf der Gespräche, die von meiner Seite her sehr offen, ohne gröbere Vorgaben, angelegt waren, kam es meist dazu, daß die GesprächspartnerInnen besonders ausführlich über Erfahrungen erzählten, die sie sehr beeindruckt, das Leben ihrer Interpretation gemäß sehr bestimmt hatten, und die ihre gegenwärtige Situation nach ihrem Verständnis sehr prägen.

Aus dieser Erzähldynamik entstanden Erzählungen, in denen der Sinn, die Logik, die die ErzählerInnen ihren Geschichten geben, im Mittelpunkt stehen.

Erfahrung als Quelle

Oral Historians beschäftigen sich seit den späten 70er Jahren mit Erzählungen von Menschen über ihre Erfahrungen als historischer Quelle (z.B. Sieder 1984; Rosenthal 1992; Niethammer 1989).

Zunächst war häufig das Argument zu hören, es ginge darum, die Geschichte der "kleinen Leute" sichtbar zu machen, den "kleinen Leuten ihre Geschichte" und damit ein "historisches Selbstbewußtsein" zu geben.

Es stellte sich jedoch bald die Frage, ob durch lebensgeschichtliche Erzählungen das erschlossen werden könne, "was tatsächlich passierte". Die Menschen nehmen "subjektiv" wahr, sie verdrängen, haben Erinnerungslücken. Insbesondere quantifizierende Sozial- und Geschichtswissenschaftler formulierten die Kritik, die Quellen der Oral Historians wären subjektiv und nicht repräsentativ.

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen geben Auskunft über erinnerte, von den ErzählerInnen interpretierte und in einen Sinnzusammenhang gestellte Erfahrung. Wie der/die ForscherIn diese Erzählungen wiederum interpretiert, einordnet, was er/sie von diesen Erzählungen wahrnimmt, hängt nicht nur mit der Forschungsmethode zusammen, sondern mit den Fragestellungen, dem "Vorwissen", mit dem Erkenntnisinteresse des Forschers/der Forscherin. Die Verständnis- und Interpretationsmöglichkeiten des Forschers/der Forscherin bestimmen sich durch seine/ihre Lebenserfahrung; durch Herkunft, kulturelle, soziale bzw. familiär/verwandtschaftliche Prägung; durch Alter/Generationszugehörigkeit; Geschlecht und sexuelle Orientierung; sowie durch seine/ihre "Persönlichkeit" und individuelle Besonderheit.

Die Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen geben darüber Auskunft, was sie erlebten, wie sie das mit anderen Menschen besprachen, verhandelten, wie sie sich daran erinnern und wie sie es interpretieren. Meine Interpretation dieser Erzählungen wiederum bringt dies in Verbindung mit meinen Fragestellungen.

Die Geschichte, die hier geschrieben wird, nimmt nicht in Anspruch, Erfahrung als für sich stehende "historische Wahrheit" zu präsentieren (vgl. Hey 1985, S. 75-77). Es wird aber sehr wohl versucht, Erfahrungen von Menschen ernst zu nehmen, und sie nicht als beliebig besprech- und interpretierbar zu relativieren.

Es ist eine Eigenschaft mündlicher Tradition, daß sie sehr konkret mittels lokaler Sprache beschreibt, und daß von den erzählten Ereignissen schwer zu abstrahieren ist. Sie sollen daher in meiner Interpretation als konkrete Ereignisse, auf die sich die Interpretation bezieht, aufscheinen. Dafür wähle ich die Formen der Nacherzählung und des schriftlichen Zitates des Erzählten.

Oral History als geschichtswissenschaftliche Methode produziert streng genommen keine "mündliche Geschichte", sondern eine schriftliche Interpretation von mündlicher Tradition.

Bewußte Parteilichkeit

Je weiter Menschen, zeitlich und örtlich von mir entfernt, je länger sie tot sind, umso leichter fällt es mir, sie und ihre (angenommenen) Lebenszusammenhänge zu beurteilen, über Herrschaft unter ihnen zu sprechen, "Opfer" und "Täter" zu identifizieren.

Die Menschen in Axams können sprechen. Ich treffe sie immer wieder. Ich muß mich damit auseinandersetzen, daß sie widersprechen, Zusammenhänge anders sehen und beurteilen. Ich höre widersprüchliche Geschichten, verschiedene Seiten einer Geschichte. Bewußte Parteilichkeit mit den Unterdrückten, wie etwa von Maria Mies in ihren Postulaten (Mies 1984) und in der feministischen Wissenschaft immer wieder gefordert, gestaltet sich schwierig, wenn die Forschung nicht mit einer politischen Bewegung verbunden ist, wenn es nicht darum geht, gemeinsam Veränderungen von unerträglichen Situationen zu erkämpfen.

In meiner Forschung sprach ich mit älteren und alten Menschen, die mit ihrer gegenwärtigen Situation recht zufrieden sind, und die ihr Alter in Ruhe, mehr oder weniger in den gewohnten Bahnen verbringen wollen. Sie erzählen aber über Erlebnisse aus ihrer Vergangenheit, die mich sehr betroffen machen, die mich dazu auffordern "im Nachhinein" Stellung zu beziehen und darüber nachzudenken, wie es zu harten Lebensumständen und schlimmen Erfahrungen kam, und was für die Gegenwart daraus gelernt werden kann.

Aus der Art der Forschung ergibt es sich, daß ich die Partei meiner GesprächspartnerInnen ergreife, da ich ihre Versionen der Geschichten am besten kenne. Im Hinblick auf Erzählun-

gen über politische Ereignisse oder über Kontakte mit Institutionen geht es mir weniger darum, "historische Fakten" zu liefern und objektivierbare Sachverhalte darzustellen, als vielmehr um die Frage, wie sich durch subjektive Wahrnehmungen und deren Interpretation gemeinsame Sichtweisen und gesellschaftliche Konstellationen herauskristallisieren.

Die Partei der "Frauen" ergreife ich, wenn sie mir davon erzählten, daß sie unter dem Verhalten konkreter Männer zu leiden hatten. Ich versuche aufzuzeigen, wie und wo das Leiden unter dem Verhalten konkreter Männer in gesellschaftlichen Herrschaftsformen bzw. -verbindungen angelegt ist, unter denen ja auch Männer oft leiden, ohne diese Strukturen aber aufgeben zu wollen.

Ich ergreife die Partei der "dörflichen Unterschichten", wobei ich aber aufzeigen möchte, daß alle Schichten aus Menschen bestanden, und daß diese sich sehr unterschiedlich verhielten, "moralische" Erwartungen, die an sie in bestimmten Positionen gestellt waren, besser oder schlechter erfüllten.

Es macht wenig Sinn, ganze "Gesellschaftsschichten", Geschlechter, Familien in Bausch und Bogen zu verdammen, wenn diese Beurteilung dem, was mir erzählt wurde, widerspricht. Es macht aber sehr wohl Sinn, zu reflektieren, wie es überhaupt dazu kommt, daß Menschen so unterschiedlich vorteilhaft/nachteilig ins Netz der Austauschströme eingeknüpft sind.

Eine Opfer-Täter-Geschichte zu schreiben, will ich vermeiden, da mit dieser Konstruktion automatisch Schuldzuweisungen verbunden sind. Schuldzuweisungen führen zu Abwehr-, Verteidigungs- und Angriffshaltungen bei den Beschuldigten, aber kaum zur Möglichkeit von Veränderungen. Schuldzuweisungen funktionieren in hierarchischen Ausbeutungsverbindungen.

2. Geschichte, Geographie und gesellschaftliche Hierarchie

Weltliche und kirchliche Herrschaften

Das Dorf Axams befindet sich am "westlichen Mittelgebirge" (wie die Dörfer Götzens, Birgitz und Grinzens), ca. 20 Autominuten von der Tiroler Landeshauptstadt Innsbruck entfernt auf 878 m Seehöhe.¹

Funde weisen darauf hin, daß dieses Gebiet bereits in der Zeit von 1000 bis 600 v.C. besiedelt war. Es ist unklar, woher der Name "Axams" (wie auch andere Bezeichnungen von Plätzen in dieser Gegend) stammt. Man nimmt jedoch eine keltische Herkunft dieses Wortes an.

Die erste urkundliche Erwähnung findet sich 960 in Form der Schreibweise "Ouxuuenes". Das Benediktinerinnenkloster Frauenchiemsee übte im Mittelalter und in der Neuzeit die Lehenherrschaft über Gebäude, Fluren, Wiesen, Weiden, Wälder, Berge und Ebenen in der Axamer Gegend aus. Aus der Zeit zwischen 956 und 962 stammt ein Übergabevertrag, durch den Bischof Rhipert sein Eigentum in Axams, mit der Ausnahme von Kirche und Zehent, an die Äbtissin Irminlinde von Chiemsee übergab.

Die Tiroler Untertanen hatten dem Chiemseer Kloster Käse, Wein, Flachs, Holz und Vieh abzugeben. Insbesondere aus Axams gingen Erbsen und Floßbäume (zum Transport der Ab-

¹Die folgenden Informationen zur Axamer Geschichte stammen zu einem großen Teil aus dem "Heimatbuch der Gemeinde Axams", das der verstorbene Schuldirektor und Dorfchronist Hans Leitner verfaßte (Leitner 1984).

gaben auf dem Inn) ans Kloster. Außerdem waren die Untertanen verpflichtet, sich für außerordentliche Arbeiten ohne Bezahlung zur Verfügung zu stellen.

Im 17. und 18. Jahrhundert gab es außer den Gütern des Frauenklosters eine Reihe von landesfürstlichen, klösterlichen, kirchlichen und weltlichen Grundherrschaften in Axams.

Gerichtlich waren die Axamer ebenfalls dem Frauenkloster unterstellt. Das Richteramt verwaltete der klösterliche Vogt. Spätestens seit Mitte des 15. Jahrhunderts war die Ahndung schwerer Verbrechen dem Landrichter von Sonnenburg vorbehalten. Das Gericht in Axams konnte die "niedereren Fälle" behandeln. Im 18. Jahrhundert gab es in Axams ein eigenes Gerichts- und Gerichtsdiennerhaus (die Straßenbezeichnung Richterergasse erinnert daran) (Beimrohr 1994, S.165).

Seit 1368 (Herzog Leopold) belehnte das Frauenkloster die Tiroler Herzöge mit seinen Tiroler Gütern. Das Kloster wurde 1803 säkularisiert, und im Zuge dessen ging der Tiroler Besitz des Klosters an den Landesfürsten (Beimrohr 1994, S. 165).

Die Pfarre Axams bestand bereits im 10. Jahrhundert n.C.. Axams war eine sogenannte "Urfarre" oder "Altpfarre", von der aus andere Gemeinden mitbetreut wurden. Die Pfarre war dem Bischof in Brixen unterstellt. Von der ersten Kirche gibt es keine Spuren mehr. Der gegenwärtige Kirchenbau, mit Ausnahme des gotischen Turms, wurde zwischen 1732 und 1734 errichtet.

Die Grenzen der Gemeinden in ihrer heutigen Form bestehen erst seit 1811. Zunächst bildeten mehrere Dörfer Wirtschaftseinheiten, da Lehensherrschaften meist über Besitzungen in mehreren, nahe beieinanderliegenden Dörfern verfügten. Die Höfe von Axams finden sich erstmals im Steuerbuch des Inntales von 1312 als Einheit zusammengefaßt.

Veränderungen des Ortes im 20. Jahrhundert

Das Aussehen des Ortes hat sich seit dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts sehr verändert. Zunächst fällt auf, daß das Dorf wesentlich größer geworden ist, mit den Nachbarorten "zusammenwächst". Sehr viele Menschen, die in Innsbruck arbeiten, haben sich in Axams aufgrund seiner Stadtnähe und schönen Lage "angesiedelt".

Straßen wurden gebaut und asphaltiert, Stromleitungen gelegt und Gebäude, die dem "modernerem Leben" entsprechen, wie Kindergärten, Schulen, Freizeitzentrum, Hotels, Pensionen, errichtet und alte Häuser abgerissen.

Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts lebten in Axams nicht viel mehr als 1.000 Menschen. Frieda, die in den 20er Jahren Post austrug, erzählte mir, es habe 153 Häuser gegeben. Als in einem Jahr einmal 36 Kinder zur Welt kamen, empfand ihre Mutter (die Hebamme war) das als sehr viel (I.2, K.2b).²

1952 hatte Axams ca. 1.700 (I.6, K.1a), 1964 hatte es 2.088 Einwohner, von denen ca. 700 zur Arbeit nach Innsbruck pendelten. Es gab 1964 350 Häuser, 110 Bauersfamilien, 60 davon im Vollerwerb (Tiroler Tageszeitung Nr. 44/1964, S. 3).

Zurzeit, im Dezember 1997, haben nach Auskunft des Gemeindeamtes 5.296 Menschen in Axams ihren Hauptwohnsitz. Es gibt etwa 1.250 Häuser. Es sind noch ca. 100 Bauersfamilien übriggeblieben. Nur mehr fünf der Bauern bearbeiten ihren Hof im Vollerwerb.³

²Interviewstellen werden folgendermaßen zitiert: in meinem Archiv haben die InterviewpartnerInnen Nummern bekommen. Darauf bezieht sich etwa "I.2"; "K.2" meint die Nummer der Kassette von dem/der entsprechenden InterviewpartnerIn. "A" bzw. "b" heißt Seite a oder b auf dieser Kassette. Die InterviewpartnerInnen bekommen erfundene Vornamen. Nacherzählungen von Interviewpassagen und Zitate werden kursiv gedruckt.

³Diese Zahlen stammen vom Gemeindeamt in Axams. Eine kleine Statistik zur Bevölkerungsentwicklung in Axams:

In der Nachkriegszeit wurde es selbstverständlich, daß Kinder aus Familien, in denen Baugründe vorhanden waren, Häuser bauten (Hausbauten in dieser Zeit kommen in neun der Interviews vor). Aber auch andere verwendeten einen großen Teil ihrer Energie und des (oft hart verdienten) Geldes, um ein Eigenheim zu errichten. Viele Menschen zogen, wie gesagt, "von auswärts" nach Axams und bauten Häuser. Seit den 80er Jahren werden von Baugesellschaften Blöcke mit Eigentumswohnungen errichtet.

Der "Fortschrittsoptimismus" der Regierenden im Ort seit den 60er Jahren war ein Grund für das rapide Wachsen des Dorfes. Axams entwickelte sich zum "Olympiaort". Nach der Olympiade 1964 setzte der starke Zuzug aus Innsbruck ein. Die Karriere des Dorfes als Fremdenverkehrsort begann (Tiroler Nachrichten 1965/302, S. 3). Durch das schnelle Wachsen des Ortes kämpft die Gemeinde mit der Beschaffung der dementsprechenden Infrastruktur wie Straßen, Kanalisierung, Stromversorgung, Wasserversorgung (Axams. Nachrichten aus der Gemeinde und Axamer Zeitung, diverse Ausgaben). Es wird nun versucht, mittels streng einzuhaltender Verbaupläne das Wachsen des Ortes zu bremsen.

Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts waren die Straßen nicht asphaltiert, der Bach war unverbaut, auf vielen Plätzen standen Brunnen, an denen die Bauern ihre Kühe tranken, und in denen Frauen Wäsche und Fenster wuschen.

Anfang der 20er Jahre begann die elektrische Vernetzung des Dorfes (I.2, 3). Beim Bau der Leitungen (wie auch im Straßenbau) arbeiteten Männer des Ortes als Gelegenheitsarbeiter. *Annemarie mußte ihrem Vater mittags nach der Schule das Essen bringen, als er im Leitungsbau beschäftigt war. Ihre Mutter fertigte die Krepppapierlampenschirme an, die die ersten elektrischen Glühbirnen im Dorf abschirmten. Sie selbst brachte die fertigen Stücke zu den Leuten, die sie bestellt hatten, und kassierte dort das Geld. Als sie einmal in den Nachbarort Birgitz mußte, ließ die Kundschaft sie so lange auf das Geld warten, daß es am Nachhauseweg bereits dunkel war. Die Ortschaften lagen damals noch weiter auseinander, und es war richtig dunkel, da es keine Straßenbeleuchtung gab, sodaß sich das Kind sehr fürchtete (I.3, K.1b).*

Die Dunkelheit hatte vor der elektrischen Ausleuchtung der Welt eine andere Qualität. Die Menschen richteten sich in ihrem täglichen Rhythmus eher nach Dunkelheit und Helligkeit, wie die Natur sie vorgab.

Aus den Erzählungen der Menschen und den Beschreibungen des Dorfchronisten wird deutlich, daß verschiedene Gebäude im Laufe dieses Jahrhunderts abgerissen und neu aufgebaut, daß sie umgebaut und vergrößert wurden, daß sie verschiedene Geschäfte, offizielle Stellen, Betriebe, Familien beherbergten und daß dabei Plätze und Orte im Dorf ihren Charakter und ihre Bedeutung veränderten. Es entstanden neue Treffpunkte für bestimmte Menschengruppen, während alte Treffpunkte verschwanden (Serie von Kapferer in "Axams. Nachrichten aus dem Dorf", Jg. 1995). Der Dorfplatz war früher ein wichtiger Ort der Begegnung, etwa am Dorfbrunnen, der von den Menschen benutzt wurde, rund um die großen Gasthöfe, vor der Kirche. Inzwischen ist er eher eine mit Autos vollgeparkte "Transitroute". Er wird mit dem Auto, zu Fuß oder am Rad überquert. Manche Menschen bleiben auch einmal stehen, um ein paar Worte zu wechseln. Auf den Bänken entlang des Baches sitzen immer wieder

1810	1155 EinwohnerInnen	144 Häuser
1910	1123 EinwohnerInnen	192 Häuser
1934	1489 EinwohnerInnen	205 Häuser
1971	2880 EinwohnerInnen	731 Haushalte
1979	3439 EinwohnerInnen	851 Häuser

(Zahlen aus: Leitner 1984, S. 154)

Frauen, um zu schauen, "was los ist", und um sich zu unterhalten. Gruppen von Jugendlichen wählen den Dorfplatz immer wieder als Treffpunkt zum "Herumhängen". Außerdem befindet sich am Dorfplatz eine Bushaltestelle. Beim Dorffest im August, bei dörflichen Ehrungen und Zeremonien wird der Dorfplatz wieder zum absoluten Mittelpunkt des Ortes, an dem sehr viele Menschen zusammenkommen.

Das alte Dorf habe ich als in den 60er Jahren Geborene nicht kennengelernt. Dennoch habe ich den Eindruck, nachdem ich meine Kindheit im Ort verbrachte und später "das städtische Leben" kennenlernte, daß es doch noch so etwas wie eine "dörfliche Struktur" gibt. "Die Einheimischen" kennen einander, nehmen in ihrem Leben, Handeln, Reden, Austausch beständig Bezug aufeinander, wodurch sich Menschen, die neu dazukommen, oft ausgeschlossen fühlen (wie es in den I.6, 11, 12, 17 erzählt wurde).

Walter, ein pensionierter Schuldirektor, der in Innsbruck aufgewachsen ist und seit den 50er Jahren in Axams lebt und unterrichtete, beschrieb die Veränderung, die mit den "Einheimischen" vor sich ging, folgendermaßen: früher wären die Kinder ungepflegter gewesen, es hat kaum Bäder in den Häusern gegeben. Das änderte sich erst durch die Bautätigkeit. Heute sehe man kaum mehr ungepflegte Kinder. Die Leute seien fast wohlhabend geworden. Auch die Umgangsweise der Menschen sei offener als früher. Durch das Fernsehen hätten die Leute einen höheren Bildungsgrad. Das käme aber auch durch die beruflichen Kontakte. Auch auf den Blumenschmuck der Häuser lege man heutzutage großen Wert, während früher "ein paar Büsche" genügten (I.6, K.1a).

In diesen Einschätzungen kommt ein sehr großer Fortschrittsoptimismus zum Ausdruck.

Ich bestreite nicht, daß die "Modernisierung" den Menschen Erleichterungen und "materiellen Wohlstand" brachte. Meine GesprächspartnerInnen wiesen öfters darauf hin, daß die gute alte Zeit nicht so gut gewesen sei, sie schätzen ihre materielle Sicherheit, die viele von ihnen früher nicht kannten. Allerdings kommt in den Interviews auch oft zur Sprache, daß vieles früher angenehmer war: das Leben folgte einem ruhigeren Rhythmus; die Leute waren zufriedener - mit dem zufrieden, was sie hatten. Es gab Arbeiten, die mit Festen verbunden waren, auf die man sich das ganze Jahr über freute. Man konnte sich auf mehr Dinge und über Kleinigkeiten intensiver freuen als heute.

Gesellschaftlich-kulturelle Geographie: Orientierung im Zusammenhang von Ort-Gesellschaft-Zeit

Wie orientierten und orientieren sich die Menschen im Dorf geographisch, in ihrem Leben, ihren Beziehungen, ihren Austauschverbindungen? Wie verständigten und verständigen sie sich darüber? Was ist in dieser Verständigung an lokalem Wissen vorausgesetzt? Welchem Code, den neu hinzukommende Leute erst erlernen müssen, und der am Ort aufgewachsenen Leuten "an die Wiege gesungen wird", folgte und folgt es?

Der Code besteht unter anderem in zyklisch-zeitlichem, örtlichem, gesellschaftlichem und sprachlichem lokalem Wissen. Diese Komponenten sind in der Realität kaum zu trennen.

*Mit zyklisch-zeitlicher Orientierung ist gemeint:

- das regionale Wissen zum Ablauf von Lebenszyklen: welche Aufgaben hatten Menschen in welchem Alter, in welcher familiären und gesellschaftlichen Position, welchen Geschlechts zu verrichten? Welche lebenszyklischen Muster ergaben sich, die die Menschen kannten und in ihrer Verständigung voraussetzten?

- das regionale Wissen über tageszeitliche und wöchentliche Abläufe: etwa, daß am Sonntag um eine bestimmte Zeit in die Kirche gegangen wird, daß die Kinder am Sonntag Nachmittag noch Sonntagsschule haben, wann zu Mittag gegessen wird, und wann Frauen dieses Essen kochen, daß um ca. 15.00 Uhr "gmarendet" (nachmittagsgejausnet) wird;

- das regionale Wissen um jahreszyklische Zusammenhänge: etwa daß am "Hohen Frauentag" eine Prozession stattfindet; daß man zu den drei Rauhnächten "rachn" (mit Weihrauch und Weihwasser betend durchs Haus) geht; daß im August das Korn geerntet wird.

*Zum regionalen Wissen um Örtlichkeiten gehören etwa die im Dorf üblichen Bezeichnungen der Orte; dazu gehört die Kenntnis davon, welche Orte im Besitz welcher Familien sind, wie sich Besitzverhältnisse verändert haben; welche Ereignisse an bestimmten Orten regelmäßig oder außerordentlicherweise stattfanden und stattfinden; was an den Orten üblicherweise zu bestimmten Zeiten, von bestimmten Menschen gemacht wird; wo man wann, wozu hingeht, wen man dort trifft, was man dort mit den Leuten macht und austauscht.

*Das regionale Wissen über das "Gesellschaftliche" beinhaltet etwa die Kenntnis von Familienzusammenhängen, Verwandtschaften, Nachbarschaften; die Kenntnis dessen, was Menschen verbindet, was Menschen miteinander tun, auf welche Weise sie voneinander abhängig sind; die Kenntnis der Konflikte der Menschen; der Hausnamen; das Wissen über die Assoziationen zu, die Beurteilung von Menschen und Familien.

Gesellschaftliche Orientierung im Dorf: "die Clans"

Unter "Familie" wird meist eine Vater-Mutter-Kind/er Einheit verstanden. Zur Beschreibung dörflicher Zusammenhänge erweist sich diese Vorstellung als unzulänglich, obwohl der Zusammenhalt von Eltern und Kindern wichtig war. Tanten, Onkel, Großeltern, Großtanten und -onkel, angenommene Kinder lebten häufig mit Eltern und Kindern zusammen. Oft lebten erwachsene Geschwister zusammen. Die Menschen eines Haushaltes sicherten ihre Existenz in enger Verbindung mit anderen Haushalten. Um die Menschengruppen der gemeinsamen Existenzsicherung zu beschreiben, ist es sinnvoll, "Familie" zunächst im Sinne von "Verwandtschaft" zu verstehen und damit offenzulassen, aus welchen Personen solche Gruppen in den konkreten Fällen bestanden.

Die Familien/Verwandtschaften haben spezifische Charakteristika, die tradiert werden, die auf die nächste Generation übergehen. Man lernt im Dorf bestimmte Familien mit Eigenheiten und Besonderheiten zu assoziieren. Familienmitglieder werden im "Dorf" und in der Familie/Verwandtschaft in diesem Sinne sozialisiert.

Da ich meine Gesprächspartnerinnen nicht mit ihren richtigen Namen bezeichne, kann ich ihre "Hausnamen" leider nicht anführen. Im Dorf war und ist es, um eingebunden zu sein, wichtig, einen Hausnamen zu haben, was bedeutet, zu einem der älter eingesessenen bzw. akzeptierten "Clans" zu gehören und mit den Assoziationen und Konnotationen versehen zu werden, die den "Clan" seit langer Zeit bezeichnen.

Sprechen Dorfleute über Personen, so nennen sie meist ihren Vor- und ihren Hausnamen, und sorgen dadurch dafür, daß die am Gespräch Beteiligten bereits einigermaßen darüber im Bilde sind, worum es geht. Durch die Nennung des Namens wissen die ZuhörerInnen bereits, aus welcher Familie die Person kommt, was die Angehörigen dieser Familie machen, wen und wohin sie geheiratet haben, welche Kinder da sind, welche Berufe ausgeübt werden, ob gebaut wurde, wer gestorben ist, wer bei welchem Verein ist, wie angesehen die Familie ist, in welchem Ortsteil sie wohnt usw.. Mit der Nennung eines Hausnamens akti-

viert sich der Code des lokalen gesellschaftlichen, familienbezogenen Wissens. Die Nennung des Vornamens spezifiziert, welche Person aus einer Familie nun genau gemeint ist, und impliziert das spezielle Wissen, das zu dieser Person "in Umlauf ist".

Es gibt eine Reihe von Hausnamen, die aus Vornamen entstanden sind. Hausnamen leiteten sich aus Berufsbezeichnungen ab oder haben originelle Ursprünge (die oft gar nicht mehr zu ergründen sind). Manche Hausnamen gingen aus "Spitznamen" hervor.

Um ein Beispiel anzuführen: der "Oudlzouf", bekannter als Gasthof Adelshof, bekam diesen Namen von Sigismund dem Münzreichen (der Hirschjagden in der Axamer Lizum unternahm) in Anerkennung der vorzüglichen Bewirtung zuerkannt. Ein Hof in Axams, der früher zum Adelshof gehörte und von einer anderen Wirtsfamilie für einen der Söhne erstanden wurde, trägt den vom Adelshof abgeleiteten Hausnamen "Oudilar" (Axams. Nachrichten aus der Gemeinde, Juni 1995).

Gesellschaftlich-kulturelle Geographie des Dorfes

Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts war mit der Geographie des Dorfes (teilweise) eine soziale Hierarchisierung der jeweiligen Ortsteilbewohner verbunden. Diese Hierarchisierung besteht heute in der Realität kaum mehr. Inzwischen haben Menschen neue Existenzsicherungsmöglichkeiten gefunden, durch die sich die Einteilung in Ärmere und Reichere sehr verändert hat und eben nicht mehr der Geographie des Dorfes folgt. Nichtsdestotrotz schwingen diese alten Bewertungen beim Aussprechen von Hausnamen und Ortsteilen noch mit.

Ganz grob läßt sich die "gesellschaftliche Geographie" des Ortes in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts folgendermaßen beschreiben: im unteren, nördlichen Teil des Ortes, Dornach, lebten viele ärmere Familien. Aufsteigend zum Dorfplatz hin und in den südlichen, westlichen, östlichen Ortsteilen im Verhältnis zum Dorfplatz, sowie nördlich davon etwa auf derselben Höhe mit dem Dorfplatz, standen die Höfe und Häuser wohlhabenderer und politisch einflußreicherer "Clans". In Wohnungen und kleinen Häusern oder bei ihren Dienstgebern (als DienstbotInnen) lebten viele arme Menschen und Familien in diesen Ortsteilen. Weiters gab es in diesen Gegenden Handwerksbetriebe und Läden. Dort wohnten und arbeiteten der jeweilige Arzt und die Lehrer. Das Postamt, die Gendarmerie, das Gemeindeamt übersiedelten öfters, blieben dabei aber in einer gewissen Nähe zum Zentrum (Kapferer in Axams. Nachrichten aus der Gemeinde Nr. 11/1995, S. 6/7). Um den Dorfplatz herum, an dem der Bach entlangfließt, befanden sich große Wirtshäuser, Bauernhäuser, das Widum (Pfarrhaus) und (etwas versetzt) die Kirche. Nord-westlich davon, zwei Gehminuten vom Dorfplatz entfernt, lag der Platz, auf dem das kombinierte Schulhaus-Altersheim stand, sowie das Gebäude, das als Feuerwehrhaus und Musikproberaum diente. In verschiedenen Ortsteilen gab (und gibt) es kleinere Kapellen. Rund um den Ort lagen die Felder der Bauern. Die Felder der einzelnen Bauern bildeten keine Einheiten, man besaß Felder in verschiedenen Lagen, von unterschiedlicher Bodenbeschaffenheit.

Im unteren, nördlichen Teil des Ortes, in Dornach, lebten, wie gesagt, ärmere Familien.

Im letzten Jahrhundert wohnten und arbeiteten in diesem Ortsteil Handwerker, die die Wasserkraft des durchfließenden Baches nutzten. Es gab Müller, Schmiede, Gerber, Schlosser (von denen in den I.1, 2, 3, 7 die Rede war). In dieser Zeit, so ist anzunehmen, hatte dieser Ortsteil eine andere Bedeutung als im 20. Jahrhundert.

Der Huf- und Wagenschmied übersiedelte 1927 in den oberen Teil des Dorfes (Axamer Zeitung, Nr. 28/1985, S. 8; I.7, K.1a). Die Nachkommen der Schlosser-Familie zogen bereits im letzten Jahrhundert in die Ortsmitte, nachdem ihr Haus durch eine Überschwemmung des Baches zerstört worden war (I.2, K.1a). Die Gerberei existierte in der Kindheit meiner InterviewpartnerInnen, in den 20er Jahren, noch (darüber wurde in den I.2, 13 gesprochen). Die zahlreichen Mühlen entlang des Baches verschwanden allmählich. Die bekannteste Mühle war schließlich die "Omesmühle", zu der man durch Dornach hinkam, die aber bereits zum nächsten Ortsteil, Omes, nördlich von und tiefer gelegen als Dornach, gehört.

Dornach war zunächst wohl ein Ortsteil der Handwerker, die die Wasserkraft nutzten, und entwickelte sich in diesem Jahrhundert zu einem feuchten, schattigen Ortsteil der ärmeren Leute. Inzwischen gibt es dort aber wieder schöne Häuser und Höfe.

Im oberen Teil des Ortes lebten die Wohlhabenderen, aber auch sehr viele arme Familien oder besitzlose Menschen als DienstbotInnen von Bauern und Wirten.

Oben in der dörflichen Hierarchie standen die Wirte, der Pfarrer, die reicheren Bauern- und Handwerkerfamilien, sowie Gewerbetreibende, auch Berufsgruppen wie die der Ärzte. Es gab Menschen, die zwar weniger wohlhabend waren, aber dennoch aufgrund ihrer Position in gewisser Weise im Dorf mitbestimmen konnten, wie etwa die Lehrer, Gemeindegemeindefunktionäre, Gendarmen oder Postbeamten.

Bei den Wirtsfamilien am Dorfplatz waren ärmere Familien verschuldet, die zum Abzahlen in deren Betrieb arbeiten mußten. Die Wirte waren wichtige Arbeitgeber, bei denen viele Menschen als Knechte und Mägde, als Kellnerinnen, Küchenmädchen, "Zimmerinnen" (Stubenmädchen), ganzjährig, in Saison oder gelegentlich arbeiteten (wie meine Gesprächspartnerinnen in den I.1, 2, 3 berichteten).

Die Menschen im Dorf kannten einander, Ärmere und Reichere waren nicht durch Mauern und Gräben voneinander getrennt. Sie begegneten sich täglich, tauschten aus, trafen zusammen Entscheidungen, die Kinder spielten miteinander. Dennoch bestanden Ausbeutungsverhältnisse unter Ärmern und Reicheren. Die gesellschaftliche Hierarchie bestimmte die alltägliche Erfahrung. Wenn Kinder von Ärmern und Reicheren etwa miteinander spielten, so verfügten die Reicheren über schöneres Spielzeug, die Hierarchie wurde im Spiel reproduziert: die Kinder der Ärmern spielten beispielsweise die Ministranten, die der Reicheren den Pfarrer (so wurde in den I.3, 9 berichtet). *Annemarie, deren Spielkameradin eine Wirtstochter war, fragte ihre Eltern, warum diese vom Christkind ein Puppenhaus, sie aber nur aus Stoffflecken ausgeschnittene Puppenkleider bekommen hätte. Sie fragte: "I hun eigentlich a gfolg, warum hun denn i nicht krieg?" Die Antwort der Eltern: "Geht holt nit, isch holt nit kemmin bei ins, wearscht schon nit gfolg hobn." ("Ich war eigentlich auch gehorsam, warum habe ich nichts bekommen?" - "Es geht halt nicht, es ist nicht gekommen bei uns, du wirst eben nicht gehorcht haben." I.3, K.1b)* Solche Begründungen, die den Kindern für ihre Armut geliefert wurden, identifizierten Armut mit Schuld und Schuld mit Strafe für Ungehorsam, um sie den Kindern "verständlich" zu machen. Es lag nahe, daß Kinder, die sich keiner konkreten Schuld bewußt waren, das Gefühl bekommen mußten, grundsätzlich schuldig zu sein.

Die dörfliche Hierarchie drückte sich in Arbeits- und Verschuldungsbeziehungen aus. Es war klar, wer "anzuschaffen" und wer zu gehorchen hatte.

Eine zentrale Position hatte der Pfarrer im Dorf. Sein Haus, das Widum, lag ebenfalls im Zentrum des Ortes nahe der Kirche. Die Menschen waren in ihrem Alltag mit ihm und der Kirche verknüpft: in den Messen, in der Beichte, in der Schule, in Andachten. Geistliche

mischten in der dörflichen Politik und Ökonomie mit, sie kannten familiäre Verhältnisse und mischten sich ein. Praktisch alle Kinder gingen in Schule und Kirche "durch ihre Hände". In einer gewissen Nähe (nicht mehr als fünf Minuten zu Fuß) zum dörflichen Zentrum befanden sich die Läden, in denen die Menschen das einkauften, was sie nicht selbst produzierten. Diese Läden waren Zentren, in denen sich vor allem Frauen trafen und austauschten. Kinder wurden zum Einkufen hingeschickt.

Wie erwähnt, befand sich ganz nahe am Zentrum ein Platz mit Schulhaus/Altersheim und Feuerwehrhaus/Musikprobelokal. Pfarrer Placidus Staffler legte 1870 in seinem Testament fest, daß 10.000 Gulden an die Barmherzigen Schwestern gehen sollten, falls diese in Axams eine Mädchenschule errichten und die Betreuung der alten Menschen übernehmen würden. Die Gemeinde erbaute zu diesem Zweck 1872 ein Haus, das bis 1962 als Altersheim und bis zur Errichtung der neuen Schulgebäude in den 60er und 70er Jahren als Schulhaus diente (Leitner 1984, S. 114/15).

Zu Axams gehörten und gehören noch einige Ortsteile, die in den Interviews kaum vorkommen, da meine InterviewpartnerInnen nicht dort lebten.

Ein Ortsteil, Omes, in dem eine Interviewpartnerin aufwuchs, und in dem zwei weitere nach ihrer Heirat wohnten, ist hier noch zu erwähnen. Omes liegt auf einer Ebene zwischen Axams und Kematen. Auch dieser Ortsteil wuchs in den letzten Jahrzehnten erheblich. Zunächst bauten Menschen aus Innsbruck Wochenendhäuser in Christen, auf dem sonnigen Hang bei Omes. Inzwischen stehen dort viele Häuser, in denen die Menschen ständig leben.

Das Dorf und andere Orte

Die großen Straßen, die jetzt nach Innsbruck und nach Kematen führen, existierten im ersten Drittel dieses Jahrhunderts noch nicht. Damals gingen die Menschen meist zu Fuß durchs "nasse Tal" von Omes nach Völs, oder sie nahmen den schmalen Weg nach Kematen (dieser Weg war in meiner Kindheit noch unasphaltiert und wurde erst zur Olympiade 1976 als breite Zufahrtsstraße in die Lizum ausgebaut), um von dort aus mit dem Zug nach Innsbruck zu gelangen (TT Nr. 203/1975, S. 7).

Die Straße, die durch Götzens und am "Ziegelstadel" (dem mit einer Ziegelei verbundenen Gefängnis von Innsbruck) vorbei in die Stadt führte, wurde in den 20er Jahren bereits von Autobussen und vorher von Fuhrwerken befahren. Der Postautotransport nach Innsbruck besteht seit 1938, vorher waren die Innsbrucker Verkehrsbetriebe für die Busverbindung des Ortes mit der Stadt zuständig (Axamer Zeitung, Nr. 2/1980, S. 10). In den Nachbarort Birgitz gelangten die Menschen auf einem schmalen Weg. Auch den Weg nach Innsbruck über Birgitz und Götzens legten die Menschen häufig zu Fuß zurück. In Götzens mußte eine Wegbenutzungsgebühr (Akzis) entrichtet werden. Führten Leute etwas zum Verkauf auf einem Markt in der Stadt mit sich, so mußten sie es, wenn sie nach Innsbruck kamen, verzollen.

Frächter und Bötinnen führen bzw. gingen täglich zwischen Dorf und Stadt hin und her, um für Menschen aus dem Dorf Dinge zum Verkauf nach Innsbruck zu bringen und Dinge mit zurückzunehmen, die bei ihnen bestellt wurden.

Wohin gingen Menschen vom Dorf weg und wozu?

Aus den Erzählungen der Menschen aus dem Dorf ergibt sich das Bild, daß die Leute keineswegs so "bodenständig" waren, wie oft angenommen wird. Sie unternahmen viele größere und kleinere Wanderungen, Ausflüge, Reisen. Sie taten dies aus den verschiedensten

Gründen. Sie arbeiteten "auswärts" (in Innsbruck, in anderen Dörfern in Tirol, in Bayern). Sie heirateten an andere Orte. Sie unternahmen Reisen. Sie gingen oder fuhren auf Märkte in Innsbruck oder Hall, sie fuhren nach Südtirol, um einzukaufen oder zu verkaufen. Sie unternahmen Ausflüge, Wallfahrten oder besuchten Verwandte und Bekannte in Innsbruck oder in anderen Dörfern per Rad, zu Fuß, mit dem Zug. Manche gingen bereits in den 10er und 20er Jahren täglich zur Arbeit nach Innsbruck und zurück (das bedeutet, sie gingen nach Völs, fuhren mit dem Zug zum Bahnhof und gingen von dort weiter zu Fuß zur Arbeitsstelle). In die Nachbarorte begaben sich die Leute häufig zu Besuch oder zum Arbeiten. Sie hatten Verwandte dort. In der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wurden Menschen zum Arbeitsdienst nach Deutschland geschickt. Die Männer waren als Soldaten im Ersten und Zweiten Weltkrieg weit weg von daheim.

Seit den 50er Jahren fuhren immer mehr Menschen täglich zum Arbeiten vom Dorf weg, seit den 60er und v.a. 70er Jahren begeben sich viele Kinder und Jugendliche zum Schulbesuch nach Innsbruck. Es ist für viele Menschen zum Alltag geworden, im Dorf zu wohnen und "auswärts" zu arbeiten. Die Menschen besitzen Autos, sie unternehmen Reisen und Ausflüge.

3. Die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung"

Im folgenden wird anhand von vier nacherzählten, zusammengefaßten lebensgeschichtlichen Erzählungen erläutert, auf welche Art, in welchen Konstellationen Menschen im Dorf miteinander in Beziehung standen. Es werden Muster gegenseitiger Verbindlichkeit und Abhängigkeit beschrieben. Es soll gezeigt werden, daß Menschen, insbesondere Frauen, auf das Bestreiten der Existenz in überschaubaren Beziehungen orientiert waren. Überschaubare Beziehungen bestanden in Familie/Verwandtschaft, in der Nachbarschaft, im Dorf und mit Verwandten und Bekannten in den umliegenden Dörfern und in der Stadt.

Die Existenzsicherung in überschaubaren Beziehungsgeflechten, in Austausch- und auch Ausbeutungsbeziehungen zwischen den Menschen, den Familien, den Nachbarschaften folgte einer "Tradition des Austauschs". Sie folgte Mustern und Gewohnheiten, die die Menschen von klein auf lernten. In den Austauschgeflechten waren Menschen teilweise egalitärer, teilweise hierarchischer verbunden, je nachdem, ob der Austausch unter "Gleichen" stattfand oder unter im gesellschaftlichen Kontext "Unterschiedlicheren". Ausbeutungsbeziehungen bestanden zwischen Männern und Frauen, zwischen Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Positionen in Familie/Verwandtschaft, unterschiedlichen Reichtums/Besitzes. Ausbeutungsbeziehungen ergaben sich auch durch die "Persönlichkeiten" der Menschen, durch einen mehr oder weniger ausgeprägten "Willen zur Macht".

Existenzsicherung und Austauschbeziehungen im lebensgeschichtlichen Kontext

Mali

Mit Mali führte ich zwei Interviews (I.1, K.1 bis 4).

Sie kam am 11. Juni 1925, zu Fronleichnam (am "Blutstag") zur Welt. Es stürmte und schneite an diesem Tag.

Großeltern/Herkunftsfamilien der Eltern:

Ihre Großeltern väterlicherseits wohnten im zentraleren Teil von Axams bei einem ihrer Kinder. Sie bekamen ein "Ausnahm" (eine Altersversorgung) von Malis Eltern in Form von Naturalien wie Milch und Butter. Zwei Onkel und ein Bruder des Vaters wohnten im Haushalt des Vaters. Einer der Onkel starb im Ersten Weltkrieg.

Die Mutter von Mali stammte aus Götzens. Die Mutter und eine ihrer Schwestern blieben als sie in Dienst gingen und nach der Heirat der Mutter zusammen.

Eltern-Haushalt in der Kindheit:

Die Familie von Mali lebte in einem Bauernhaus in Dornach, das der Vater von seinen Eltern geerbt hatte. Zum Hof gehörten schwer zu bearbeitende, steile Felder.

Mutter und Vater heirateten nach dem Ersten Weltkrieg. Die Mutter bekam zwölf Kinder, von denen neun aufwuchsen.

Sie machte einen großen Teil der Arbeit am Hof, trug den Großteil der Verantwortung für die Organisation und Koordination der Arbeit der Familienmitglieder und für den finanziellen Bestand des Hofes. Sie konservierte Lebensmittel und kochte, sorgte für die Kinder, spann und strickte (Kleidung für die Familie) und ging zeitweise "stadtwaschen".⁴ Sie betrieb Kleinhandel: verkaufte Eier an einen Laden in Axams oder am Platzmarkt (vis a vis von der Johanneskirche) in Innsbruck, verkaufte Beeren in Innsbruck (die die Kinder sammeln), ging mit Schnaps hausieren, den die Kinder in Sellrain holten. Sie besorgte Geld, das für die gemeinsame Haushaltung nötig war (für die Bezahlung von Steuern, für Anschaffungen oder für Einzahlungen in den Sparverein) und erarbeitete am Hof Lebensmittel zum Kochen. Als die eigenen Kinder größer waren, nahm sie ein Pflegekind aus dem Kinderheim auf, was ein bißchen Geld einbrachte. Außerdem betreute sie die ledigen Kinder ihrer erwerbstätigen Töchter, bis diese heirateten. Die Mutter mußte den Onkel ihres Mannes waschen, wenn dieser betrunken nach Hause kam und sich angemacht hatte. Sie starb 1949 an einer Herzkrankheit, an der sie seit 1946 litt.

Der Vater von Mali wurde 1881 geboren. Er war während des Ersten Weltkriegs wehrdienstpflichtig. Den Hof in Dornach erbte er von seinen Eltern. Er war Schuster, arbeitete auch als Zimmermann (war dadurch versichert) und als Holzfäller.

Er fand es wichtig, in der dörflichen Öffentlichkeit eine Rolle zu spielen. Er schnitzte "Krippeln" (Weihnachtskrippen, eine Kunst für die Axamer bekannt waren und sind), betätigte sich als "Himmelträger" bei den Prozessionen (vier Männer tragen diesen Himmel, der über den Priester gehalten wird; eine derartige Rolle galt und gilt als sehr ehrenvoll) und rasierte sonntags Männer des Dorfes, die dazu zu ihm kamen. Er erhielt in den 30er Jahren Arbeitslosengeld bzw. Notstandsgeld und später eine kleine Pension. Er verwendete dieses Geld zum Trinken, um im Wirtshaus Runden auszugeben und um Frauen auf Bällen einzuladen. Er trank, verbrachte viel Zeit im Wirtshaus und war gewalttätig gegen Frau und Kinder. Er starb 1949 nach einer Prozession, weil er Schnaps getrunken hatte, obwohl er Antibiotika nahm.

Die Kinder mußten, sobald es möglich war, bei für die Existenzsicherung im Rahmen des Haushalts nötigen Arbeiten mithelfen. Arbeiten fielen am Hof (Feldarbeit, Konservierung der Nahrungsmittel, Holz hacken und aufstößeln, den Holzschlitten für den Vater in den Wald ziehen und von dort holen) an. Sie bestanden in Sammeltätigkeiten (von Holz, Gras

⁴Das bedeutet, daß sie sich als Wäscherin in der Neder, ca. eine Stunde von Axams zu Fuß entfernt, betätigte. Dorthin brachten Leute aus der Stadt ihre Wäsche. Viele Frauen verdienten Geld mit dieser Arbeit. Gewaschen wurde in der Mellach, dem Bach.

und "Streib" - Strebe für den Stall - aus dem Wald, von Beeren zum Verkauf in der Stadt), in Tätigkeiten bei anderen Bauern, wie dem Holz Schlichten beim wohlhabenden Dorfwirt (nach der Schule gegen einen Leib Brot); dem "Türken Ausmachen" bei wohlhabenderen Bauern (den Maiskolben von den Blättern befreien; das war eine Arbeit, die bei größeren Bauern im Herbst in der Tenne stattfand, zu der Leute anderer Haushalte kamen, und die mit einem Fest verbunden war).

Mali verrichtete von Kindheit an körperlich harte Arbeiten, so ging sie etwa zusammen mit ihrem Bruder holzfällen. "Mir sein praktisch mitn Ruggakorb afn Buggl af die Welt kemmin." ("Wir sind praktisch mit dem 'Ruggakorb' auf dem Rücken auf die Welt gekommen." - einem Korb, aus Weiden geflochten, unten schmal, nach oben sich erweiternd, eine Seite abgeflacht, die andere runder; er wird mit Trägern um die Schultern am Rücken getragen, etwa zum Transport von Holz, Sägespänen oder Obst).

Sobald die Kinder das 14. Lebensjahr vollendet hatten und daher die Schule verlassen konnten, "gingen sie in den Dienst", verrichteten sie Erwerbsarbeiten. Einer der Brüder erlernte den Beruf des Maurers, der zweite verdingte sich mit Gelegenheitsarbeiten, die Schwestern "gingen in Dienst" bei Bauern oder im Gastgewerbe, oder sie arbeiteten im Sommer bei Bauern als Tagelöhnerinnen. Der größte Teil des Verdienstes wurde an die Mutter abgeliefert.

Ein Bruder war in den 30er Jahren arbeitslos und erhielt Notstandsgeld. Dieser Bruder mußte in den Krieg einrücken. Er kam 1946 aus Rußland zurück. Der andere Bruder hatte durch einen Unfall einen "kürzeren Fuß" (ein verkürztes Bein) und war daher nicht "tauglich". Zwei der Schwestern lernten nähen und nähten Kleidung für die übrigen Geschwister. Vier Schwestern brachten ledige Kinder zur Welt, zwei heirateten die Väter der Kinder, alle Schwestern heirateten schließlich.

Nach dem Tod der Mutter 1949 legte der älteste, hoferbende Bruder den Geschwistern nahe, das Elternhaus nicht mehr zu betreten.

Im Haushalt von Malis Kindheit lebten zwei Onkel und ein Bruder des Vaters (einer der Onkel starb im Ersten Weltkrieg) und eine Schwester der Mutter. Der Onkel des Vaters war Schneider, er war "verwachsen" (körperbehindert) und trank. Er hielt Vögel in der Stube, die er mit Weißbrot fütterte, das die (oft hungrigen) Kinder den Vögeln stahlen. Er gab der Mutter Geld für sein Essen, bis er zu alt war, um arbeiten zu können. Schließlich kam er ins Altersheim. Der Bruder des Vaters war Schuster. Die Schwester der Mutter arbeitete an derselben Dienststelle wie die Mutter, als diese den Vater kennenlernte, und kam mit der Mutter an den Hof. Sie war Patschenmacherin und hatte große Angst vor dem Vater von Mali.

Worin bestand die Existenzgrundlage? Was aß man? Was zog man an?

Zum Hof gehörten Felder in Hanglage, die nicht einfach zu bearbeiten waren und zu Fuß ca. 20 Minuten vom Hof entfernt lagen. Am Hof wurden durchschnittlich zwei Kühe, ein Schwein, zwei bis drei Schafe und Hühner gehalten. Es gab einen Obstgarten mit Äpfeln, Birnen, Kirschen, Quittenäpfeln und Ribiseln. Angebaut wurden Mais, Erdäpfel und Getreide (Gerste). Heu für die Tiere wurde geerntet. Schafe wurden geschert, um Wolle zu haben. Die Kühe gaben Milch. Einmal jährlich (vor Weihnachten) wurde ein Schwein geschlachtet. Nahrungsgrundlage waren Getreide bzw. Mais und Kartoffel. Das Getreide (oder auch der Mais zu Maismehl) wurde beim Müller in der Nähe gemahlen. Aus dem Mehl buk die Mutter vierzehntägig 32 Brotlaibe (sie mußte dann um drei Uhr morgens aufstehen, um den Teig zu kneten). Aus dem "Grant" (Gefäß, in dem der Teig geknetet wurde) kratzte sie vor dem

nächsten Backen den Teig vom letzten Mal vom Rand ab und weichte das Abgekratzte einen Tag lang ein. Daraus bildete sich eine Sauerteiggrundlage, die das Brot aufgehen ließ. War die Getreideernte schlecht, mußte das Brot bald aus Maismehl hergestellt werden.

Morgens wurde Suppe gegessen, die aus Mehl, Schmalz (Einbrenn) und Wasser bestand und eventuell mit Kartoffeln vom Vorabend gestreckt wurde. Abends gab es Kartoffel in allen Varianten, mittags Mehlspeisen. Samstags wurden "Blattln" gebacken. Sonntags aßen die Leute Leberknödelsuppe. Das Brot für die Knödel bekam die Mutter manchmal von einer alten Bäckerin geschenkt, die in Innsbruck in der Nähe des Platzmarktes Brot verkaufte. Dieses Brot wurde auch zum "Einbrocken" in Suppe und Kaffee verwendet. Kaffee wurde nur Sonntag morgens getrunken. Dieser Kaffee bestand aus gemahlener Gerstenkörnern, die die Mutter am Herd röstete (Malzkaffee). Das nachmittägliche Kaffee Trinken wurde erst seit Ende der 40er Jahre üblich (zumindest an Feiertagen und Sonntagen).

Aus der Milch wurde "gschtockte Milch" hergestellt, die mit Brotbrocken gegessen wurde. Die Mutter schlogelte Butter (die sie auch weiterschenkte, an Leute, die noch weniger hatten, und die ihren Schwiegereltern als "Ausnahm" gebracht wurde). Butterbrote gab es nur nach dem Schlögeln, ansonsten wurde die Butter zum Kochen verwendet. An Feiertagen/zu Prozessionen gab es "a nuis Schmalz" ("ein neues Schmalz": Weizenmehl, dicker eingekocht, mit Butter drauf) und Gugelhupf (mit Germ, der beim Bäcker geholt wurde). Es wurden Schwarzbeeren, "Grantn" (Preiselbeeren) und Holunderbeeren eingekocht. Die Marmelade wurde für Wuchteln und Krapfen gebraucht. Im Herbst nach dem Brot Backen wurden Birnen zwei Mal im Herd gedörnt. Kirschen wurden auf Brettern getrocknet, Birn- und Äpfelschnitten aufgefädelt in die Fenster gehängt. Daraus bereiteten die Frauen im Winter Kompott. Eier wurden im Haushalt wenige verwendet, da sie verkauft werden mußten, um Bargeld zu bekommen. Für Nocken wurden höchstens ein, zwei Eier gebraucht. Zu den verschiedenen Tageszeiten, Wochentagen, zu besonderen Anlässen und bei bestimmten Arbeiten gab es spezielles Essen. Als Malis Mutter krank war, brachte Mali ihr eine Bruthenne und einen gebratenen Gockel (den sie geköpft hatte). An Malis erstem Schultag buk ihre Schwester einen Kuchen für sie. Wenn Mali und ihr Bruder holzfällen gingen, kochte die Mutter für sie Wurst- oder Käsewudeln und Wuchteln; zum Beeren Sammeln gab die Mutter den Kindern Brot und Kaffee mit; vor der Heuarbeit fertigte die Mutter Bier aus Hopfen und Malz mit Zucker und Germ an, das sie in Halbliterflaschen füllte und zwei Wochen im Keller kaltstellte - zu diesem Bier dazu wurde "gschtockte Milch" mit Rahm und Brotbrocken gelöffelt.

Mali verrichtete in ihrer Kindheit und Jugend mehr Holz- und Feld- als Hausarbeit. Nähen und Kochen lernte sie zunächst nicht durchs selber Machen, sondern durchs "Abschauen" bei der Mutter.

Mali und ihre Geschwister trugen Wollstrümpfe, Wollsocken, Wolljacken und Wollhandschuhe, die die Mutter herstellte (sie bereitete die Wolle auf durchs "Kartatschen", - Kartatsche ist eine Art Kamm, durch den die Wolle gezogen wird - sie spannt und verstrickte die Wolle). Sie trugen Patschen (keine Schuhe), die die Tante machte. Stoff bekamen sie zum "Gotlpack" (Geschenk der Paten an die Patenkinder zu Allerheiligen und zu Ostern). Die älteren Schwestern nähten daraus Kleider, Schürzen, Unterhemden. Mali brachte sich das Nähen später selbst bei.

Worin bestanden Malis Aufgaben zur Existenzsicherung im Beziehungsgeflecht der Haushalts- bzw. Familienmitglieder?

Mali besuchte die Volksschule von ihrem sechsten bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr.

Nach Beendigung der Schulpflicht beschaffte die Mutter ihr Arbeit in einer Gärtnerei vis a vis vom Peterbrünnl (Gasthof westlich von Innsbruck). "I wor kroat vierzehn Joahr, in an Somstig ausgeschalt, no hot Muattar gsog: 'Du für di hun i an Plotz, kunnscht in Muntig onfongin orbitn bei an Gärtner.'¹⁶ Sie schlief dort auf einem Strohsack. "I hun mar di Polschter voll ungreart, a sou isch mar darweilalong gwesen. In erschn Sunntig hun i mar goar nit hoamgiahn gitraut, erscht in zwoatn Sunntig zu Fuß (...). No hun i gsog zu dar Muattar: 'Des pock i nit do untn', hun i gsog, 'des derpock i nit.' No hot sie gsog: 'Du tuasch bleibn, des tuasch schon gwehn. Miar hobn koan Plotz darhoam. Beim Tisch!'¹⁶ Dort arbeitete sie einen Sommer lang. Dann arbeitete sie während der Wintersaison in einer Frühstückspension in Seefeld, wo auch ihre Schwester in Dienst war, die ihr diese Stelle besorgt hatte. Im Sommer verdingte sie sich bei Bauern im Tagwerk (als Tagelöhnerin) in Kematen und Afling. Sie verdiente zwei Schilling am Tag. Während des Krieges arbeitete sie weiterhin im Winter in Seefeld und im Sommer zu Hause am Feld. Von 1946 bis zu ihrer Heirat 1948 blieb sie zu Hause, um Haus und Hof zu versorgen, da ihre Mutter herzkrank war.

Menschen, die gerade etwas mehr hatten, obwohl sie selbst arm waren, halfen Menschen, die noch weniger hatten. Dieser Austausch wurde in erster Linie von Frauen (manchmal gegen den Willen ihrer Männer) betrieben.

Malis Mutter unterstützte Frauen, die noch ärmer als sie waren, und wurde selbst auch wiederum von Frauen unterstützt.

So bekam sie etwa Brot von der Bäckerin in Innsbruck, wenn sie dort auf dem Markt war, um Beeren oder Eier zu verkaufen. Sie gab dieser Bäckerin nach dem Krieg Milch und schickte ihr durch deren Sohn, der als Postautochauffeur nach Axams kam, Fleisch und Eier (heimlich, da diese Dinge in dieser Zeit "gestellt" - an die Besatzung abgegeben - werden mußten). Die beiden Frauen bezeichneten sich gegenseitig als ihre "Retterinnen".

Die Mutter von Mali schickte einer Nachbarstochter, die ebenfalls nach Götzens in ärmliche Verhältnisse einheiratete, 1947 durch Mali Buttermilch (die Mutter hatte gerade geschlögelt) und Maismehl. Diese ehemalige Nachbarin war in Axams zu Besuch gewesen. Sie war schwanger und fühlte sich nicht gut. Deshalb brachte Mali die Lebensmittel für sie nach Götzens.

Bei dieser Gelegenheit lernte Mali ihren späteren Mann, den Bruder des Mannes der ehemaligen Nachbarin, kennen.

Im Dorf existierten erhebliche soziale Unterschiede, die sich in Arbeitsverhältnissen, Ausbeutungsbeziehungen, aber auch in Hilfsbeziehungen ausdrückten.

Mali und ihre Geschwister stapelten nach der Schule Holz beim reichen Dorfwirt und bekamen dafür einen Leib Brot.

Ein besser gestellter Bauer erklärte sich bereit, eine Bürgschaft für Malis Mutter zu übernehmen (für den Vater hätte er es nicht getan) - der Hof hätte sonst verkauft werden müssen. Die Menschen organisierten sich in Vereinen und Genossenschaften, um billigere Einkaufsmöglichkeiten zu haben.

Im Dorf gab es in den 30er Jahren einen Sparverein, der den Einkauf billiger Nahrungsmittel in großen Mengen ermöglichte, die die einzahlenden Mitglieder beziehen konnten. Ein-

¹⁶Ich war gerade vierzehn Jahre, schulte an einem Samstag aus, dann sagte die Mutter: 'Du, für dich habe ich einen Platz, du kannst am Montag anfangen, bei einem Gärtner zu arbeiten'."

¹⁶Ich weinte aus Heimweh das Kissen voll. Am ersten Sonntag traute ich mich nicht heim zu gehen, erst am zweiten, zu Fuß (...). Da sagte ich zur Mutter: 'Das ertrage ich nicht dort unten.' Da sagte sie: 'Du bleibst dort, du wirst dich schon daran gewöhnen. Wir haben keinen Platz daheim. Beim Tisch!'"

mal wöchentlich wurde kassiert. Zu Weihnachten konnte sich die Familie von Mali ein Kistl Schweinefett (ca. 50 kg) holen, mit dem man das Jahr über das Auslangen finden mußte, sowie einen Sack Mehl und einen Sack Zucker. Samstags konnte man Marmelade holen.

An den kleineren Höfen war es nicht möglich, genügend Lebensmittel herzustellen, um die Familie zu ernähren. Daher mußte Bargeld zum Ankauf von Lebensmitteln beschafft werden.

Malis Haushalt nach ihrer Heirat:

Mali heiratete 1948 in einen Nachbarort. Ihr Mann war 1947 aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommen. Mali wollte nicht heiraten, gab aber schließlich seinem Drängen nach. Bei der Hochzeit war sie schwanger.

Die Schwiegermutter von Mali hatte den Hof in Götzens mit ihrer Erbschaft gekauft. Der (zum Zeitpunkt von Malis Heirat bereits verstorbene) Schwiegervater brachte Felder mit in die Ehe. Der Ehemann von Mali erbte den Hof, nachdem sein Vater 1947 gestorben war.

Am Hof lebten bei Malis Einheirat die Mutter ihres Mannes und seine beiden Schwestern. Eine von ihnen hatte ein lediges Kind von einem amerikanischen Besatzungssoldaten.

Der Hof war verschuldet. Die Schwestern hatten Schulden in den Geschäften des Dorfes gemacht, Kühe verkauft, um Geld zu haben, und einen Kredit aufgenommen.

Worin bestand die Arbeit von Mali und die ihres Mannes zur Existenzsicherung des Haushaltes?

In den 50er und 60er Jahren arbeiteten sie hauptsächlich, um die Schulden zurückzuzahlen, das Haus auszubauen und der Familie eine Existenz zu schaffen.

Der Ehemann war seit 1947 als Zimmermann bei einer Innsbrucker Baufirma angestellt. Außerdem arbeitete er "im Pfus" und beim Umbau des eigenen Hauses. Einen Teil des Geldes, das er verdiente, verbrauchte er, um im Wirtshaus mit Kollegen zu trinken und zu essen. Deswegen kam es zu Konflikten zwischen dem Ehepaar. Mali mußte mit sehr wenig Geld auskommen, um die Familie zu versorgen. Ihr Mann beanspruchte Geld, um unter den Kollegen "etwas zu gelten". Manchmal holte Mali Lohnvorschüsse direkt bei der Firma ihres Mannes ab.

Mali "buggelte" (arbeitete sehr hart) am Hof - sie trug die Hauptverantwortung für die Verrichtung dieser Tätigkeiten. Sie bewältigte die Heuernte, holte Gras für die Kühe und versorgte sie, sie molk, mistete den Stall aus, brachte Mist zum Düngen auf die Felder, baute Kartoffel und Mais an, bestellte einen Gemüsegarten und erledigte Holzarbeit. Im Haushalt mußte sie (ohne die Geräte, die heutzutage dafür zur Verfügung stehen) putzen, waschen, kochen; dafür sorgen, daß die Haushaltsmitglieder miteinander auskamen; sie hatte den Gemüsegarten zu bearbeiten, Gemüse konservierbar zu machen; Kleidung zu besorgen und ausbessern; die Kinder zu versorgen. Sie arbeitete beim Umbau des Hauses mit und machte den Traktorführerschein. Außerdem betreute sie zwei Jahre lang das ledige Kind ihrer Schwester und nahm den Ziehsohn ihrer Mutter nach deren Tod in ihren Haushalt auf.

Für das erste Kalb, das sie zum Metzger bringen konnte, bekam sie keinen Groschen, da dieses Geld für die Abzahlung der Schulden, die während des Krieges bzw. nach dem Krieg beim Metzger entstanden waren, aufging. Bis in die 60er Jahre waren die Schulden abgezahlt. Die Kinder kamen in die Lehre. Mali bearbeitete weiterhin den Hof und versorgte den Haushalt. Sie fand es wichtig, für die Kinder zweimal täglich warm zu kochen.

1967 erlitt ihr Mann einen schweren Arbeitsunfall und mußte in Frühpension gehen. Sie pflegte ihn, was etwa bedeutete, ihn allein über die Stiege ins Zimmer zu tragen. Ab 1976 litt er an einer Krebskrankheit, an der er 1979 starb.

Seit den 70er Jahren bauten die Kinder Häuser am Grundstück hinter dem Bauernhaus. Dabei half Mali mit, indem sie etwa für die Bauarbeiter kochte. Sie half und hilft ihren Kindern weiterhin, indem sie deren Kinder betreut/e. Die Bauernschaft führte sie nach dem Tod ihres Mannes nicht lange weiter, baute jedoch weiterhin Erdäpfel und Gemüse an und half Bauern aus Nachbarschaft und Verwandtschaft auf deren Höfen und bei der Holzarbeit.

Wer waren die Haushalts- bzw. Familienmitglieder, und wie trugen sie zur gemeinsamen Existenzsicherung bei?

Bei der Einheirat von Mali lebten am Hof die Schwiegermutter, die sehr hart arbeitete, zwei "offene Füße" (offene Geschwüre an den Beinen, eine Krankheit, die in den Interviews häufig zur Sprache kommt) hatte und viel Rum trank. Sie starb 1950.

Die beiden Schwestern des Ehemannes arbeiteten am Hof weniger mit. Sie lebten mit ihren Kindern und einige Zeit mit ihren späteren Ehemännern am Hof. Einer der Männer aß bei Mali. Die Schwestern nahmen zeitweise Gelegenheitsarbeiten an.

Zwei Jahre lang versorgte Mali den ledigen Sohn ihrer Schwester und nach dem Tod ihrer Eltern deren Ziehsohn. Sie nahm ihn, da ihr Bruder, der den elterlichen Hof erbte, ihn sonst ins Heim gegeben hätte. Dieser Ziehsohn schlug Mali ein 16jähriges Kindermädchen für ihre Kinder vor, das bald von ihm schwanger wurde, und das er heiratete. Diese Familie lebte noch jahrelang in Malis Haushalt, hatte allerdings eine eigene Küche. Mali kam mit der Frau nicht gut aus, es gab ständig Konflikte, die Mali zusätzlich zu ihrer harten Arbeit belasteten.

Mali bekam drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter wurde 1949 geboren, die Söhne 1952 und 1956. Mali brachte ihre Kinder im Winter zur Welt, sodaß sie im Frühjahr gleich wieder aufs Feld konnte. Bei der Kinderbetreuung halfen ihr ganz zu Anfang noch ihre Schwiegermutter, die Schwägerinnen, Nachbarinnen und ihre Tochter. Die Kinder halfen mit, sobald dies möglich war. Allerdings gingen sie zur Schule und später in die Lehre.

Die Kinder heirateten und bekamen selbst Kinder. Sie bauten Häuser am Grundstück hinter dem Bauernhaus.

Die Tochter gab, als sie in die Lehre ging und berufstätig war, einen Teil ihres Lohnes zu Hause ab. Die Söhne sparten für einen späteren Hausbau.

Seit dem Tod ihres Mannes bekommt Mali eine Pension. Sie führte den Bauernhof noch einige Zeit weiter. Nachdem sie den eigenen Bauernhof aufgab (jedoch weiter Gemüse anbaut) und nun allein im Parterre ihres Hauses lebt, hat sie mehr Zeit und Raum und mehr Geld, das sie für sich selbst, z.B. für Reisen, ausgeben kann.

Frieda

Mit Frieda sprach ich drei Mal (I.2, K.1 bis 6).

Sie wurde am 27.2.1908 geboren.

Urgroßeltern/Großeltern/Herkunftsfamilien der Eltern:

Ihre Großmutter mütterlicherseits (1840 geboren) war eine Tochter wohlhabender Bauern in Axams. Sie arbeitete als Diensthilfe. Friedas Großvater war ein Geistlicher. Das erfuhr die Mutter aber erst, als dieser alt war und im Krankenhaus lag.

Der Bruder der Großmutter erbt den Hof in Axams, ihre Schwestern heirateten von Axams weg. Die Großmutter arbeitete als ältere Frau in der Wäscherei der Klinik in Innsbruck. Zum Bruder der Großmutter (dem Onkel der Mutter) und zu dessen Frau, zu deren Hof, hatten die Mutter von Frieda und Frieda eine enge Beziehung. Frieda nennt diesen Bruder der Großmutter "Vetter" (dieses Wort wurde für Onkel und Großonkel gebraucht. Das dementsprechende weibliche Wort ist "Basl") oder "Geita" (Pate), seine Frau nennt sie "Gouta" (Patin). Die Patenschaft hatte aber eigentlich der Sohn (einziges Kind) dieses Ehepaares übernommen.

Der Großvater ihres Vaters kam aus dem Ötztal nach Axams. Er war Schlosser. Er heiratete eine Frau aus dem Nachbarort, eine Tochter von "Landbesitzern". Sie wohnten und arbeiteten in Dornach (wo im 20. Jahrhundert hauptsächlich ärmere Familien lebten). Eine Überschwemmung zerstörte das Haus der Familie, sie bauten ein neues im Zentrum des Dorfes in der Nachbarschaft des Widums (Haus des Pfarrers).

Der Großvater von Frieda war Weber, geboren 1836. Außerdem betätigte er sich als Kapellmeister. Seine Frau, 1844 unehelich geboren (Vater unbekannt), starb früh. Die Kinder wuchsen bei deren Großmutter auf. Diese starb 1909.

Eltern und Haushalt in der Kindheit:

Die Eltern von Frieda heirateten am 11.2.1907.

Ihre Mutter wurde am 2.2.1882 in Umhausen geboren. Sie wuchs sieben Jahre lang in Afling auf und wurde dann im Margarethinum von Klosterschwestern erzogen. Ihr Vater bezahlte das. Sie lernte dort, schöne Handarbeiten anzufertigen (z.B. auch Meßgewänder besticken).

Sieben Jahre lang arbeitete sie als Magd bei einem Wirt im Ortszentrum von Axams. Es waren zwei Mägde, ein Stallknecht und ein Rosser beim Wirt angestellt. Friedas Mutter war hauptsächlich für das Haus zuständig, während die andere Magd mehr am Bauernhof des Wirtes eingesetzt wurde. Das Wirtshaus leitete die "alte Gouta" (die Schwester des Wirtes). Die Wirtsleute rieten Friedas Mutter von einer Heirat mit einem "Zuagroasten", einem wohlhabenderen Handwerker ab und zur Heirat mit ihrem späteren Mann, einem "Einheimischen, der ein "solides Bauernschafil" besaß.

Die Mutter arbeitete zeitweise als Tagwerkerin in der Flachsernte bzw. -verarbeitung.

Im ersten Jahr ihrer Ehe absolvierte sie eine Ausbildung als Hebamme und übte diesen Beruf im Dorf bis in die 20er Jahre aus. Außerdem strickte sie. Die Mutter arbeitete am Hof ihres Onkels, des Veters, und seiner Frau mit. Dafür bekam sie Lebensmittel, und ihre Familie aß sonntags am Hof, wo es oft Fleisch gab (was in dieser Zeit alles andere als selbstverständlich war). Die Mutter bekam von ihrem Onkel Wäsche. An diesem Hof wurde zu dieser Zeit noch Flachs angebaut und zu Leinen (feinere Qualität für Bett- und Tischwäsche und für Hemden) und Werch (gröbere Qualität für Werktagshemden und Handtücher) verarbeitet. Die Wäsche, die die Mutter bekommen hatte, verwendete sie als Hebamme bei Familien, die nichts Derartiges im Haus hatten. Sie legte im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin Wert auf Hygiene. Ärmere Familien betrachteten sie deshalb als "a Herische" ("eine Herrische", eine, die sich in ihrem Verhalten, ihren Ansprüchen an gesellschaftlichen Oberschichten oder an städtischen Normen orientierte, und die sich dadurch von den Dorfleuten absetzte).

Friedas Vater erbt den kleinen Hof im Zentrum des Dorfes. Er war Soldat im Ersten Weltkrieg und wurde schwer verwundet. Darunter hatte er lebenslänglich zu leiden. Er verlor einen Finger, erlitt einen Durchschuß durch beide Oberschenkel und einen Kopfschuß. Nach

dem Krieg suchte er als Kriegsinvalide um die Konzession für eine Trafik an, die er aber nicht erhielt. Er verkaufte Kleidung aus einem Lager aus dem ersten Weltkrieg und baute ein kleines Geschäft damit auf. Der Vater versuchte Mitte der 20er Jahre den ersten Personentransport mit einem Auto zwischen Axams und Innsbruck aufzubauen. Das Auto brannte aus, es blieben die Schulden. Das Unternehmen wurde außerdem von der Gemeinde boykottiert.

Ende der 20er Jahre ereignete sich das, worauf Frieda die Schwierigkeiten ihrer Jugend bzw. ihres ganzen Lebens zurückführt. Das Haus der Familie brannte ab, zusätzlich dazu, daß die Familie wegen des Autokaufs verschuldet war. Der Pfarrer kaufte das Haus und den dazugehörigen Grund. Er ließ das Haus abreißen. Die Eltern mußten eine Wohnung (eine Küche und ein Zimmer) mieten. Der Vater war ein gebrochener Mann und aufgrund seiner Invalidität und damit verbundener Krankheiten arbeitsunfähig. Frieda sorgte durch ihre Erwerbsarbeiten für ihn und für die Mutter.

Nach Friedas Erzählungen war die Ehe ihrer Eltern davon geprägt, daß ihre Mutter den Vater zunächst gar nicht heiraten wollte, daß sie ihn nicht mochte, der Vater die Mutter aber sehr wohl schätzte. Die Mutter sei sehr ehrgeizig gewesen, und der Vater konnte ihren Ansprüchen nicht Genüge tun. Deshalb ging der Vater ins Wirtshaus.

Wie trugen die Kinder zur Existenzsicherung bei?

Frieda besuchte die Volksschule. Mit 14 Jahren trug sie nach der Schule (um drei Uhr nachmittags) Post aus. Die Mutter hatte diese Arbeit für sie besorgt. Sie beendete die Schule mit Vollendung ihres 14. Lebensjahres, da sie der Mutter bei der Produktion der Stutzen für die Tracht der Axamer Musikkapelle helfen sollte. Während der Schulzeit mußte sie bereits hart im Haushalt mitarbeiten. Sie wusch Wäsche im Zuber auf einem Schemel stehend mit Hilfe eines Waschbretts und einer Bürste. Sie half ihrer Mutter morgens, bevor sie zur Schulmesse ging, den Holzboden der Stube zu "spülen" (die Frauen reinigten den Boden kniend mit Wasser, Putztuch und Bürste). Außerdem half sie ihrem Vater am Feld und bei Holzarbeiten. Sie erzählt, ihr jüngerer Bruder sei kaum für Arbeiten herangezogen worden, da er für eine Ausbildung als Priester vorgesehen war und daher auch Zeiten in Internaten verbrachte. Er tat sich allerdings schwer mit dem Lernen. Der Plan wurde schließlich aufgegeben.

Die Mutter war ehrgeizig. Deshalb erzog sie ihre Kinder so, wie die wohlhabenderen Familien des Dorfes es taten. Frieda lernte Gitarre spielen und ging mit Freundinnen zum Musikunterricht zu einer alten Schauspielerin in Kematen, begleitet vom Vater, der die Eier in der Hosentasche trug, mit denen diese Musiklehrerin bezahlt wurde. Die Mutter machte ihren Kindern zu Weihnachten und Nikolaus viele Geschenke, die Kinder waren besser angezogen, als die meisten Kinder des Dorfes. Frieda trug als erste in ihrer Klasse Unterhosen. Wie half Frieda bei der Existenzsicherung der Familie, nachdem sie ihre Schulzeit beendet hatte?

Ihre Mutter meldete sie bei einer Schneiderin in Innsbruck zur Lehre an, die sie im April 1923 begann und 1925 beendete. Im August 1925 bestand sie die Gesellenprüfung. Für eine Lehre mußte in dieser Zeit bezahlt werden. Den Weg nach Innsbruck legte sie tagtäglich bis nach Völs oder Kematen zu Fuß zurück, von dort fuhr sie mit dem Zug in die Stadt hinein. Sie ging zusammen mit einigen anderen Leuten, die in Innsbruck arbeiteten. Die Verpflegung für mittags nahm sie von zu Hause mit.

In dieser Zeit lebte die Familie vom Laden, der Bauernschaft und der Arbeit der Mutter als Hebamme.

Nach der Lehre (Frieda schloß sie in kürzerer Zeit als üblich ab, die Mutter bezahlte dafür eine "Strafe" bei der Innung) ging sie zwei Jahre in Dienst beim Wirt in Axams, bei dem bereits ihre Mutter gearbeitet hatte, und der sich praktisch in Nachbarschaft zu ihrem Elternhaus befand. Sie wusch, flichte und bediente Gäste. Sommerfrischler verbrachten ihren Urlaub dort.

Besonders gute Erinnerungen hat sie an das Essen, das sie bekam. Sie ging morgens früher hin, um Mus (Mus gab es bei Bessergestellten zum Frühstück) zu frühstücken.

In dieser Zeit brannte das Haus der Familie ab. Der Vater nahm eine Wohnung, die Frieda bezahlen mußte. Sie arbeitete nach ihrer Stelle in dem Axamer Wirtshaus in Seefeld und in Innsbruck im Gastgewerbe. Ihren Lohn brauchte sie, um die Miete für die Wohnung der Eltern zu bezahlen. In Innsbruck schlief sie bei einer Tante, da sie sich kein Zimmer leisten konnte. Durch ein Vermittlungsbüro fand sie eine Stelle als Kellnerin in Fulpmes im Sommer 1931. Dort arbeitete sie auch in den Saisonen 1932 und 1933 und anschließend zwei Saisonen in einem Hotel in Mieders. Den Winter verbrachte sie immer wieder zu Hause und half ihrer Mutter bei deren Strickarbeiten. Die Mutter schickte ihr auch Strickarbeiten (Teile zum Zusammennähen) an ihre Arbeitsstellen, die sie dort in ihrer Freizeit erledigte.

Ihr Bruder verbrachte nach dem Abrennen des Hauses einen Sommer am Hof des Onkels der Mutter. Inzwischen war dort dessen Sohn Bauer geworden. Die alte Bäuerin starb kurz nach der Heirat ihres Sohnes. Aus Friedas Perspektive befanden sich nun fremde Leute am Hof. Ihr Bruder kam mit dem neuen Bauern nicht zurecht, zog zu seinem Vater und arbeitete in Gelegenheitsarbeiten. Unter anderem strickte er auch.

Die finanzielle Versorgung ihrer Eltern übernahm jedoch Frieda. Die Mutter konnte mit ihren Strickarbeiten nicht genug verdienen, da sie nach Friedas Einschätzung unwirtschaftlich arbeitete. Der Vater war aufgrund seiner Invalidität arbeitsunfähig. Frieda sparte ihr Trinkgeld groschenweise, um es ihm zu bringen.

Von Mieders ging sie zuerst Ende 1934/Anfang 1935 für einige Monate nach München in den Haushalt eines britischen Konsuls, den sie in Mieders als Gast kennengelernt hatte, und der sie unbedingt für seinen Haushalt haben wollte. Dort blieb sie nicht lange, da in diesem Haus viele (politisch) "Schwarze" verkehrten, und es in dieser Zeit in Deutschland gefährlich war, damit in Verbindung gebracht zu werden. Anschließend verbrachte sie eine kurze Zeit in einem Hotel am Tegernsee. Die Chefin war Nationalsozialistin und, wie die Mutter von Frieda dieser in einem Brief schrieb, eine gefährliche Frau. Die Chefin versuchte, Frieda über den britischen Konsul auszufragen. So suchte sich Frieda eine neue Stelle und fand sie am Wiessee im März 1935. Auch dort blieb sie nur für eine Saison, da der Mann der Hotelbesitzerin ein "hohes Vieh" bei den Nationalsozialisten war und diese Position ausnützte, um sich das weibliche Hotelpersonal sexuell gefügig zu machen. Da Frieda sich dem entzog, befürchtete sie, der Chef würde seine politische Macht gegen sie einsetzen und sie in ein Lager bringen.

Frieda kehrte zurück auf eine Stelle in Seefeld, dann nach Scharnitz und im Mai 1936 schließlich wieder nach Fulpmes. Dort arbeitete sie 1936 und 1937. Sie lernte dort ihren Mann kennen, wurde schwanger und heiratete im September 1937.

In der letzten Saison in Fulpmes fiel ein Kellner aus. Sie arbeitete für zwei Personen und verdiente durch die Umsatzbeteiligung (10%), die damals übliche Art der Bezahlung von Kellnerinnen, so gut, daß sie für ihre Hochzeit die Einrichtung (Möbel, insbesondere das Schlafzimmer) kaufte und ihren Vater und ihre Mutter "anzog" (ihnen schöne Kleidung kaufte).

Als Kellnerin war sie versichert. Kellnerinnen fielen zusammen mit den höchst verdienenden Familienvätern bei der Berechnung der Einzahlungssumme in die höchste Verdienststufe. Beispiele zu verwandtschaftlichen, nachbarschaftlichen, dörflichen Austauschbeziehungen und Konflikten:

In den Erzählungen von Frieda geht es ausführlich um Menschen und deren Geschichten. Sobald sie auf eine Person zu sprechen kommt, werden kurz deren Lebensumstände und ihre Familienzusammenhänge umrissen.

Das Haus der Familie stand in Nachbarschaft zum Widum. Es gab in Friedas Kindheit zwei "Widnheiserinnen" (Pfarrhaushälterinnen). Wenn eine der beiden verreist war, schlief Frieda bei der anderen, da sich eine allein fürchtete.

Die Mutter von Frieda forderte diese einige Male (auch schriftlich, wenn sie gerade auswärts in Dienst war) auf, Patenschaften zu übernehmen, wenn sie wußte, daß irgendwo eine Patin gebraucht wurde. Patenschaften wurden durchaus nicht nur im Kreis der Verwandtschaft übernommen.

Über Gemeinde und Pfarrer erzählt Frieda in Zusammenhang mit der Boykottierung der geschäftlichen Vorhaben ihres Vaters und mit dem Kauf des Grundstückes der Familie durch den Pfarrer. In diesem Bereich geht es um herrschaftliche Verbindungen, um die Durchsetzung von dörflichen Machtverhältnissen, um die Sicherung von Ressourcen. Die Gemeinde legte dem Vater Steine in den Weg. So mußte er einen Teil der Straße richten lassen, auf der er mit dem Auto fahren wollte. Für den Fahrbetrieb der Post einige Jahre später wurde die Straße auf Gemeindegeldern gewartet. Nach dem Abrennen des Hauses kaufte der Pfarrer Haus und Grund und ließ das Haus abreißen. Die Familie verlor dadurch ihre Lebensgrundlagen, den Hof und den Laden. Frieda wollte später vom Nachfolger dieses Pfarrers den Grund zurückkaufen, ging deshalb sogar zum Bischof, hatte aber keine Chance.

Friedas Haushalt nach ihrer Heirat:

Frieda und ihr Mann heirateten im September 1937.

Der Vater ihres Mannes war aus Kärnten nach Tirol gekommen, wo er eine Schneiderei aufbaute. Er heiratete eine Schwazerin. Sie kauften ein Gasthaus in Vomp und später eines in Mutters. Der Vater führte eine Schneiderei in Innsbruck, die Mutter die Gasthäuser. Friedas Mann erlernte den Beruf des Friseurs. Er hatte einen weiteren Bruder und eine Schwester, die einen Apotheker in Innsbruck heiratete. Der Gasthof in Mutters ging in den 30er Jahren in Ausgleich. Es wurde ein Grundstück für ihn und seinen Bruder gekauft und ein Haus darauf gebaut, das schließlich der Bruder mit seiner Familie besaß und bewohnte.

Frieda zog mit ihrem Mann in eine Wohnung im Zentrum von Axams. Sie bekam ihre Tochter im Oktober 1937. Kurze Zeit später brachte sie Zwillinge, zwei Mädchen, zur Welt.

Ihr Mann arbeitete als Friseur in Innsbruck. Der Sohn des Friseurs war Nationalsozialist. Frieda und ihre Herkunftsfamilie blieben überzeugte "Schwarze". Frieda wurde von einem nahen Angehörigen mit Denunziation bedroht, als sie seinen Hitlergruß mit einer abwertenden Bemerkung beantwortete.

Nach der Heirat begann Frieda als einzige Frau im Schneidereibetrieb ihres Schwiegervaters in Innsbruck mitzuarbeiten. Der Schwiegervater bezahlte einen Herrenschneiderekurs für sie und später die Meisterprüfung. Er wollte, daß sie den Betrieb übernehme, und ihm eine Leibrente auszahle. Sie entschied sich dagegen, da ihr die Leibrente zu hoch gewesen wäre, und da sie sich nicht imstande fühlte, einen Betrieb mit ausschließlich männlichen Angestellten zu führen. Im März 1947 absolvierte sie die Meisterprüfung.

Der Vater von Frieda starb 1941, die Mutter lebte in ihrem Haushalt. Ihr Bruder rückte in den Krieg ein und befand sich vier Jahre in russischer Gefangenschaft. Er kam zurück, als seine Mutter die Hoffnung auf seine Rückkehr schon aufgegeben hatte.

Der Mann von Frieda rückte erst am Ende des Krieges ein, als die Besatzungsmächte schon bis nach Vorarlberg vorgedrungen waren. Er kam in Vorarlberg in französische Gefangenschaft und arbeitete vier Jahre lang in Bludenz als Friseur für die französischen Besatzer.

Frieda baute nach der Meisterprüfung einen eigenen Schneidereibetrieb in Axams mit zwei bis drei Lehrmädchen auf. Kundschaften hatte sie in Vorarlberg, wo sie ihren Mann an Wochenenden besuchte, in Innsbruck und am Mittelgebirge.

Den Haushalt, die Versorgung der Kinder und den Betrieb zu vereinbaren, bedeutete, daß Frieda keine Freizeit blieb. Morgens nach dem Aufstehen räumte sie die Wohnung auf, dann betätigte sie sich in der Schneiderei, kochte zu Mittag und setzte ihre Arbeit in der Schneiderei fort. Oft stand sie um drei Uhr morgens auf und ging um elf oder zwölf Uhr abends zu Bett. Bei der Versorgung der Kinder wurde sie von ihrer Mutter unterstützt. Für die Wäsche ließ sie eine Wäscherin kommen. Später, nachdem das zu teuer war, half ihr eines der Lehrmädchen damit. Nachts bügelte sie. Haushalt und Schneiderei gingen ineinander über. Für den Schneidereibetrieb mußte sie zuschneiden und nähen, die Lehrmädchen anleiten und Kunden betreuen. Sie fuhr zu Kunden nach Innsbruck, weil diese, wenn sie zu ihr kamen, oft lange blieben, um sich zu unterhalten, während sie diese Zeit für ihre Arbeit brauchte.

Sonntag nachmittags machte die Familie Spaziergänge oder Ausflüge. Auch dazu blieb keine Zeit mehr, als der Hausbau begann. Frieda kaufte einen Baugrund. Sie sorgte für die Organisation des Baues und für die Finanzierung. Ihr Bruder half ihr um den halben Preis eines normalen Bauarbeiters. Ihre Mutter bezog ab ihrem 80. Lebensjahr (1960) eine kleine Pension, von der sie Frieda etwas abgab. Sie betätigte sich bis zum Ende ihres Lebens im Haushalt, wollte es sich nicht einmal im hohen Alter nehmen lassen, den Abwasch zu machen, selbst als das schon so schmerzhaft für sie war, daß sie beim Abspülen weinte.

Nachdem zwei ihrer Schneidergesellinnen schwanger geworden war, und sie drei Monate bezahlen mußte, ohne daß sie bei ihr arbeiteten, beschloß Frieda, die Schneiderei alleine weiterzuführen.

Ihre älteste Tochter kam ins Internat, um in Ruhe lernen zu können. Sie wurde Lehrerin, heiratete und hat keine Kinder. Die Zwillinge heirateten ebenfalls. Eine von ihnen wohnt mit ihrem Mann im Parterre des Hauses, das Frieda gebaut hat. Sie bekam eine Tochter. Die dritte Tochter heiratete zweimal. Sie brachte zwei Söhne zur Welt und führt jetzt ein Café in Innsbruck. 1961 betreute Frieda ein Jahr lang die Söhne der Tochter nach deren Scheidung. Ihr Mann hatte nach seiner Rückkehr aus Vorarlberg, Ende der 40er Jahre, Schwierigkeiten, Arbeit als Friseur zu finden, da inzwischen neue Techniken in dieser Branche gefragt waren, die er als klassischer Herrenfriseur nicht beherrschte. Er arbeitete vor seiner Pensionierung (1967) zehn Jahre lang schwarz. Was er verdiente, reichte für den täglichen (sparsamen) Einkauf der Familie. Für alles weitere (das betrifft auch die Finanzierung des Hausbaues) sorgte Frieda mit ihrer Schneiderei. Sie sagt, daß sie eigentlich einen Mann mit Initiative gebraucht hätte, und daß ihr Mann nicht durchsetzungsfähig gewesen sei. Dafür tröstete er sie aber, wenn sie ganz verzweifelt und abgekämpft war, indem er ihr gut zuredete und für sie musizierte. Er war ein guter Musiker.

Aus den Erzählungen von Frieda geht hervor, daß es für sie, nach den Rückschlägen, die ihre Familie in ihrer Jugend erlitten hatte, sehr wichtig war, durch harte Arbeit einen gesell-

schaftlichen Aufstieg und damit verbundenes dörfliches Ansehen zu erreichen und sich eine Lebensgrundlage zu schaffen. Sie baute ihren Betrieb auf und ein Haus. Das brachte ihr Anerkennung im Dorf. Sie hatte hart dafür zu arbeiten, eisern zu sparen und mit den Regeln des Geschäftslebens ebenso vertraut zu sein wie mit den Regeln des dörflichen Austauschs.

Beispiele zu verwandtschaftlichen, nachbarschaftlichen, dörflichen Austauschbeziehungen und Konflikten:

Nachdem am Hof des Onkels ihrer Mutter dessen Sohn Bauer geworden war, waren Frieda und ihre Mutter nicht mehr oft dort. Die Verwandten der Ehefrau des neuen Bauern kamen nun häufig hin, Frieda fühlte sich fremd. Als das Haus ihrer Familie abgebrannt war, wollte der Bauer nicht mehr viel mit ihnen zu tun haben. Die neue Bäuerin hatte deshalb ein schlechtes Gewissen. Als Frieda die Zwillinge bekam, brachte die Bäuerin (ohne das Wissen des Bauern) ihr eine Torte, vier Eier, Butter und Milch.

Während des Krieges und nach dem Krieg befanden sich viele Schneider im Wehrdienst oder in Gefangenschaft. Das war auch beim Axamer Schneider der Fall. Dessen Frau half im Betrieb von Frieda aus und "steckte" ihr gute Kundschaften "zu".

Als Lehrlinge für ihre Schneiderei mußte Frieda bevorzugt Mädchen aus dem Dorf nehmen, auch wenn sie mit denen nicht so gut auskam. Als sie mit einem der Mädchen wegen deren Arbeit Schwierigkeiten hatte und mit ihr schimpfte, erschien dieses Mädchen nach dem Mittagessen nicht mehr. Stattdessen kam dessen Vater und erkundigte sich, was los sei. Frieda erklärte es, und er sorgte dafür, daß das Mädchen wieder zur Arbeit kam.

Der Vater des Mädchens war ein sehr guter Freund von Friedas Bruders. Als sie wegen der Finanzierung des Hausbaues Bürgen brauchte, übernahm dieser eine Bürgschaft.

Zu manchen Kundschaften entstanden nähere Beziehungen. Einsamere Menschen nahmen ihre Dienste in Anspruch, um für eine Weile Gesellschaft zu finden. Eine Kundin beanstandete ihre Arbeit immer wieder, damit sie noch einmal kommen mußte. Ab einem gewissen Zeitpunkt schickte Frieda einfach ihren Mann zu dieser Kundin, sodaß dieser sich mit ihr unterhalten konnte.

Seit der Pensionierung:

Ihr Mann ging 1967 in Pension. Seine Rente war niedrig, da er zum Schluß zehn Jahre lang schwarz gearbeitet hatte. 1969 starb er bei einem Verkehrsunfall.

Frieda schloß daraufhin den Schneidereibetrieb. Sie suchte sich Arbeit in Innsbruck. Allerdings durfte sie dabei nicht zu viel verdienen, da dies ihre Pension reduziert hätte. Zunächst arbeitete sie als Kaffeeköchin in einem Innsbrucker Café, dann als Köchin in einem Privathaushalt und schließlich als Flickerin und Büglerin in einem Hotel, bis sie sich endgültig aus der Erwerbstätigkeit zurückzog.

Annemarie

Mit Annemarie führte ich drei Interviews und zahllose Gespräche ohne Tonband (I.3, K.1 bis 4).

Sie kam am 26.7.1911, am Annetag, zur Welt.

Großeltern/Herkunftsfamilien der Eltern:

Die Eltern der Mutter hatten 17 Kinder, sie besaßen zunächst kein Haus und kein Land. Der Vater ging zum Holzen in die Steiermark und verdiente Geld durch Schmuggel. Sie lebten in einer kleinen "Keische" (Hütte). Die Kinder verbrachten die Sommer auf der Alm, wo sie Tiere hüteten. Im Herbst sammelten sie dort Tschurtschen und Zirben, aus denen sie die

Samen lösen, um sie zu verkaufen. Bei einer Schwarze Blattern-Epidemie starben innerhalb von 14 Tagen drei der Kinder. Auch die Eltern waren krank und lagen auf Strohsäcken. Die älteste Tochter, mit neun Jahren, mußte alle versorgen. Die Familie erbte schließlich den Hof eines ledigen verstorbenen Bruders des Vaters.

Der Vater des Vaters war ein Weicheter von einem Hof in Birgitz. Er kaufte im Zentrum des Dorfes einen halben Hof. Dort lebten seine Frau, deren Vater und die acht Kinder. Nach der Geburt des letzten Kindes starb die Mutter an einer Embolie. Sie war zu früh⁷ aus dem Wochenbett aufgestanden, um im Brunnen Wäsche zu schwemmen. Innerhalb eines Jahres folgten ihr der Vater und der Großvater der Kinder in den Tod.

Die Kinder führten den Hof allein vom Roggenschnitt bis Dezember, der Älteste von ihnen war 13 Jahre alt. Dann kam ein Bruder des verstorbenen Vaters, übernahm den Hof, und die Kinder mußten den Hof verlassen. Das Kleinste im Alter von zwei Jahren wurde "ausgestattet" (gegen Entgelt in Pflege gegeben), die Geschwister hatten das zu finanzieren. Zwei der Buben landeten auf Höfen von Geschwistern des Vaters, einer von ihnen in Birgitz an einem Hof, der von drei ledigen Brüdern des Vaters geführt wurde. Er wurde dort später Bauer. Der andere wurde am Hof seines Paten aufgenommen. Die Mädchen gingen an verschiedenen Höfen in Dienst. Eines von ihnen wurde von der Bäuerin am Schulbesuch gehindert und mißhandelt, sodaß ihr Bruder, der Vater von Annemarie, es schließlich von dieser Stelle wegholte. Zwei der Schwestern arbeiteten in Inzing. Der Vater von Annemarie kam zu Bauern in Götzens in Dienst. Er hatte zwar gutes Essen, mußte aber noch weiterarbeiten, während die anderen Hausbewohner sich schon an den Ofen legten zum Ausruhen. Die Geschwister mußten zusammenhalten und sich unterstützen, da sonst niemand für sie da war.

Wie sahen Existenzsicherung und Beziehungsgeflechte in der Jugendzeit der Eltern aus?

Die Mutter von Annemarie kam 1872 zur Welt. Sie begann unmittelbar nach der Schule an einer Dienststelle bei einem Wirt im Zentrum des Dorfes. Anschließend arbeitete sie als Magd bei Bauern in Tanneben, bei denen für Leute aus der Stadt gewaschen wurde. Danach lernte sie ein Jahr lang in Inzing bei einem Schneider nähen, der auf die Stör ging.

Sie war auf verschiedenen Posten in Haushalten in Innsbruck tätig. In dieser Zeit brachte sie drei Mädchen von zwei Männern zur Welt. Einer von ihnen war Revierinspektor bei der Gendarmerie. Mit ihm hatte sie zwei Kinder. Er heiratete sie nicht. Ein Kind hatte sie mit einem Inspektor von der Bahn. Dieser war mit einer wesentlich älteren Frau verheiratet und meinte, daß sie wohl bald sterben würde, was aber nicht der Fall war. Die Mutter von Annemarie ging mit drei Kindern arbeiten und blieb schließlich daheim am Hof in Axams, da ihre Mutter gebrechlich wurde. Zwei der Kinder wuchsen auf diesem Hof auf, das dritte bei seinem Vater, dem Bahninspektor, und dessen Frau.

Der Vater von Annemarie arbeitete nach der Dienststelle in Götzens als Knecht auf einem Hof in Axams, wo er den verstorbenen Bauern vertrat. Er sparte Geld, das er zum Teil einer Schwester überließ, die es für die Aussteuer bei ihrer Heirat brauchte. Er war wehrdienstpflichtig, und das bedeutete, daß er eine zweijährigen Militärausbildung in der k.k. Armee zu absolvieren hatte.

Eltern und Haushalt in der Kindheit:

Wie trugen die Haushaltsmitglieder zur Existenzsicherung bei?

Die Eltern von Annemarie heirateten 1910. Um heiraten zu dürfen, mußten sie, da sie weder Haus noch Hof besaßen (aufgrund des "politischen Ehekonsensus" 1820 bis 1920), einen

⁷Daphne Schlorhauser fand bei ihrer Forschung zu Hebammen in Tirol heraus, daß die Frauen tatsächlich nicht durch zu frühes, sondern durch zu spätes Aufstehen aus dem Wochenbett an Embolien starben.

Geldbetrag bei der Gemeinde bezahlen. Sie zogen in eine Wohnung im südöstlichen Teil des Ortes.

Vor und während des Ersten Weltkriegs:

Die Mutter bekam 1911 und 1912 zwei weitere Töchter, die ältere von den beiden war Annemarie. Ihr Mann rückte 1914 in den Ersten Weltkrieg ein. Die Musikkapelle spielte, als die Männer aus dem Dorf marschierten. Die Mutter mußte sich und ihre Kinder durchbringen. Sie schleppte Holz im "Ruggakorb", das sie am Berg sammelte. Sie ging mit Annemarie zu Fuß nach Innsbruck/Mühlau, um bei der Rauchmühle, wo ihr Mann vor dem Krieg angestellt gewesen war, Mehl, harte Kastanien und Polenta zu holen. Sie half bei ihren Eltern am Bauernhof und konnte mit ihren Kinder dort essen. Sie nähte und flickte für Bauern gegen einen Teller Mehl oder ein paar Eier. Mit dem Geld, das den Angehörigen der Eingerückten ausgezahlt wurde, zeichnete sie Kriegsanleihen, die nach dem Krieg der Geldentwertung zum Opfer fielen.

Der Vater arbeitete, wie erwähnt, vor dem Krieg in der Rauchmühle in Innsbruck/Mühlau. Den Großteil des Weges von Axams nach Mühlau legte er zu Fuß zurück. 1914 rückte er ein. Er schrieb häufig an seine Familie und schickte selbstgemachte Geschenke.

Die Kinder, Annemarie und ihre Schwester, hielten sich häufig mit der Mutter am Hof ihrer Eltern auf. Annemarie mußte beim Bäcker und bei der Sennerei oft stundenlang um Brot bzw. Milch anstehen und wurde von den erwachsenen Frauen dabei immer wieder zurückgedrängt.

Nach dem Ersten Weltkrieg bis Ende der 20er Jahre:

Die Mutter half weiterhin am Bauernhof ihrer Eltern mit. Da sie sehr geschickt mit ihren Händen werkte, war sie die Person im Dorf, die mit verschiedenen Bastelarbeiten beauftragt wurde: mit getrockneten Blumen stellte sie Spiegelkränze (Kränze, die als Zierde um Spiegel herumgelegt wurden) für Hochzeiten her; sie fertigte den Blumenschmuck für die Gräber zu Allerheiligen an; sie erzeugte die Blumengestecke, die zu den Bändern kamen, die die Sieger beim Preiswatten im Gasthof erhielten; 1922, als das Dorf elektrisches Licht bekam, fertigte sie Krepppapierlampenschirme an. Sie arbeitete am gepachteten Feld der Familie, versorgte die Tiere, kochte und pflegte ihre Kinder und ihren Mann. Sie nähte für die Familie und für andere Leute, sie färbte Stoffe und strickte. Nach dem Krieg mußte improvisiert werden, um zu neuer Kleidung zu kommen.

Nachdem die Mutter während des Krieges Holz im Wald gesammelt und auf ihrem Rücken nach Hause getragen hatte, übernahm nun wieder der Vater die Sorge für das Holz. Nach dem Krieg nahm er seine Erwerbstätigkeit in der Rauchmühle erneut auf. Er blieb die Woche über in Innsbruck und kam nur am Wochenende heim. Nach einem Brand der Mühle kehrte er nicht mehr an diese Arbeitsstelle zurück, da die Bewältigung des Weges dorthin sehr beschwerlich war. Er verrichtete nun Gelegenheitsarbeiten im Straßenbau, beim Bau der Karwendelbahn, beim Bahnhofsbaubau in Innsbruck, bei der Elektrifizierung von Axams. Er half bei Bauern als Knecht aus. Er bestellte das gepachtete Feld der Familie.

Die Eltern von Annemarie pachteten eine "Leita" (Feld in Hanglage) und einen Acker. Sie fütterten ein Schwein, und hielten zeitweise ein paar Schafe (deren Wolle die Mutter zum Stricken brauchte). Am Acker bauten sie Erdäpfel, Mais und "Farseilin" an.⁸ Im Sommer sammelten sie Beeren.

⁸"Farseilin" sind weiße Bohnen, die im Maisfeld angebaut wurden, sich am Mais hochrankten; sie wurden geerntet, indem die Pflanze ausgezogen und gedroschen wurde; die Bohnen ließen sich gut konservieren; im Winter gab es "Farseilinsalat" oft als "Vorrichta" = Vorspeise.

Die Schwester erkrankte schwer und starb nach kurzer Zeit im Jahr 1923. Man wußte nicht genau woran, nahm aber an, daß es Tuberkulose war.

In ihrer Kindheit machte Annemarie Botengänge für ihre Mutter. Sie brachte Dinge, die die Mutter gebastelt hatte, zu den Leuten, die diese bestellten und kassierte Geld oder Naturalien dafür. Sie half ihrem Vater beim Holz Schneiden, wenn dieser von der Erwerbsarbeit nach Hause kam. In den Schulferien arbeitete sie als "Kindsdirn" - sie hütete Kinder bei einer Gendarmfamilie, bei der Postmeistersfamilie und bei Bauern. Sie half bei diesen Familien im Haushalt. Das Geld, das sie dafür erhielt, durfte sie behalten. Einmal kaufte sie dafür Christbaumkugeln.

In den 30er Jahren:

Die Familie übersiedelte Ende der 20er Jahre in eine neue Wohnung, die aus einer Küche im ersten Stock und einem darunterliegenden Zimmer bestand. Der Dorfarzt besaß das Haus, in dem sich die neue Wohnung befand. Er wollte sie als Mieter haben, da ein großer Obstgarten zum Haus gehörte, und der Vater von Annemarie gut mit Gartenarbeit umgehen konnte.

Der Vater nahm ein Pflegekind auf, was damals viele Leute taten. Es stellte eine Möglichkeit dar, ein bißchen Geld zu verdienen. Häufig erhielten Pflegeeltern aber kein Geld und behielten die Pflegekinder dennoch, da sie sich an sie gewöhnt und sie gern hatten. So war es auch mit dem Kind, das der Vater von Annemarie in Pflege nahm. Ein weiteres Pflegekind, um das er sich kümmerte, hätte ursprünglich bei einer Frau Aufnahme finden sollen. Sie lehnte es aber ab, als sie sah, daß es eine Hasenscharte hatte.

Im selben Haus wie ihre Familie wohnte die Frau des Postausträgers von Axams. Annemarie vertrat ihn, wenn er Urlaub nahm. Mit 16 Jahren trat sie einen Posten in einem der Gasthöfe am Dorfplatz an. Eigentlich wollte sie kochen lernen. Das scheiterte daran, daß sie keine Lehre bezahlen konnte. In dem Gasthof arbeitete sie während der Sommersaison, im zweiten Jahr schon als Küchenhilfe der Wirtin. Sie kochten für die Sommergäste, für die Hausleute und für die Knechte und Mägde, die auf den Feldern arbeiteten. Den Gästen des Hotels wurde feines Essen serviert wie etwa die Himmelspeise oder Pudding. Annemarie mußte am Feld aushelfen, falls ein Gewitter bevorstand, und es Eile bei der Feldarbeit gab. Sie erledigte zusammen mit einer Magd die große Wäsche für das Hotel. In Zubern wurde die Bettwäsche gewaschen und "gesächtlt". "Sächtl'n" bedeutet, daß die Wäsche in den Holzzubern zusammen mit Säckchen mit reiner Holzäsche gesotten wurde. Mit Schöpfkellen wurde die Lauge immer wieder über die Wäsche geschüttet. Der ganze Vorgang wurde neun bis zehn Mal wiederholt. Die Waschtage dauerten oft bis Mitternacht. Im Frühjahr mußte Annemarie die Zimmer und Gänge des Gasthofes spülen. Ihr Lohn betrug 60 Schillinge, die sie teilweise für sich behalten konnte, um sich Kleidung zu kaufen, und die sie teilweise zu Hause abgab. Nach ihrer Arbeit bei diesem Wirt war sie zwei Jahre lang im Villenhaushalt eines Oberrechnungsrats einer Bank in Mutters beschäftigt. Zwischendurch half sie bei ihrer Schwester aus, die in eine Metzgerei in Innsbruck eingeheiratet hatte. Freitags putzte und wusch sie in einem Gasthof in Axams. Bei dem Wirt, bei dem sie ihren ersten Posten gehabt hatte, arbeitete sie weiterhin gelegentlich an Feiertagen oder bei Hochzeiten mit. Als ihr Vater in den 30er Jahren ein Jahr lang arbeitslos war, mußte sie ihren ganzen Verdienst zu Hause abgeben.

1933/34 war sie mehrere Monate lang schwer krank. Ein Doktor, ein Naturheiler in Natters, konnte ihr helfen, nachdem er zuerst meinte, sie würde die Krankheit wahrscheinlich nicht

überleben. Woran sie litt, weiß sie nicht genau. Die Diagnose des Naturheilers war: verhähtes Blut.

1937 bekam sie ein lediges Kind von einem Bauernsohn aus der Nachbarschaft. Zur Geburt des Kindes ging sie zu Fuß nach Innsbruck zur Klinik. Da sie nicht verheiratet war, hätte sie sich geniert, mit dem Bus zu fahren. Bis 1939 wohnte sie mit ihrer Tochter bei ihren Eltern. Ihre Mutter starb 1938 an einem Magenleiden.

Beispiele zu verwandtschaftlichen, nachbarschaftlichen, dörflichen Austauschbeziehungen: Die Halbschwestern von Annemarie lebten nach der Heirat ihrer Mutter zwar nicht mit dieser, standen aber in enger Verbindung mit ihr und der neuen Familie. Eine wuchs bei ihrem Vater in Innsbruck auf und heiratete in eine Metzgerei ein, in der Annemarie in den 30er Jahren immer wieder aushalf. Die anderen beiden wurden am Bauernhof der Eltern ihrer Mutter groß und gingen nach der Schule in Dienst. Eine von diesen beiden betätigte sich zunächst als Haushälterin am Hof der drei ledigen Brüder des Vaters von Annemarie. Später hatten beide Schwestern Dienstposten bei Bauern im Gschnitztal. Annemarie ging mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester zu Besuch dorthin. Die jüngere der Halbschwestern paßte auf Annemarie und ihre Schwester auf, wenn die Mutter z.B. nach Innsbruck mußte. Die ältere dieser beiden Halbschwestern heiratete einen Innsbrucker Bahngestellten. Diese Schwester besuchte sie als erste nach der Geburt der Tochter im Krankenhaus. Sie wurde Patin des Kindes.

Mit der Herkunftsfamilie der Mutter bestand enger Kontakt. Die Mutter half häufig am Bauernhof ihrer Eltern bzw. ihres Bruders. Als die Mutter nach dem Ersten Weltkrieg durch die Arbeit des Vaters in der Rauchmühle Mehl beziehen konnte, um Brot zu backen, gab sie ihrer Herkunftsfamilie von diesem Brot. Während des Ersten Weltkriegs bat die Mutter ihren Bruder, einen Christbaum für sie zu besorgen. Er brachte ihr einen, wenn auch einen mickrigen.

Als der Bruder der Mutter, der Bauer, starb, halfen Annemaries Eltern viel am Hof. Während des Begräbnisses waren Annemarie und ihr Vater damit beschäftigt, Roggen auszuschlagen.

Kontakt und Austausch blieben bestehen, als Annemaries selbst kleine Kinder hatte. "Der R. (Annemaries Sohn), dou hun i miaßn ins Spitoul, hot mi dar Doktor ins Spitoul, und dou isch dar R. a sou drei Munit gwesn, nit amoul gwesn, gonz kloana, no hot, T. (die Bäuerin am Hof der Eltern ihrer Mutter, Schwägerin ihrer Mutter) hotn gnummin, e groat a Munit, hotn goar nimma wellin healofn, weil ar a sou brav gwesn isch, den houbn sa außa gschteilt, in Gortn außa (...)." (I.3, K.3a)⁹

Auch zur Herkunftsfamilie des Vaters bestanden Beziehungen. Er besuchte seinen Bruder, der den Hof der drei ledigen Brüder des Großvaters von Annemarie erbte. Zu Neujahr ging er mit Annemarie dorthin, da einer von den drei ledigen Brüdern am Hof sein Pate war (es war üblich, daß die Patenkinder zu Neujahr ihre Paten besuchten). Es gab üppig zu essen, die Männer spielten Karten und Annemarie spielte mit dem Geld, das sie bekommen hatte. Der Vater besuchte mit seiner Familie seine beiden Schwestern, die in Inzing in Dienst waren. Eine der Schwestern brachte ihnen ihr lediges Baby, das sie nicht versorgen konnte, da sie ihrer Erwerbsarbeit nachgehen mußte. Es starb nach einem Jahr.

⁹Der R. (Annemaries Sohn), da mußte ich ins Spital, der Doktor schickte mich ins Spital, und der R. war nicht einmal drei Monate alt, war ganz klein. Da nahm ihn T. (Schwägerin der Mutter, Bäuerin am Herkunftshof der Mutter), nur für ein Monat. Danach wollte sie ihn gar nicht mehr hergeben, weil er so brav war. Sie stellten ihn in den Garten."

Der Vater von Annemarie arbeitete für einige Zeit als Aushilfsknecht bei einem Bauern im Zentrum des Dorfes. Diese Bauern waren sehr wohlhabend, da sie viel geerbt hatten, und außerdem verschwenderisch. Annemarie wurde zu ihrer Erstkommunion dorthin eingeladen. Ihre Mutter hätte ihr höchstens ein weiches Ei als Festessen zubereiten können, falls die Henne ein Ei gelegt hätte. Dort gab es aber Bäckereien, Kuchen und Kakao. Sie war mit den Töchtern dieses Hauses befreundet und besuchte diese oft (in Axamerisch: sie ging dorthin "in Hoangarscht"). Die dortige Bäuerin wollte sie spaßeshalber einmal nicht mehr heimgehen lassen und sperrte die Haustür ab. Ihr Vater schimpfte mit ihr, als sie schließlich doch nach Hause kam. Diese Bäuerin ging selbst gern und ausführlich "in Hoangarscht" zu Annemaries Eltern. Einmal blieb sie von morgens bis nachts und Annemaries Vater mußte der Besucherin Schuhe leihen, da der Weg inzwischen gefroren, und sie in Patschen unterwegs war (was damals sehr üblich war, um die Schuhe zu schonen. Viele Leute besaßen gar keine Schuhe, sondern nur Patschen).

Annemaries Haushalt nach ihrer Heirat:

Annemarie und der Vater ihres Kindes heirateten 1939. Sie bezogen eine Wohnung.

Sie lernten sich kennen, da sie praktisch Nachbarn waren. Er hatte schon ein Auge auf sie geworfen, als sie erst 14 Jahre alt war und begleitete sie, wenn sie mit dem Kind ihrer Halbwesster, das bei ihnen in Pflege war, spazieren ging.

Er war ein Bauernsohn und hatte einen Bruder und eine Schwester. Sein Bruder erhielt eine Ausbildung als Lehrer, seine Schwester besuchte eine Haushaltungsschule, was ansonsten nur wohlhabenderen Töchter möglich war. Sie heiratete einen Lehrer und ging später mit ihm nach Schwaz.¹⁰ Der Mann von Annemarie erbte den Hof seiner Eltern. Er musizierte viel, lernte das Zither Spielen bei einer alten Schauspielerin in Kematen. Von seiner Mutter fühlte er sich seinen Geschwistern gegenüber benachteiligt. Das Verhältnis blieb bis zum Tod der Mutter sehr gespannt.

Wie sahen Haushalt und Existenzsicherung vom Ende der 30er bis in die 60er Jahre aus?

Das älteste Kind von Annemarie, eine Tochter, kam 1937 zur Welt. Annemarie lebte bis 1939 bei ihren Eltern. Nach der Heirat bezog sie mit Mann und Tochter eine Wohnung. Ihr Mann arbeitete bei der Bahn als Schaffner und wurde zu Kursen nach München geschickt, die ihm einen beruflichen Aufstieg ermöglichen sollten. Er stand der nationalsozialistischen Partei nahe und half den Dorfbewohnern, an materielle Unterstützung in diesem Zusammenhang zu kommen.

Er war Obmann der Raiffeisenkasse, die 1902 in Axams gegründet worden war (Tiroler Nachrichten Nr. 149/1967, S. 4).

In der Wohnung brachte Annemarie vier weitere Kinder zur Welt, alles Söhne, darunter ein Zwillingpaar. Hebamme und Arzt waren bei den Geburten anwesend. Eines der Kinder starb nach einigen Monaten.

Im April 1945 erfolgte die Hofübergabe an ihren Mann, da sein Vater starb. Von November 1945 bis Juli 1946 war ihr Mann aufgrund seiner nationalsozialistischen Tätigkeit eingesperrt. Annemarie mußte den Hof bewirtschaften, die Kinder versorgen und mit dem gespannten Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter zurechtkommen. Außerdem war sie schwanger, ihr nächster Sohn kam im Februar 1946 zur Welt. Viele Leute im Dorf behandelten sie

¹⁰Frieda beschreibt ihre Mutter als ehrgeizig, ebenso wie Annemarie ihre Schwiegermutter. Der Ehrgeiz bestand u.a. darin, den Kindern eine Ausbildung zu ermöglichen, die eigentlich von der gesellschaftlichen Schicht, zur der sie gehörten, nicht vorgesehen war. Friedas Mutter wuchs in einem katholischen Internat auf, Annemaries Schwiegermutter arbeitete als Böttin und kam daher täglich in die Stadt. Das bedeutet, daß diese beiden Frauen, mit Normen aufwuchsen bzw. in Berührung kamen, die ansonsten im Dorf nicht so verbreitet waren.

schlecht, weil ihr Mann Nationalsozialist war. Die amerikanischen Besatzer, die sich im Dorf nach Nationalsozialisten erkundigten, zwangen sie dazu, Uniformen zu waschen, bis eine Frau aus Wien, die als Flüchtling in ihrem Haus lebte, den amerikanischen Besatzungssoldaten erklärte, daß sie das in ihrer Situation nicht machen konnte. Im Haus waren mehrere Flüchtlingsfamilien einquartiert.

Ihr Vater half Annemarie bei der Feldarbeit. Während des Krieges betätigte sich ihr Vater als Knecht auf einem Hof, auf dem er in seiner Jugend bereits gearbeitet hatte, da der Bauer eingerückt war.

Die Schwiegermutter versuchte immer wieder, Lebensmittel zu "stehlen", um ihrer Tochter etwas nach Schwaz bringen zu können. Wenn sie die Milch zur Sennerei brachte, verkaufte sie etwas davon an eine Frau, um Geld für ihre Tochter zu erhalten. Nachdem Annemaries Mann aus dem Gefängnis entlassen worden war, konnte er nicht gleich arbeiten gehen, da er keine Schuhe hatte. Er verdingte sich schließlich als Gelegenheitsarbeiter im Straßenbau. Vom dörflichen Leben zog er sich aus Enttäuschung über das Verhalten der Dorfbewohner nach dem Krieg weitgehend zurück. Er hielt sich nicht im Wirtshaus auf, besuchte die Kirche nicht und pflegte wenig Kontakt mit den Dorfbewohnern. Die Apfelsaftpresse, die er mit zwei anderen Burschen bereits in den 30er Jahren im Dorf eingerichtet hatte, betrieb er mit Hilfe seiner Familie seit Ende der 50er Jahre, zunächst im Raika-Lagerhaus und später auf seinem Hof. Außerdem ging er seinen Hobbys, vor allem nach seiner Pensionierung, nach: dem Musizieren, der Bemalung von Holzmöbeln und der Gartenarbeit.

Annemarie bestellte Felder, Gemüse- und Obstgarten, sie putzte, kochte und wusch und half beim Apfelsaft Pressen im Herbst, sie sorgte für die Kinder und brachte einen weiteren Sohn Ende der 40er Jahre zur Welt. Später unterstützte sie ihre Kinder bei der Versorgung der Enkelkinder.

Als der Vater von Annemarie alt und gebrechlich wurde, sorgte sie für ihn und pflegte ihn. Sie nahm sich auch um dessen Pflgetochter an und besorgte Arbeit für diese im Kinderheim des Ortes. Die andere Pflgetochter des Vaters hatte inzwischen nach Berlin geheiratet und war mit ihrem Mann nach Axams zurückgekehrt. Das Paar bewohnte einige Räume im ersten Stock des Bauernhauses. Mit diesem Ehepaar gab es Konflikte, die schließlich zum Abbruch der Beziehungen führten.

Die Kinder von Annemarie gingen in Axams zur Volksschule. Nur der jüngste Sohn besuchte die Hauptschule in Innsbruck (in Axams gab es noch keine) die älteren Söhne absolvierten Lehren. (Annemaries Tochter erzählte, daß sie ihre Wunschausbildung als Handarbeitslehrerin nicht machen konnte. Sie verdiente Geld, indem sie für Dorfleute strickte. Zwei Jahre lang arbeitete sie in einer Textilfabrik in Innsbruck. Ansonsten betätigte sie sich am Hof und im Haushalt und half ihrer Mutter, dafür zu sorgen, daß ihre Brüder ihre Lehrausbildungen absolvieren konnten, etwa indem sie jede Woche eine große Menge Arbeitshemden für die Brüder bügelte). Ihre Kinder heirateten, bis auf einen Sohn, der nach Deutschland ging, in Axams und Umgebung.

Annemaries Mann starb 1986 an einer Altersleukämie.

Sie lebt weiterhin in ihrem eigenen Haushalt. Seit einigen Jahren geht sie mittags zu ihrer Tochter, um dort zu essen. Auch ihre anderen Kinder laden sie immer wieder ein, schauen bei ihr vorbei, besorgen Dinge für sie. Sie lebt, obwohl sie einen eigenen Haushalt hat, im Kreise der Familie. Ein großer Teil der Familie (ihre Kinder mit deren Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln) wohnt in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrem Haus bzw. im

Haus). Sie hat inzwischen 10 Urenkel. Annemarie besucht wöchentlich die Altenstube, um sich mit den Leuten dort zu unterhalten.

Liesl

Mit Liesl führte ich zwei Interviews durch (I.16, K.1 bis 4).

Sie kam am 2. Juni 1917 zur Welt.

Großeltern/Herkunftsfamilien der Eltern:

Ihr Großvater und ihr Vater stammten aus dem Nachbarort Grinzens. Deren Familie bzw. Verwandtschaft besaßen dort drei Höfe. Der Großvater starb, als der Vater von Liesl 21 Jahre alt war. Auch die Großmutter von Liesl starb früh und der Hof wurde mit Hilfe einer Wirtschafterin und weiterer DienstbotInnen geführt.

Die Mutter von Liesl stammte aus Birgitz. Bevor sie sich entschied, Liesls Vater zu heiraten, war auch ein Lehrer an ihr interessiert. Der Nachbar von Liesls Vater, selbst Hofbesitzer, legte ihr jedoch nahe, schnell zu heiraten, falls sie den Bauern in Axams wolle, da der Hof eine Bäuerin brauche. Später meinte sie, daß sie sich doch für den Lehrer hätte entscheiden sollen, da sie dann nicht so viele Kinder hätte bekommen müssen. (Sie bekam zehn, von denen sechs das Säuglingsalter nicht überlebten).

Eltern und Haushalt in der Kindheit:

Aus den Erzählungen von Liesl geht hervor, daß die Arbeitsteilung unter ihren Eltern, also unter Bäuerin und Bauern, dem Muster entsprach, das in dieser Zeit und Gegend und in dieser gesellschaftlichen Gruppe (der der wohlhabenderen Bauern) üblich bzw. vorgesehen war.

Die Mutter kochte und buk Brot, sie konservierte Lebensmittel, verarbeitete Flachs, färbte Stoffe, sorgte dafür, daß Kleider genäht wurden, sie wusch und putzte, sie arbeitete am Hof, sie handelte am Markt in der Stadt und im Dorf. Sie bekam viele Kinder und versorgte diese. Sie pflegte die Beziehungen mit Menschen der Verwandtschaft (auch der Nachbarorte), der Nachbarschaft, des Dorfes, aus denen das Geflecht der Austauschverbindungen bestand, das dem gesellschaftlichen Leben und der Existenzsicherung zugrunde lag. So übernahm sie Patenschaften und kümmerte sich darum, daß ihre Kinder Patinnen hatten. Auch ihre umfangreichen Handelstätigkeiten gehören in diesen Zusammenhang.

Der Vater machte Stall-, Feld- und Holzarbeit. Er kümmerte sich um die Ausbildung seiner Töchter. Er war verantwortlich für den Abbau der Schulden des Hofes, insbesondere in Hinblick auf die "taktische" Vorgangsweise (die Arbeit, die das nötige Geld einbringen sollte, verrichteten alle Haushaltsmitglieder zusammen).

Er war viel mit dem Nachbarsbauern zusammen, was die gegenseitige Unterstützung und Aushilfe dieser beiden Hofgemeinschaften ermöglichte und sicherte. Als Besitzer eines angesehenen Hofes verfügte er über eine ideale Ausgangsposition, um an der dörflichen Männerpolitik, der "Gemeinde", mitzuwirken. Da der Vater von Liesl schwer erkrankte, als sie zwölf Jahre alt war und fünf Jahre später starb, gibt es dazu allerdings wenig konkrete Anhaltspunkte in ihren Erzählungen. Der Mann ihrer Schwester, der nächste, eingeheiratete, Bauer am Hof, jedoch fungierte einige Zeit als Bürgermeister in Axams.

Die Frauen waren abends beim gemütlichen Zusammensitzen in der Stube mit Handarbeiten, mit der Produktion von Kleidung, Wäsche, Aussteuer beschäftigt, während die Männer Karten spielten.

Die Mutter von Liesl gebar, wie gesagt, zehn Kinder. Sechs von ihnen starben, darunter drei Buben. Vier Mädchen wuchsen auf. Liesl kam als Nachzüglerin zur Welt, ihre Schwestern waren 18, 14 und zwölf Jahre älter als sie.

Bis Liesl etwa zwölf Jahre alt war, verbrachte sie eine ziemlich unbelastete Kindheit. Nach der Schule ging sie oft mit ihrer Freundin, der Tochter eines wohlhabenden Dorfwirtes (bei dem die Mutter von Frieda, Frieda selbst und Annemarie gearbeitet und Mali mit ihren Geschwistern als Kinder Holz gehackt hatten), zu dieser nach Hause, half dort Kartoffeln schälen und "Marenda" (Nachmittagsjause) aufs Feld zu tragen, bekam ein Würstl und ein Saftl und machte Schulaufgaben mit ihrer Freundin. Die Schule bereitete ihr keine besonderen Schwierigkeiten. Es wäre vorgesehen gewesen, daß sie, wie zwei ihrer Schwestern und einige andere Mädchen des Dorfes, die entweder aus wohlhabenderen Häusern stammten oder ehrgeizige Mütter hatten, zur Bürgerschule gehen und eine Haushaltungsschule absolvieren sollte. Ihre zweit- und ihre drittälteste Schwester besuchten Schulen in Imst bzw. Zams, wo sie nähen und kochen lernten. Liesl lernte in der Volksschule zu stricken und zu nähen. Die Mädchen hatten zwei Mal pro Woche um 15.00 Uhr nach dem üblichen Unterrichtsende noch Handarbeitsunterricht. Außerdem "schaute" Liesl "ab", was ihre Schwestern in den Haushaltungsschulen gelernt hatten.

Die vorgesehene Hoferbin, die älteste Schwester, heiratete in den Hof eines wohlhabenden Bauern ein und bekam Felder mit in die Ehe, da sie vom Hoferbe "ogschtondn isch" (darauf verzichtete). Die nächste Schwester rückte als Hoferbin nach. Dies war kurz bevor der Vater an Asthma erkrankte, als Liesl zwölf Jahre alt war. Von da an wurde Liesl zur harten Arbeit am Hof herangezogen.

Eine weitere Schwierigkeit für die Existenzsicherung am Hof, die auch das Erbe der "weicheten" Töchter massiv schmälerte und somit die Möglichkeiten für den Aufbau von deren Existenz beeinträchtigte, war die Übernahme einer Bürgerschaft. Die Schwägerin der verheirateten ältesten Schwester begann, mit ihrem Mann ein Haus am Grund der Familie zu bauen. Der Vater von Liesl übernahm eine Bürgerschaft für dieses Haus. Die Schwägerin der Schwester und ihr Mann waren nicht imstande, den Hausbau zu vollenden, und der Hof wurde mit den entsprechenden Schulden belastet.¹¹ Weiters bestimmte der Vater, daß die drei Töchter, die den Hof nicht erbten, von einem Teil ihres Erbes (Geld, das am Hof gespart worden war) zurückstehen mußten.

Wegen der Schulden konnte der Vater die Ausbildung von Liesl in einer Haushaltungsschule nicht finanzieren.

Nachdem der Vater 1931 starb, führten die Frauen den Hof: die Mutter, die Hoferbin und ihre beiden ledigen Schwestern. Zwei Knechte arbeiteten für sie, die sie besser bezahlen mußten, als etwa die wohlhabenden Wirte ihre Knechte bezahlten, da sie eine "Frauenwirtschaft" waren.

1937 starb die Mutter und 1938 heiratete die Hoferbin. Ihr Mann besaß Geld (stammte selbst von einem wohlhabenderen Hof), um die Schulden des Hofes zu bezahlen. Dafür wurden ihm die Hälfte des Hofes und die Hälfte des unfertigen Hauses, das dann noch fertiggestellt wurde, überschrieben. Liesl und ihre andere Schwester verließen kurz darauf den Hof, da sie dort als billige Mägde "buggln" (schwer arbeiten) mußten. Außerdem geht aus Liesls

¹¹Eine Strategie, diese Schulden zu mindern, geht aus einem der Interviews mit Annemarie hervor. Annemarie begleitete eine der Schwestern von Liesl, die Hoferbin, nach Kematen, wo sie bei einem Metzger das Geld abholten, das sie für den Verkauf von zwei Tieren bekam. Bauern mußten oft Vieh verkaufen, um Steuern und Schulden zu bezahlen oder um Anschaffungen zu tätigen.

Beschreibungen hervor, daß der Ehemann der Hoferbin ein harter Mensch war, selbst ein "Buggler", der dasselbe von den anderen erwartete.

Am Hof waren DienstbotInnen beschäftigt. Solange die Töchter klein waren, gab es eine Magd und zwei Knechte. In den Sommerferien (die von Mitte April bis Mitte Oktober dauerten) halfen Buben aus ärmeren Familien beim Mistführen und in der Ernte mit. Diese Buben waren in dieser Zeit am Hof versorgt und deren Familien dadurch entlastet.

Im Haus der Familie wohnten zwei Wohnungsparteien: ein Pensionisten-Ehepaar und ein Ehepaar mit einem angenommenen Sohn. Dieser Sohn betätigte sich ebenfalls am Hof, und seine Mutter half beim Getreideschnitt. Für die Getreideernte wurden TagelöhnerInnen angestellt.

Zum Schustern, Schneidern, und um Kummeter für die Kühe zu herzustellen, kamen StörhandwerkerInnen an den Hof: der Schuster, die Näherin und der Sattler. Der Metzger schlachtete die Tiere direkt am Hof.

Zum "Türken Ausmachen" (den Maiskolben von den "Flitschen" = drumherumliegende Blätter befreien) fanden sich verschiedene HelferInnen ein (aus Nachbarschaft, Bekanntschaft, junge Leute aus weniger wohlhabenden Familien). Man arbeitete bis ca. 22.00 Uhr in der Tenne, danach wurde gefeiert mit Essen, Trinken und Ziehorgel. (Es war auf den Höfen üblich, das "Türken ausmachen" mit Hilfe von NachbarInnen, FreundInnen, Bekannten auf diese Weise zum Fest zu machen.)

In den 30er Jahren erschienen täglich Kostgänger am Hof. Es handelte sich hauptsächlich um arbeitslose Männer aus dem östlicheren Österreich, die ihre Existenz bestritten, indem sie herumwanderten, jede Nacht auf einem anderen Hof verpflegt wurden, dort schlafen konnten und gelegentlich Arbeiten übernahmen. Einige von ihnen blieben als Knechte auf Höfen in Tirol, der Großteil kehrte nach Hause zurück.

Wie wurde auf einem wohlhabenderen Bauernhof im ersten Drittel dieses Jahrhunderts gewirtschaftet? Wie sah der Alltag aus?

Die Lebensmittel wurden zum Großteil am Hof produziert und verarbeitet. Es gab ca. 20 Kühe, außerdem Schafe, Schweine und Hühner und einen Zuchtstier (die anderen Bauern des Dorfes brachten ihre Kühe zum Decken an diesen Hof).

Milch, Butter und Eier wurden verkauft. Zum Hof gehörte ein großer Obstgarten mit mehreren Sorten von Apfel- und Birnbäumen, mit Kirsch-, Pflaumen- und Marillenbäumen. Die Familie bebaute einige Äcker mit Roggen, Weizen, Hafer und Gerste. Es wurden Kartoffel, Kraut, Bohnen, Mais und Flachs angebaut.

In der Früh wurden Mus und Milch gegessen bzw. getrunken, mittags gab es während der Woche Schmarrn, Nudeln, Pauzn, Knödel, Blattln oder Kiachl, dazu Kraut, Bohnen, Kirschsuppe (Kirschenkompott). Abends bereiteten die Frauen Kartoffelgerichte und Suppe. Sonntags kochten sie Speckknödel. Für die Sonntage wurden samstags einfache Kuchen oder Strudel gebacken. Fleisch verzehrten die Leute, wenn geschlachtet wurde (zu Kirchweih und einmal im Winter ein Schaf und ein Schwein). Das Schweineschmalz verwendeten sie als Fett zum Kochen, ansonsten wurde Speck für die Speckknödel geselcht. Später kam das "Eindosen" von Fleisch in emaillierten Blechdosen auf.

Die Mutter tauschte mit Frauen aus Dornach Beeren (die, wie aus mehreren Interviews hervorgeht, deren Kinder sammelten) und Pfifferlinge gegen alte Suppenhühner oder Geld. Die Beeren wurden eingekocht oder für Beerenmocken verwendet. Marillen wurden eingekocht, Kirschen für Kirschsuppe getrocknet, Apfel eingekellert.

Der Handel war in erster Linie eine Tätigkeit der Mutter und von Liesl. Sechs bis sieben Mal jährlich fuhren sie auf den "Ploutzmarkt" (Platzmarkt) nach Innsbruck. In der Stadt kauften Liesl und ihre Mutter nur einmal im Jahr ein: vor Kirchweih kauften sie ein Fäßchen Wein, da zu Allerheiligen die Patenkinder mit Familien zu Besuch kommen würden; sowie Backzeug, Suppennudeln und Schokolade für den Kirchsonntag, den essensmäßig am aufwendigsten gestalteten Festtag des Jahres; und Schweinefett zum Kochen, da bis zu diesem Zeitpunkt von der letzten Schlachtung keines mehr übrig war. Zu Anfang des Jahrhunderts wurde noch am "Tumismarkt" (Thomasmarkt), der im Dezember in Innsbruck stattfand, Flachs verkauft. Dort kaufte man Zillertaler Loden für die Winterhosen der Männer. Kleine Kirschen verkaufte die Mutter an Schnapsbrenner in der Stadt. Im Dorf verkaufte die Mutter Eier und Kartoffel an bestimmte Familien und Milch an die Sennerei (die von einer der Töchter dorthingebacht wurde), sowie Butter an das Kinderheim. Die Töchter wurden auch zum Einkaufen in den Laden geschickt. Sie kauften Weißbrot für Knödel, falls das selbstgebackene ausgegangen war. Das Geld dafür mußte beim Vater geholt werden (was bemerkenswert ist, da die Mutter einen Teil der Handelstätigkeiten des Hofes durchführte).

"I woäß guat, miar hobm, wenn mar gebocht hobm, a Knedlbrot a mitgibocht, Weißbrot, nit. Und nocha, deis ischt holt schnellar goar worn, deis Weißbrot, nit, wias Schworzbrot. Nocha hot Muattar oft gseit: 'Muascht zu Votarn in Schtoul außn giahn um an Schilling.' Um an Schilling hot min drei Zeilin Brot krieg und drei Zeilin Brot hom mar krount gibrauch zu die Knedl. Nocha sein no zehn Groschn ibriggiblien und do hun i no kentn nou Stollwerk (Süßigkeit) kafn." (I.16, K.3a)¹² Außerdem wurde in den dörflichen Läden Stoffarbe erstanden. Bohnenkaffee wurde nur zu Weihnachten getrunken, ansonsten Malzkaffee. Geld wurde gebraucht, um im Laden einzukaufen, um Steuern und Schulden zu bezahlen, für die Dienste von StörhandwerkerInnen, um die Ausbildung der Töchter zu finanzieren, Geschenke für Patenkinder zu besorgen.

Der angebaute Flachs wurde zu drei Qualitäten verarbeitet: die schlechteste diente für Putzjetzen, die mittlere für Tischtücher, die beste für Leintücher und Kleidung. Kleiderstoff wurde von der Mutter selbst gefärbt, eine Näherin nähte Kleidung daraus.

Die Frauen des Hauses handarbeiteten an den Abenden. Der Bauer, der Nachbarsbauer und zwei weitere Bauern "barlaggten" währenddessen miteinander (Kartenspiel), die beiden Knechte "watteten" (Kartenspiel) mit den Nachbarsknechten. Alle waren in der Stube zusammen. Die Mutter und die Töchter saßen am Tisch, nähten, spannen und strickten. Liesl war diejenige, die strickte. Sie versorgte sämtliche Haushaltsmitglieder mit Jacken und strickte für die sieben Kinder ihrer ältesten Schwester, die nacheinander zur Welt kamen.

Die Frauen arbeiteten genauso auf den Feldern wie die Männer. Eine der Frauen, die jeweilige Bäuerin, verrichtete einen großen Teil der Arbeiten im Haus. Jeden Samstag mußten die Böden von Küche, Stube, Gängen und Stiege gespült werden, in den Zimmern wurde gekehrt und abgestaubt. Wenn es regnete, spülten zwei, drei Frauen einmal monatlich die Zimmer. Das Waschen der Kleidung und Bettwäsche war Aufgabe der Mutter bzw. der Frauen.

Am Hof erschienen täglich BesucherInnen, wie etwa die Männer der Nachbarschaft, die abends zum Karten Spielen kamen. Auch Frauen besuchten sich, schauten beieinander vor-

¹²Ich erinnere mich noch gut, wenn wir buken, buken wir auch Knödelbrot mit, Weißbrot. Das war schneller aufgebraucht als das Schwarzbrot. Daher sagte die Mutter oft: 'Du mußt zum Vater in den Stall gehen um einen Schilling.' Für einen Schilling bekam man drei Zeilen Brot, gerade soviel, wie wir für die Knödel brauchten. Zehn Groschen blieben übrig und für diese zehn Groschen konnte ich mir noch Stollwerk (Süßigkeit) kaufen."

bei, gingen "in Hoangarscht". Zu Besuch, "in Hoangarscht", kamen schließlich auch die Verehrer der Töchter. Diese Art von Verehrer-Besuch fand unter den Augen der Eltern statt, und brachte zum Ausdruck, daß der entsprechende Bursche die Absicht hegte, die umworbene Frau zu heiraten. Patenkinder kamen zu Allerheiligen und Ostern (zum Gotlpack Holen) und zu Neujahr.

Viel Raum im Leben der Menschen nahmen Kirchgänge und Gebete ein. Abgesehen von den jahreszyklusmäßigen religiösen Veranstaltungen bzw. "Übungen", gingen die Menschen zur Sonntagsmesse und häufig zur Frühmesse (besonders im Advent zu den Orata) oder Abendmesse (im Mai zu den Maiandachten). Die Kinder mußten täglich zur Schulmesse. Abwesenheit wurde mit Nachsitzen Müssen bestraft. Jeden zweiten Sonntag mußten die Mädchen, als "Marienkinder" organisiert, nachmittags an einer Vesper teilnehmen. In der Schule wurden Bibelstunden gehalten. Zu Hause wurden täglich Rosenkränze gebetet, ausführlich im Winter, wenn mehr Zeit dazu war. Bäuerin, Bauer, Kinder und DienstbotInnen knieten vor dem Tisch, der Bauer betete vor, nach dessen Tod die Bäuerin.

Wovon und in welchen Zusammenhängen lebte Liesl, nachdem sie vom Hof der Schwester und des Schwagers wegging?

Liesl verließ den Hof mit 22 Jahren, da sie sich nach der Einheirat des Schwagers als billige Dienstmagd ausgenutzt fühlte. Sie lernte zunächst ein halbes Jahr unbezahlt ins Sanatorium der Barmherzigen Schwestern kochen. Anschließend arbeitete sie ein Jahr lang auf einem Posten in Wattens und dann zwei Jahre lang als Wirtschafterin auf einem Hof in Weer.

Ihre andere Schwester, die drittälteste, verließ den Hof aus demselben Grund, verdingte sich zunächst als Abspülerin im Sanatorium der Barmherzigen Schwestern und dann in einer Waschmittelfabrik. Dabei ruinierte sie ihre Lungen. Sie starb mit 45 Jahren.

Liesls Haushalt nach ihrer Heirat:

Liesl lernte ihren Mann kennen, da dessen Onkel an ihrem elterlichen Hof Knecht war, und ihr zukünftiger Mann seinen Onkel zum Karten Spielen besuchte. Während seiner Zeit beim Militär schrieben sie sich.

Die Herkunftsfamilie ihres Mannes lebte auf einem Hof in Omes. Der Hof der Familie ihres Mannes war im dörflichen Kontext weniger groß, als der der Herkunftsfamilie von Liesl, aber es war möglich, sich von seinem Ertrag zu ernähren. Die Mutter von Liesls Mann, verdiente für einige Zeit als die Kinder klein waren, als Kellnerin Geld dazu. Sie hatte drei Töchter und zwei Söhne, Liesls Mann war der Älteste und der vorgesehene Hoferbe. Sein Vater wollte nicht, daß er einen Beruf erlernte, da er den Hof übernehmen sollte. Durch Militärdienst und Krieg war er dann aber insgesamt achteinhalb Jahre von zu Hause weg, die Geschwister wuchsen inzwischen heran und lebten mit den Eltern zusammen, während er sich entfremdete. Liesl lebte nach der Heirat 1944, während ihr Mann noch im Krieg war, am Hof der Schwiegereltern.

Wie gestaltete sich die Existenzsicherung nach der Heirat in Hinblick auf Wohnen, Arbeiten, Erben?

Am Hof der Schwiegereltern kam das älteste Kind, ihre Tochter, zur Welt. Nach der Rückkehr ihres Mannes wurde deutlich, daß er nicht mehr unbedingt auf das Hoferbe bauen konnte, und sie übersiedelten in eine Wohnung in der Nachbarschaft des elterlichen Hofes. Ihr Mann nahm Arbeiten als Maurer an, Liesl diente die Wohnung und das Mittagessen für sich und ihre Kinder ab, indem sie am Hof mitarbeitete, an dem sich ihre Wohnung befand. Dort gebar sie ihr zweites Kind, einen Sohn. Liesl und ihr Mann bauten schließlich ein Häusl am Grund des Schwiegervaters. Die Hälfte des Häusls ließ Liesl sich überschreiben.

Inzwischen heirateten die Schwestern ihres Mannes, und sein Bruder zog zu seiner Freundin. Diese Freundin, eine Witwe, wollte den Bruder von Liesls Mann nur heiraten, falls sie Hof oder Häusl bekämen, da eine Heirat für sie bedeutete, um ihre Witwenpension umzufallen. Liesl wollte allerdings vom Häusl nur "abstehen" (darauf verzichten), falls der Hof vorher an ihren Mann überschrieben würde, da sie befürchtete, andernfalls um Häusl und Hof zu kommen. Das hing damit zusammen, daß die Schwiegermutter Liesls Meinung nach den jüngeren Bruder ihres Mannes bevorzugte, unterstützte und versuchte, die Erbangelegenheit zu dessen Gunsten zu beeinflussen. Dem Schwiegervater ging es hauptsächlich darum, Menschen zu haben, die seinen Hof bewirtschafteten, damit er, ohne viel dafür zu arbeiten, Geld hatte, um seinen "Hobbys" (wie etwa der Jagd) nachzugehen.

Nachdem alle jüngeren Kinder den Hof verlassen hatten, bot der Schwiegervater Liesls Mann an, den Hof nach seinem Tod an ihn zu vererben, falls er ihn bearbeiten würde. Sie wurden 400 Schilling im Monat bekommen und nicht versichert sein. Liesls Mann gab daraufhin seine Arbeit als Maurer auf und versorgte die Landwirtschaft. Liesl war damit nicht einverstanden, konnte seine Entscheidung aber nicht ändern und betätigte sich schließlich auch am Hof. Ihr Mann verdiente bei Hausbauten in der Umgebung dazu. Das dritte Kind, wieder ein Sohn, kam zur Welt. Eine Nachbarin riet Liesl, sich Arbeitsplätze als Putzfrau in Innsbruck zu besorgen, um Geld für den Schulbesuch ihrer Kinder zu haben, und um versichert zu sein. Liesl fand drei Putzplätze, und die Nachbarin versorgte ihr kleines Kind, während sie dort arbeitete.

Die Schwiegermutter arbeitete hart. Die Beziehung zu ihr war aber gespannt, da sie Liesl vorhielt, ihren jüngsten Sohn vom Erbe austricksen zu wollen. Der Schwiegervater half kaum mit am Hof, ging mit Männern der Tiroler Oberschicht zur Jagd, war viel mit dem Fahrrad unterwegs, besuchte seine Töchter in Omes, Axams und Birgitz und ging in Axams ins Wirtshaus. Insbesondere verbrachte er viel Zeit bei Schwiegersonn und Tochter in Birgitz, wo schließlich zehn Jahre vor seinem Tod ein Testament entstand, das den Bruder von Liesls Mann als Universalerben festlegte, und von dem Liesl und ihr Mann nichts wußten, obwohl Liesl etwas ahnte und sich (vergebens) bemühte, Genaueres herauszufinden.

Die beiden arbeiteten, bis sie um die 60 Jahre alt waren, am Hof des Schwiegervaters, ohne jemals verbindlich als Erben abgesichert zu sein. Es kam zu vielen Konflikte, es gab Streit mit den Schwestern und SchwägerInnen des Mannes, die die Partei des Schwiegervaters ergriffen. Am Ende arbeiteten Liesl und ihr Mann am Hof, um das Erbe wenigstens für ihre Kinder zu sichern. Nach dem Tod des Schwiegervaters tauchte das Testament auf. Liesls Mann hatte nicht damit gerechnet, den Hof nicht zu erben. Es folgte der Bruch mit seinen Geschwistern. Er weigerte sich, den Hof aufzugeben und drohte an, solange zu prozessieren, bis nichts vom Hof übrig bleiben würde. Die Angelegenheit wurde schließlich durch eine Aufteilung des Erbes geregelt. Der Familie von Liesl blieben das Haus und der Grund um das Haus herum, das schließlich ihren Kindern als Baugrund zur Verfügung stand.

In den letzten Jahren seines Lebens war der Schwiegervater öfters krank. Seine Pflege übernahm größtenteils Liesl. Sie kochte, putzte, sorgte für die Kinder (für Nahrung, Kleidung, Erziehung, Ausbildung, berufliches Fortkommen), arbeitete am Hof, pflegte Kranke, erhielt die Beziehungen zu Verwandten, Nachbarn, Freunden, die so wichtig für die Existenzsicherung waren, erledigte die Gänge zu Ämtern, verdiente Geld verdiente, indem sie putzen ging.

In der Zwischenzeit entstanden Konflikte und Schwierigkeiten rund um das Erbe des Herkunftshofes von Liesl. Sie und ihre Schwester hatten zwar ihr Erbe ausbezahlt bekommen, allerdings nur einen kleinen Teil des ursprünglichen Wertes (durch Geldentwertungen und

Hofentschuldung). Als die Schwester von Liesl früh starb, wurde deren Sparbuch von der Hoferbin an Liesl und die älteste Schwester überreicht. Es war fast kein Geld mehr am Konto, obwohl Liesl der Ansicht war, daß die verstorbene Schwester einiges als Notgroschen zu Seite gelegt haben mußte. Diese verstorbene Schwester hatte Wohnrecht im Haus der Hoferbin gehabt, mußte aber eine eigene Küche gerichtlich erkämpfen, da sie sich vom Bauern an dessen Tisch sehr unerwünscht fühlte. Der Bauer schlug sie, nachdem das Gericht ihr Recht gegeben hatte.

Liesl hatte ihre Schwester, die Hoferbin, gebeten, das Häusl bewohnen zu dürfen, dessentwegen einmal die Verschuldung des Hofes entstanden war, oder ihr ein Stück Grund für den Bau eines Hauses zu geben. Die Schwester verweigerte es.

Die Hoferbin starb und hinterließ kein Testament. Es tauchte allerdings ein "Zettel" auf, der besagte, daß ihr Anteil nach ihrem Tod an ihre Herkunftsfamilie zurückgehen solle. Der Bauer war zu dieser Zeit Bürgermeister und kannte einen Notar gut, sodaß er die Angelegenheit in seinem Sinne regeln konnte. Er meinte aber, er würde nach seinem Tod alles an die Herkunftsfamilie seiner Frau vererben, bis auf das Häusl.

Die Tochter von Liesl arbeitete nach der Schule als Näherin, sie heiratete früh und bekam Kinder. Liesl sorgte für Ausbildung und den beruflichen Einstieg ihrer beiden Söhne. Der jüngste Sohn besuchte ein halbes Jahr lang die Wagnerschule und zwei Winter die Landwirtschaftsschule in Rotholz. Sein Onkel und Pate, der Besitzer des Herkunftshofes von Liesl, der inzwischen alleine seinen Hof bewirtschaftete, versuchte einen seiner Neffen als Hilfe zu gewinnen, indem er die Vererbung seines Besitzes in Aussicht stellte. Er bot dies dem älteren Sohn von Liesl an, der allerdings ablehnte. Schließlich wandte er sich an den jüngeren Sohn von Liesl, der, trotz des Abratens seiner Mutter, sich dazu bereit erklärte. Der Onkel übernahm einen Teil der Kosten für die Landwirtschaftsschule, die der Neffe den Winter über besuchte. Ansonsten arbeitete er am Hof mit. Die Arbeitsanforderungen und der emotionelle Druck, den der Onkel ausübte, waren schwer auszuhalten, sodaß Liesls Sohn nach zwei Jahren eine andere Arbeitsstelle antrat.

Liesl arbeitete am Hof bis zum Tod ihres Mannes. Seither lebt sie bei ihrer Tochter.

Verlässlichkeit und Beständigkeit von Austauschbeziehungen

Die dargestellten Zusammenfassungen vier ausgesuchter lebensgeschichtlicher Erzählungen umreißen, welche Lebensmittel (Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräte, ...) in verschiedenen Haushalten bzw. Familien für die Existenzsicherung verwendet und gebraucht, wie und von wem diese erarbeitet und in welchen Zusammenhängen sie ausgetauscht wurden. Ausgetauscht wurden nicht nur Lebensmittel, sondern auch Arbeitskraft, Informationen, Neuigkeiten, Fürsprache, Bestärkung, Rat, Anerkennung, Absicherungen und Geld.

Die Schaffung dörflicher Beziehungsgeflechte und Austauschverbindungen folgte einem Code, folgte bestimmten Regeln etwa im Geschlechterverhältnis. Sie verlief über die Bildung von Hierarchien durch unterschiedliche Reichtums- und Besitzverhältnisse, durch damit verbundene Abhängigkeitsformen. Es bestanden spezifische Muster in den familiär/verwandtschaftlichen, quasi-verwandtschaftlichen (z.B. Patenschaft), nachbarschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungskonstellationen; Muster der gesellschaftlichen Einordnung von Eigenheiten, Kenntnissen und Fertigkeiten der Menschen; und Muster in den Beziehungen der Altersgruppen, der Generationen.

Was läßt sich nun den beschriebenen Lebensgeschichten folgend über Beziehungsgeflechte und Austauschbeziehungen zur menschlichen Existenzsicherung, zur "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in Axams im 20. Jahrhundert sagen? Welche Beziehungen waren am verbindlichsten, am verlässlichsten?

Die bürgerliche Familiennorm, die in Europa seit dem 18./19. Jahrhundert die Vorstellungen von immer mehr Menschen darüber, was eine "ideale Familie" wäre, prägte, unterstellte, daß "naturegeben" die engsten menschlichen Verbindungen zwischen Eheleuten und zwischen Eltern und Kindern bestünden. Dies dauere solange, bis die Kinder erwachsen wären und selbst eine Familie gründeten. Die Aufgabe der Mütter läge darin, sich für die Familie, für die Kinder aus "reiner Liebe" aufzuopfern, ohne dafür etwas zu verlangen (Badinter 1988, S. 113 ff).

Diese bürgerliche Familiennorm beschreibt keineswegs die Lebensrealität der Menschen, sie beeinflusste ihre Lebensrealität aber, indem sie Gesetzen, Institutionen, in der Architektur, in der Literatur, in der Erziehung/Schule, in Schriften, Bildern und Filmen als Norm/Maßstab zugrundegelegt wurde.

Die Erzählungen der InterviewpartnerInnen machen es unmöglich, die "realen" Beziehungsgeflechte von "Familie" oder "Haushalt" einheitlich/eindeutig zu definieren, da die gesellschaftliche Verbindung der Menschen verschiedenen Regeln und Mustern folgte. Die zusammengefaßten lebensgeschichtlichen Erzählungen verdeutlichen, daß Familien oder Haushalte in Axams bis in die Gegenwart jedenfalls nicht der bürgerlichen Familiennorm des privatisierten Zusammenlebens von Mann-Frau-Kind/ern, mit dem Mann als "Familienernährer" und der Frau als "Hausfrau", entsprachen. Obwohl bestimmte Formen menschlichen Zusammenlebens rechtlich, ideologisch abgesichert, praktisch gefördert wurden und die Lebensumstände der Menschen prägten, und obwohl es kulturelle/lokale Vorstellungen über menschliche Beziehungen gab, die den herrschaftlich geförderten folgten, widersprachen oder in Auseinandersetzung mit ihnen entstanden, ist es unumgänglich, die Bedeutung von Begriffen wie "Familie" und "Haushalt" anhand der jeweiligen konkreten Situation zu beschreiben. "Haushalt" meint hier die Einheit von Haus, Hof, Feldern, Wald (oder nur ein Haus, oder eine gemietete Wohnung, oder eine gemietete Wohnung und ein gepachteter Acker, usw.), sowie die Gemeinschaft der Menschen, die ausgehend davon zusammen ihre Existenz sicherten, die Ausbildungen, Berufe, Fähigkeiten dieser Menschen, kurz alles, was einer Gruppe zusammenlebender Menschen zur gemeinsamen Existenzsicherung diene. Der Begriff "Familie" bezieht sich hier auf das wichtigste, verbindlichste Beziehungsgeflecht zur gemeinsamen Existenzsicherung.

Dennoch: die in einem "Haushalt" lebenden Menschen mußten nicht unbedingt der Menschengruppe entsprechen, die sich gemeinsam um die Existenz bemühte. Auch die "Familie" mußte nicht unbedingt der Hauptbezugspunkt in der gemeinsamen Existenzsicherung der Menschen sein, die zur "Familie" gehörten. Menschen aus der Nachbarschaft, Bekannte, weitläufigere Verwandte konnten über längere oder kürzere Zeiträume wichtiger für die Existenzsicherung sein, unter ihnen konnten verbindlichere Austauschbeziehungen bestehen als unter Familien- oder Haushaltsangehörigen.

Wichtige Austauschbeziehungen bestanden, wie aus den Erzählungen hervorgeht, in den Nachbarschaften. Was ausgetauscht wurde, hing damit zusammen, was vorhanden war, welcher gesellschaftlichen Schicht die Nachbarn angehörten, ob es Männer oder Frauen, Kinder oder Erwachsene waren. Bauersfamilien unterstützten sich gegenseitig durch Hilfe in Arbeitsstoßzeiten, bei Krankheitsfällen, durch das Ausleihen von Maschinen, durch Ratschlä-

ge, sie trafen sich nach Feierabend zum Reden, Kartenspielen, Handarbeiten, die Frauen betreuten einander gegenseitig kleine Kinder. Wohlhabendere und weniger Wohlhabende tauschten Geld oder Naturalien gegen Arbeit, in Notzeiten auch Essen gegen Dankbarkeit/Ansehen, gesammelte Beeren gegen ein Huhn. Ärmere tauschten das, was sie an Lebensmitteln hatten, untereinander, schenkten es sich in Notfällen, in der Erwartung selbst so behandelt zu werden, wenn es nötig sein würde, sie gaben sich Hinweise in Bezug auf Arbeitsplätze, billige Einkaufsmöglichkeiten, sie vermittelten sich Arbeitsplätze.

Dieser Austausch floß unter Menschen im Dorf, in den Nachbarschaften, innerhalb von Verwandtschaften (wobei Verwandtschaft sehr weitläufig, sowohl über die weibliche als auch über die männliche Linie definiert war¹³). Es bestanden Verbindungen und Austauschbeziehungen mit Menschen, Familien, Verwandtschaften in der Stadt, in anderen Dörfern, auch in anderen Ländern.

Den kulturellen Mustern des Austauschs, der Gegenseitigkeit folgend, bildete sich ein Geflecht der gegenseitigen Verpflichtetheit, eine Verbindlichkeit, die den Menschen Sicherheit bot. Diese Art der Absicherung erfolgte durch die Einhaltung von Regeln der Verbindlichkeit unter Menschen (und durch die "moralische" Kontrolle dieser Einhaltung), einer Verbindlichkeit, die über die (unvorhersehbaren) Wechselfälle des Lebens half. Die Herstellung dieser Beziehungen, Verbindlichkeiten und Austauschströme folgte kulturellen Traditionen/Gewohnheiten, die im Verlauf dieses Buches genauer erläutert werden.

An welchen Mustern, kulturellen Gewohnheiten und herrschaftlich verfügbaren Regeln orientierten sich zentrale Beziehungen der Existenzsicherung von Menschen in Axams in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts?

Die auch in Axams bestehende (und gesetzlich festgeschriebene) Praxis, daß einzelne Söhne den Großteil des familiären Besitzes erben, und die übrigen Geschwister zu "Weicheten" bzw. zu abhängigen, besitzlosen DienstbotInnen wurden, bewirkte spezifische familiär/verwandtschaftliche Beziehungs- und Konfliktmuster.

Die Wirtschaft der Höfe führten im "Idealfall" (der lokal anerkannten Norm entsprechend) in zentraler Position besitzender Bauer und eingeheiratete Bäuerin. Sie bekamen Kinder. Diese Kinder waren selbstverständliche Arbeitskräfte für den bäuerlichen Haushalt. Ein Sohn wurde als Hoferbe erzogen. Dennoch hatten zunächst auch die anderen Söhne und Töchter den Status von Kindern eines besitzenden Bauern. War der Hof wohlhabend, so wurden die Töchter dafür erzogen und (etwa durch die Produktion von Aussteuer und Mitgift) darauf vorbereitet, wiederum an wohlhabenderen Höfen als Bäuerinnen einzuheiraten. Viele Geschwister blieben aber als ledige DienstbotInnen am Hof und wurden als selbstverständliche Arbeitskräfte in Anspruch genommen. Heiratete eine neue Bäuerin (oder wie in Liesls Herkunftsfamilie ein neuer Bauer) ein, so ging damit eine Deklassierung der nichterbenden Kinder der Hofbesitzer zu abhängigen DienstbotInnen einher, die sich diese in der Praxis des 20. Jahrhunderts oft nicht widerspruchslos gefallen ließen. Diese Konstellation schuf Konfliktfelder zwischen dem Erben und seinen Geschwistern, (eventuell auch zwi-

¹³Name und Besitz wurden (und werden zu einem großen Teil) in Tirol zwar patrilinear weitergegeben, also über die väterliche Linie. Verwandtschaft bestand/besteht jedoch auch mit der mütterlichen Linie. Verwandt war man mit Eltern, Geschwistern, Großeltern, Onkeln, Tanten, Großonkeln, Großtanten (und sogar noch deren "angeheirateter" Verwandtschaft) mütterlicherseits und väterlicherseits, mit den Kindern, dem Ehepartner und dessen Verwandtschaft. Der Vater wurde oft als "Tata" angesprochen, die Mutter als "Mama" oder "Muattar". Der Großvater väterlicher- und mütterlicherseits war der "Nen". Paten waren "Gouta" oder "Geita". Die Schwester der Großmutter war die "Basl", ihr Bruder der "Vetter". Onkel und Tante waren, wie jetzt auch, Onkel und Tante bzw. "Tant".

schen dem Erben und seinen Eltern), zwischen der eingeheirateten Bäuerin und ihren Schwägern und Schwägerinnen, sowie zwischen der eingeheirateten Bäuerin und ihrer Schwiegermutter.

Die Schwiegermutter hatte selbst einmal eingeheiratet, besaß den Hof nicht, hatte zunächst am Hof wenig zu sagen und befand sich in einer fremden Familie/Verwandtschaft. Sie mußte sich ihr Ansehen, ihren Einfluß, ihre Macht als Bäuerin erst erarbeiten bzw. in den genannten Konfliktfeldern erkämpfen. Die Schwiegermutter wiederum war aufgefordert, mit der Einheirat einer neuen Bäuerin ihre hart errungene Position allmählich aufzugeben.

Die Konflikte wurden häufig in Form gegenseitiger Schuldzuweisungen ausgetragen. Der jungen Bäuerin wurde oft vermittelt, sie würde alles falsch, also nicht den Maßstäben der Schwiegermutter bzw. der Familie, in die sie eingeheiratet hatte, entsprechend, machen. Sie fühlte sich dadurch verunsichert und, besonders wenn ihre Herkunftsfamilie weiter weg wohnte, allein und ausgeliefert.

Ein weiteres Konfliktfeld ergab sich daraus, daß Eltern, Mutter oder Vater, und die einzelnen Kinder eine "Erpolitik" gegeneinander betrieben. Bei solchen Erbkonflikten arbeiteten die Beteiligten wiederum mit Schuldzuweisungen. Sie bestätigten und verstärkten ihre Sichtweise, indem sie ihre Version der Geschichte mit verschiedenen Menschen besprachen, mit Menschen die ihnen "Recht gaben" und sich womöglich erhofften, daß der Konflikt ihnen materielle Vorteile bringen möge. Das Verhalten der jeweiligen "Gegner" wurde als "schlecht" (böse, ungerecht) qualifiziert, das eigene Verhalten als gerechtfertigt und "gut".

Bei weitem nicht alle Familien verfügten über einen Hof, oder über einen Hof, der groß genug war, um die Existenz der Menschen zu sichern. In diesen Fällen ergab sich die Existenzsicherung aus vielen verschiedenen Tätigkeiten, Erwerbsarbeiten der Familienmitglieder oder Haushaltsmitglieder. Da es nicht viel zu erben gab, ging es weniger um Strategien der Zukunftssicherung, als um das alltägliche Überleben.

Für viele Menschen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Axams war es erstrebenswert, HofbesitzerIn oder Ehefrau/mann eines Hofbesitzers durch Erbe, Kauf, Heirat zu sein oder zu werden. Besitz bot ein gewisses Ausmaß an Sicherheit, wenn diese Sicherheit auch tagtäglich hart erarbeitet werden mußte und in vielen Fällen keinen Bestand hatte.

Die Aufteilung des Besitzes in der nächsten Generation war, entgegen dem Idealtypus des in einer Familie über Generationen vererbten und damit für die Familie gesicherten Besitzes, in der Realität ständig neu zu verhandeln. Häufig gab es keine Erben, sodaß etwa Kinder von Verwandten zu Erben erzogen wurden. Höfe waren verschuldet und mußten verkauft werden. Höfe wurden vertrunken und verspielt. Eltern und Kinder betrieben "Erpolitik", sodaß von vornherein nicht festgelegt war, wer Erbe sein würde.

Für Axams am Anfang dieses Jahrhunderts ist festzuhalten, daß die (der Formulierung der bürgerlichen Familiennorm vorausgehende) Festschreibung und Durchsetzung des männlichen Besitzes der Haushalte eine spezifische Form von Familie/Verwandtschaft und familiär/verwandtschaftlicher Verbindlichkeit bedingte. Diese Verbindlichkeit und die in ihr angelegten Konflikte entsprachen der bürgerlichen Familiennorm keineswegs, bereiteten aber vor, daß viele Menschen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts versuchten (wiederum relativ erfolglos) diese Norm einzulösen. Die angesprochene Erb- und Familienform legte eine tendenzielle Auflösung der Verbindlichkeit unter Geschwistern und unter Eltern und erwachsenen Kindern nahe und lenkte die Bemühungen um die Existenzsicherung auf die Beziehung von Ehepaar und unverheirateten Kindern.

Welche waren die verlässlichsten Austauschbeziehungen zur gemeinsamen Existenzsicherung?

Aus den Interviews ergibt sich, daß die Beziehung von Eltern und Kindern zur Gewährleistung der täglichen Existenzsicherung sehr verbindlich war. Eine ähnliche Verlässlichkeit bieten teilweise, trotz der dargestellten Konfliktfelder, Beziehungen unter erwachsenen Geschwistern.

Die Konflikte, die durch das Erben unter Geschwistern entstanden (die mit den gesetzlich vorgegebenen Erbbestimmungen und damit zusammenhängenden Heiratsmustern zusammenhängen) sorgten dafür, daß sich viele Menschen von der ehelichen Gemeinschaft mit Kindern ihre hauptsächlichliche Absicherung erwarteten und in diesem Kontext an der gemeinsamen Absicherung arbeiteten, wenn das in der Realität auch mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Die Beziehungen von Eheleuten waren keineswegs verlässlich in dem Sinne, daß zur Sicherung der gemeinsamen Existenz "an einem Strang gezogen" wurde. Ein großer Teil der Interviewpartnerinnen erzählte, daß sie und/oder ihre Mütter von den Ehemännern im Bemühen um die tägliche Existenz der Familie/Verwandtschaft überhaupt oder zeitweise allein gelassen wurden, bzw. daß die Frauen den Großteil der Verantwortung übernahmen. Kulturell bestand die Erwartung, daß Ehepaare zusammenhalten sollen. In der Realität waren viele Frauen verlässlicher und bauten mehr auf die Hilfe/Verbindung mit Kindern, Geschwistern, Eltern, Nachbarn, als mit ihren Ehemännern.

Das gemeinsame Bemühen des Ehepaars war dann relativ verlässlich, wenn ein Hof, ein Besitz, eine wohlhabendere gemeinsame Wirtschaft vorhanden war, wie etwa im Fall der Eltern von Liesl. War der Besitz klein oder war kein Besitz vorhanden, so waren es vornehmlich die Frauen, die unablässig und in verschiedenen Lebenslagen mit Hilfe anderer Menschen verlässlich an der gemeinsamen Existenzsicherung arbeiteten. Das von der kulturellen Norm verlangte Bemühen des Ehepaars reduzierte sich in der Realität häufig auf das Bemühen der Frau/der Mutter, die dabei über ihre Kinder verfügte, und die Austauschbeziehungen mit Verwandten, NachbarInnen, Bekannten pflegte. Die Töchter wurden dabei von den Müttern selbstverständlicher herangezogen als die Söhne, sodaß die "Beständigkeit der Frauen im Existenzkampf" unter anderem auch als Ergebnis eines Sozialisationsprozesses unter Müttern und Töchtern verstanden werden kann.

Die existentielle Verbindung von erwachsenen Kindern mit ihren Eltern blieb meistens bis zum Tod der Eltern bestehen. Eltern wohnten bis zu ihrem Tod bei ihren Kindern, arbeiteten bei ihnen mit, wurden von ihnen versorgt, sogar dann, wenn die Beziehungen als konfliktreich geschildert werden. Die konkrete, tagtägliche Pflege und Betreuung gebrechlicher Eltern und Schwiegereltern übernahmen wiederum hauptsächlich Töchter und Schwiegertöchter.

Was veränderte sich in den Beziehungen der Existenzsicherung unter Eltern und Kindern durch die "Verbreitung" und "Rezeption" der bürgerlichen Familiennorm in Axams im 20. Jahrhundert?

Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts wurden Kinder noch dazu erzogen, das vierte Gebot zu befolgen, ihren Eltern absolut zu gehorchen. Ein Großteil der Familien/Verwandtschaften war damit beschäftigt, die tagtägliche Existenz zu sichern, wozu die Kinder beizutragen hatten.

Die verlässlichsten und engsten Beziehungen der Existenzsicherung waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die zwischen Eltern, insbesondere Müttern und Kindern oder zwischen Töchtern und Eltern. Oft waren aber Beziehungen zwischen Geschwistern, Onkel/Tanten und Neffen/Nichten, Großeltern und Enkeln, NachbarInnen genauso wichtig oder wichtiger.

Seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wurde es immer selbstverständlicher, daß Kinder immer weniger in die gemeinsame Existenzsicherung und immer mehr in das "Aufbauen einer eigenen Zukunft" investierten. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts betrachteten Eltern/Ältere die Kinder immer weniger als selbstverständliche Arbeitskräfte für Familie und Haushalt. Die Eltern bemühten sich immer mehr um die existentielle Absicherung ihrer Kinder in der Zukunft. Sie ermöglichten ihnen Ausbildungen, sparten Geld für sie, unterstützten sie beim Hausbau. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde die Beziehung der Eltern, besonders die der Mütter, zu den Kindern "verlässlicher" als umgekehrt die Beziehung der Kinder zu den Eltern.

Die Kindheit zu Beginn und das Alter gegen Ende des 20. Jahrhunderts

Die Kindheit:

Über Jahrhunderte hinweg betrieben weltliche und kirchliche Herrschaften über Gesetzgebung, Rechtsprechung, über eine "moralische" Erziehung (Beichte, Schule) und über Fürsorgepolitik eine Politik der "Disziplinierung der Familie", um die "Familie" zur "materiellen Basis" des Staates zu machen. Die Norm entwarf einen Zustand der "Legitimität". Zum einen war das "Legitime" (nach herrschaftlichen Regeln Geordnete) kontrollierbarer, zum anderen konnte das "Illegitime" (als mit dem Makel von Schuld Behaftetes) umso mehr ausgebeutet werden. Als "Legitimes" wurden etwa die ordnungsgemäß (kirchlich und/oder staatlich) hergestellte Ehe und die aus dieser Ehe entstammenden Kinder festgeschrieben.

Die Menschen in Axams in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts versuchten diese Norm zu erfüllen. Die Nichterfüllung war mit Schuld- und Schamgefühlen belegt, es entstand den Menschen, insbesondere den Frauen viel Leid daraus durch gesellschaftliche Ächtung (moralische Ausgrenzung) und ökonomische Ausbeutbarkeit ("materielle" Vereinnahmung). Die Norm, daß die Kinder bei ihren leiblichen Eltern leben und aufwachsen sollten, war in den Köpfen und Gefühlen der Menschen weniger durchgesetzt.

Viele Menschen nahmen Pflegekinder an, deren Eltern verstorben waren oder deren Mütter als DienstbotInnen in fremden Betrieben und Haushalten arbeiten mußten. Kinder wuchsen oft aus denselben Gründen, oder auch damit die Großeltern nicht alleine waren, bei ihren Großeltern (auch bei Tanten und Onkeln) auf. Kinder waren für einige Jahre "ausgestattet", da ihre Eltern erwerbstätig waren. Eltern gaben ein Kind zu Verwandten, die keine Erben hatten, sodaß das Kind als Erbe erzogen wurde.

Die InterviewpartnerInnen beschreiben sich selbst in ihrer Kindheit im Vergleich zu den heutigen Kindern als sehr gehorsam und "unwissend" in dem Sinne, daß ihnen nicht die heutigen Informationsquellen zur Verfügung standen, daß sie das glaubten und wußten, was sie in ihrer dörflichen Welt hörten und lernten.

Die Interviewpartner erzählten von Lausbubenstreichen, über die heute noch gelacht wird. Dabei ging es um die Herausforderung von Autoritäten. Dieses Streiche Spielen wird grammatikalisch durch aktive Verben, wie "tickn", "tratzn", "zeckn", "klopfn giahn" (an die

Fenster von Häusern klopfen), "pumpfern" (ebenfalls an Fenster klopfen) ausgedrückt. Insbesondere Erwachsenen, die als besonders reizbar bekannt waren, wurden Streiche gespielt. Man klopfte an ihre Fenster, beschmierte die Haustürschnallen mit Schmutz ("die Schnolln dreckign") oder urinierte in ihre Hausgänge. Manche Buben wehrten sich auch gegen Lehrer. *Ein Schüler biß dem Lehrer in die Wade, als der Lehrer ihn mit einem Stock auf dem Hintern schlug (I.5, K.2a)*. Menschen, die etwa aufgrund von Behinderungen oder Sonderlichkeiten auffielen, "schrie man nach", bis sie einen wutentbrannt verfolgten.

Diese Geschichten weisen darauf hin, daß die Menschen (in diesem Zusammenhang besonders die Buben bzw. die Männer) in "ritualisierter" Weise (Fasching, Lausbubenstreiche, Feste mit Alkoholgenuß) aus den strengen Autoritätsbeziehungen ausbrachen, Autoritäten lächerlich machten. Die "Ritualisiertheit" dieses Verhaltens geht daraus hervor, daß es Mustern folgte, die sich in verschiedenen Generationen wiederholten, und/oder daß es in den Erzählungen bestimmten Mustern folgend (meist humorvoll) beschrieben wurde.

Die Kinder schuldeten ihren Eltern bzw. den Erwachsenen absoluten Gehorsam. Dies wurde ihnen anhand des vierten Gebotes ("Du sollst Vater und Mutter ehren") von klein an beigebracht. Die Eltern/Erwachsenen brauchten die Kinder als Arbeitskräfte zur gemeinsamen Existenzsicherung, sie verfügten über ihre Kinder als Arbeitskräfte. Sie hielten sie von klein an zur Mitarbeit an, sie besorgten Arbeitsstellen für sie.

Sepp, zweitältester Sohn einer besser gestellten Bauernfamilie, mußte mit neun Jahren mähen lernen. Nach der Schule mußte er am Hof arbeiten. Sein Vater kontrollierte seine Arbeit noch, als er schon ein erwachsener Mann mit Frau und Kindern, und als der Hof bereits an ihn übergeben war (in den 60er/70er Jahren). Er erzählte, daß der Vater die absolute Autoritätsperson war, die man sich kaum auf etwas anzusprechen traute. Wenn man etwas brauchte, ging man zur Mutter. Man hatte Angst vor dem Vater (obwohl er physisch nicht gewalttätig war). Als junger Mann spielte Sepp in Tanzkapellen mit, weil er gern musizierte, und weil ihm das etwas Geld zur freien Verfügung einbrachte. Auch wenn er nachts unterwegs war, wurde er am nächsten Morgen zeitig vom Vater geweckt und bei der Arbeit am Hof eingesetzt. Einen Widerspruch gab es nicht (I.5, K.1a).

Agnes, einziges Kind einer Bauernfamilie und damit Hoferbin, mußte schon früh mit ihrem Vater täglich nach der Schule am Feld arbeiten. Auch bei ihr gab es keinen Widerspruch. Als Jugendliche durfte sie nicht ausgehen, tat es aber heimlich (diese Geschichte wurde in ähnlicher Weise erzählt, wie die "Lausbubenstreiche"). Sie selbst erzog ihre beiden Söhne ebenfalls streng. Sie sieht, daß ihr Enkel weniger streng erzogen wird (I.9, K.1a).

Luisa war die Tochter einer Bauernfamilie in Omes. Sie hatte drei Brüder. Am Hof lebten und arbeiteten mehrere ledige Tanten, Onkel und Großonkel, die sehr religiös waren. Sie wäre nie auf die Idee gekommen, sich den Eltern zu widersetzen. Es gab kein "Nein". Vor allem ihr Vater war streng. Als der Vater gestorben war, wurde auch ihre Mutter streng, da sie nicht wollte, daß Luisa einen Mann kennenlernen und sie verlassen würde. Luisa heiratete einen Bauern in Axams und bekam drei Töchter. Ihr Mann starb früh. Sie führte den Hof weiter. Am Hof lebten Schwiegervater und Schwiegermutter. Als erwachsene Frau, Mutter und Bäuerin (60er/70er/80er Jahre) war es für sie noch selbstverständlich, dem Schwiegervater zu "folgen" (gehorschen), auch wenn das oft sehr schwierig war. Der Schwiegervater bestimmte, welche Feldarbeiten zu erledigen waren, obwohl sie diese Arbeiten hauptsächlich machte. Ihre Töchter wundern sich heute noch darüber, daß sie sich das gefallen ließ (I.15, K.2a,b).

Viele Frauen in Axams in Luisas Generation sind aufgrund ihrer Lebenserfahrung davon überzeugt, daß es besser ist, Konflikten auszuweichen und sich den Älteren zu fügen, um den Frieden in der Familie zu wahren. Die Frauen "schluckn" (schlucken), "sein liabar stilla" (sind lieber still, anstatt zurückzureden oder sich zu wehren), "folgn" (gehorschen) und versuchen diplomatisch zu erreichen, was ihnen richtig erscheint.

Mali berichtete von der Gewalttätigkeit ihres Vaters, und davon, daß es in so einer Situation schwierig sei, das vierte Gebot zu befolgen (I.1, K.1a,b).

Das Verhalten des Vaters widersprach dem Verhalten, das von Eltern erwartet wurde, um Anspruch auf den Gehorsam der Kinder zu haben: nämlich ihr Bestes für die Existenzsicherung der Familie zu geben. Mali lehnte ihren Vater daher ab. Daß es aber für Kinder im Dorf dennoch problematisch war, die Autorität des Vaters zu mißachten, zeigt sich darin, daß Mali in ihrer Erzählung die (ohnehin selten vorkommende) Mißachtung des Vierten Gebotes durch ausführliche Beschreibungen des gewalttätigen, ungerechten, trinkenden, egoistischen Vaters rechtfertigt.

Der mit Hilfe des Vierten Gebotes den Kindern/Jüngeren abverlangte Gehorsam bzw. Respekt bewirkte, daß Kinder sich den an sie gestellten Arbeitsanforderungen kaum entziehen konnten. Sie arbeiteten mit ihren Eltern und lernten dabei von ihnen. Von den Eltern wurde erwartet, daß sie die Verantwortung für die Existenz der Familie übernahmen.

Das Gehorsamsgebot bezog sich außerdem darauf, daß Eltern über die Beziehungen ihrer Kinder, besonders der Töchter, zum anderen Geschlecht bestimmen konnten. Eltern versuchten insbesondere zu verhindern, daß die Töchter sexuelle Beziehungen hatten, bevor sie verheiratet waren. Die Kontrolle war strenger, wenn die Töchter bei den Eltern lebten, wenn sie Hoferbinnen waren oder aufgrund ihrer familiären Herkunft gute Möglichkeiten hatten in einen wohlhabenderen Hof einzuheliraten.

Das Alter:

Das Leben der älteren Menschen heutzutage gestaltet sich anders, als dies früher der Fall war. Ein großer Teil der InterviewpartnerInnen lebte mit ihren Eltern in einem Haushalt zusammen, bis diese starben. Sie selbst leben jedoch teilweise in eigenen Haushalten, wenn auch in der Nähe ihrer Kinder und Verwandten (etwa im selben Haus).

Für sie war es selbstverständlich, ihre Eltern im Alter zu versorgen. Man bekam unter anderem deshalb Kinder, um im Alter versorgt zu sein¹⁴.

Meine InterviewpartnerInnen selbst beziehen Pensionen. Der Staat übernimmt insofern einen Teil der "Schuldigkeit" der Kinder, die dadurch "freier" sind, ihre eigene Existenz aufzubauen und wiederum ihre "Schuldigkeit" im Zusammenhang von Staat und Ökonomie effektiver zu erfüllen.

Die finanzielle Unabhängigkeit, die die staatliche Pension bringt, schätzen die Männer und Frauen. Zum Teil unterstützen sie damit wiederum ihre Kinder, zum Teil "kommerzialisieren" sich das Verhältnis zu den Kindern, indem diese von den Eltern für Hilfeleistungen bezahlt werden ("Dienstleistungsgesellschaft"). Häufig wird das Geld, über das alte Menschen durch ihre Pensionen verfügen, von Kindern und Enkeln sozusagen in das eigene Budget eingepflanzt.

¹⁴Ihre Kinderlosigkeit war ein Grund dafür, daß das Alter für ledige DienstbotInnen besonders schlimm war. Sie hatten oft niemanden, der/die sich für sie verantwortlich fühlte, und mußten abwechselnd von den Bauern oder in Altersheimen versorgt werden.

Mit ihrem Geld führen vor allem die Frauen eigene Haushalte, sie treffen sich im Gasthaus zum Kaffee Trinken, sie reisen. Diese Unabhängigkeit ist bei manchen Frauen aber auch mit Angst vor Einsamkeit und Hilflosigkeit verbunden, insbesondere wenn das Verhältnis zu den Kindern nicht so gut ist.

Laut Statistik waren im Jahr 1991 in Tirol 25,1% aller Haushalte Einpersonenhaushalte. Ein großer Teil dieser Einpersonenhaushalte besteht aus Frauen im Alter von über 60 Jahren nämlich 62,2% der 13,5% alleinlebender Frauen (Schweighofer 1995, S. 11 und 33). Von meinen 13 Interviewpartnerinnen sind elf Witwen. Sieben von ihnen leben in eigenen Haushalten, alle im selben Haus wie oder in der Nachbarschaft zu ihren Kindern.

Zwei von ihnen waren zum Zeitpunkt der Interviews über 90 Jahre alt (beide sind inzwischen verstorben). Diese beiden lebten bei ihren Kindern.

Keiner meiner fünf Interviewpartner ist verwitwet. Die Interviewpartner wohnen mit ihren Frauen, einer mit Kindern, in einem Haushalt. Auch die Männer wohnen, so sie welche haben, in Nachbarschaft zu oder im selben Haus wie ihre Kinder.

Ein Unterschied zwischen Frauen und Männern in der Pension besteht zunächst, augenfälligerweise sowohl statistisch erfaßt als auch aus der Forschung in Axams ersichtlich, darin, daß Frauen im statistischen Durchschnitt länger leben als Männer. Weiters führen Frauen so lange wie möglich eigene Haushalte, während Männer von ihren Frauen versorgt werden oder ins Altersheim gehen. Frauen genießen ihre Unabhängigkeit, nachdem sie ihr Leben lang für andere da sein mußten, sie wollen aber auch niemandem zu Last fallen (Schweighofer 1995, S. 33).

Die Pensionierung stellt sowohl für Frauen als auch für Männer in der Gegenwart in Axams, nach den Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen, einen eigenen Lebensabschnitt dar, wenn dieser auch für Frauen aufgrund ihrer zahlreichen Verpflichtungen und Einbindungen oft später beginnt als für Männer.

Verschuldung und Schuld

Aus den Interviews und aus der Literatur zu Tirol im 19. und 20. Jahrhundert ergibt sich, daß sehr viele Menschen, Familien, Haushalte in wirtschaftlicher Hinsicht verschuldet waren, und daß Menschen dazu erzogen wurden, sich moralisch schuldig zu fühlen.

Schuld spielt sowohl im Zusammenhang der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" eine Rolle, als auch im Zusammenhang herrschaftlicher Vernetzung, allerdings in verschiedener Weise.

In der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" bestand "Schuldigkeit" in der Verpflichtung zur Gegenseitigkeit des Austauschs und in der (in christlichem Denken als "Barmherzigkeit" formulierten) Verpflichtung Wohlhabenderer, Ärmere zu unterstützen.

Die Schuld oder Verschuldung in herrschaftlichen Vernetzungen hingegen meint das Prinzip, Menschen durch Abhängigkeiten (etwa weil sie keinen Besitz als Existenzgrundlage hatten; oder weil sie einen Besitz hatten, der versteuert werden mußte oder verschuldet war; weil sie durch mit "moralischen" Normen erzeugter gesellschaftlicher Ächtung in existentielle Not gestürzt wurden) ausbeutbar zu machen.

Wie war die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" mit herrschaftlichen Vernetzungen verbunden?

Austauschbeziehungen folgten Mustern und Formen, die die Menschen von klein an lernten, nach denen sie sich ganz selbstverständlich verhielten. Menschen erwarteten, daß auch an-

dere sich daran hielten. Das ermöglichte das Überleben von Menschen auch in schlimmsten Notzeiten und bildete eine "Ausfallhaftung" für durch politische und ökonomische Herrschaft produzierte Not. Wenn etwa infolge von Kriegen Menschen gestorben, Häuser, Höfe, Ernten, Geräte zerstört und menschliche Verbindungen zerrissen waren, so floß immer noch dieser Austauschstrom, der die Menschen über die schlimmsten Zeiten hinwegbrachte, und der herrschaftspolitisch meist sofort wieder ideologisiert und benutzt wurde (vgl. Tschugg 1995, S.79 ff.). Dabei wurden und werden das Geflecht der Haushalte und die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" beständig mit Ökonomie vernetzt bzw. in Ökonomie transformiert.

Das (gerade auch im christlichen Denken kultivierte) Schuldprinzip unterstellt, daß sich das Geflecht der Haushalte der herrschaftlichen Ökonomie und der Politik schulden würde: den Gesetzen, der übergeordneten Verwaltung, dem "Gemeinwesen". Unabhängigkeit oder Selbständigkeit im lokalen Rahmen wurde und wird als "Gefahr" betrachtet. Der Gefahr wird ein zukünftig zu erreichender sicherer oder sogar perfekter Zustand gegenübergestellt, für dessen Erreichung in der Gegenwart Opfer zu bringen wären. Diese Opfer wäre man der Zukunft, der Sicherheit, den Kindern, einem besseren Leben schuldig.

Die Erziehung der Menschen dazu, Schuld, Scham und Peinlichkeit (individuell) zu empfinden, sich zu genieren, in Verbindung mit Existenzängsten, macht Menschen für solches Denken "empfindlich", erzeugt die Hoffnung, für gegenwärtiges "Wohlverhalten", für die Einhaltung oder Einlösung aufgestellter Normen, belohnt zu werden. An dieser Stelle greifen ökonomisch/politisch hergestellte Verschuldung und die Erziehung zu individuellen Schuldgefühlen ineinander.

Wie wurde/wird im Dorf über Schuld gesprochen?

Im Dorf wird Schuld/Scham häufig mit dem Verb "genieren" ausgedrückt. Auch das Verb "schämen" ist gebräuchlich, etwa in Wendungen wie: "Schamsch di nit!?" ("Schämst du dich nicht!"). Eine weitere Formulierung von Scham ist: "Isch mir des z bleid gwesn." ("Das war mir zu blöd", im Sinne von, es war mir peinlich). In moralische Schuld zu geraten, wird als "sündigen" bezeichnet, etwa: "Tua di nit versündign." ("Versündige dich nicht."). Schuld/Scham kommen grammatikalisch in Form von aktiven Verben vor. Es wird auf einen dynamischen Zustand des sich Fühlens Bezug genommen, nicht so sehr auf einen feststehenden Gefühlsgegenstand.

"Die Sünde" in Subjektform, eine gegenständliche Vorstellung von Sünde, wurde den Menschen in Schule und Kirche beigebracht. Es klingt aber etwas "gestelzt" oder "eingelernt", wenn solche Substantive in dörflichen Gesprächen oder Erzählungen vorkommen.

Wie findet sich das Thema von ökonomischer und "moralischer" Schuld beispielsweise in den beschriebenen Interviews?

Frieda schämte sich zeitlebens für die erfolglosen Unternehmungen ihrer Eltern. Die Tilgung dieser "Schuld" bildete eine wichtige Motivation für ihr Streben nach einem gesellschaftlichen Aufstieg, dafür, daß sie ein Haus bauen wollte. Das neu gebaute Haus tilgte den Makel des abgebrannten Hauses. *So erzählte sie etwa, daß ein naher Verwandter sie erst wieder anerkannte, nachdem es ihr gelungen war, das Haus zu bauen.* Für den Hausbau nahm sie Geldschulden auf sich, die ihr ein jahrelanges, hartes Arbeiten, ohne Rücksicht auf sich selbst, abverlangten. Sie mußte einfach "funktionieren" (I.2, K.4b, 5a, 6a).

Malis Mutter hatte große Schwierigkeiten das Geld aufzubringen, das zur Bezahlung von Steuern nötig war. Der Hof ermöglichte es zwar, die für die Familie allernötigsten Nahrungsmittel durch harte Arbeit herzustellen. Um Steuern, die man dem Staat schuldig war,

zu bezahlen, mußte die Mutter aber Eier und Beeren verkaufen, Dinge, die man lieber selber gegessen hätte. Man war dem Staat etwas schuldig, ohne dafür irgend etwas zurückzubekommen. Die Familie kämpfte ständig mit Schulden, es bestand oft die Gefahr, den Hof zu verlieren. Es wäre wesentlich einfacher gewesen, wenn der Vater "sein Geld" für den Haushalt verwendet hätte. Obwohl er das nicht tat und Frau und Kinder mißhandelte, kam es vor, daß, als die Kinder sich einmal gegen den Vater wehrten, eine vorbeikommende Nachbarin meinte, die Kinder sollten sich schämen, ihren Vater zu schlagen. Über das vierte Gebot schuldeten die Kinder den Erwachsenen absoluten Gehorsam (I.1, K.1a, b, 2a).

Annemarie schämte sich, als sie ein lediges Kind bekam. Daher fuhr sie nicht mit dem Bus zur Klinik, sie ging zu Fuß. Wegen des Schuldgefühls für die Nichterfüllung einer Norm (der Norm der "Legitimität") riskierte sie Gesundheit und Leben (I.3, K.2a)

Liesl erzählte ausführlich über die Verschuldung des Hofes ihres Vaters. Sie konnte deshalb keine Haushaltungsschule besuchen und mußte auf einen Teil ihres Erbes verzichten.

Als sie den Hof ihrer Schwester verließ, um anderswo zu arbeiten, versuchte ihre Schwester, ihr Schuldgefühle zu machen und sie damit als billige Arbeitskraft am Hof zu halten, indem sie sagte, sie würde genauso, wie andere Frauen, die in Dienst gingen, mit einem ledigen Kind nach Hause zurückkommen (I.16, K.1a).

Wie veränderten sich Schulbeziehungen im 20. Jahrhundert in Axams?

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts waren Menschen der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung", der Familie, der elterlichen Autorität, den lokalen Austauschgeflechten gegenüber verpflichtet. Sie schuldeten diesen Zusammenhängen ihre Anteilnahme. Damit sicherten sie sich aber auch die Unterstützung der Menschen, die in den Austauschgeflechten verbunden waren. Diese Austauschgeflechte unterschieden sich von den herrschaftlichen Vernetzungen unter anderem durch ihre Überschaubarkeit im lokalen Rahmen.

Gleichzeitig schuldeten die Menschen, die Familien, die Haushalte die Befolgung herrschender Normen und Gesetze, sie schuldeten politischen und ökonomischen Herrschaften Steuern, Zölle, Hypotheken, Kriegsdienst, Arbeitszeit-Lebenszeit, um in den "politischen Gebilden" existieren zu dürfen. Als ein Argument für den Erfolg des Nationalsozialismus in der bäuerlichen Bevölkerung wird dementsprechend die Entschuldung der Höfe angeführt.

Neue Vernetzungsweisen ("Industriegesellschaft", "Dienstleistungsgesellschaft", "Informationsgesellschaft") machten eine Einbindung von Menschen in die entsprechenden Produktions- und Austauschformen erforderlich und ein Herauslösen der Menschen (das heißt eine Änderung ihrer wesentlichen Lebensorientierung), zunächst vor allem der Männer, aus den lokalen Geflechten der Haushalte, Familien, Verwandtschaften. Dieses "Abziehen" gestaltete sich in der Form, daß immer mehr Menschen die Haushalte als "Ausgangsbasis" für ihre Position und ihren "Aufstieg" in den Vernetzungen verwendeten.

Diese "Entwicklung" schlägt sich in den Erzählungen der Interviewpartnerinnen in der Form nieder, daß sie versuchten, ihren Kindern möglichst gute Ausbildungen zu ermöglichen, daß sie sie nicht mehr so für die Haushalte, die familiäre Existenzsicherung in Anspruch nahmen, wie ihre Eltern es mit ihnen taten.

Trotz herrschaftlicher Vernetzungsbestrebungen besteht im Dorf bis in die Gegenwart eine lokale Verbundenheit, eine Orientierung auf den dörflichen Zusammenhalt, auf die Verwandtschaft, den "Clan", die Nachbarschaft (sowohl bei Frauen als auch bei Männern), die der herrschaftlichen Vernetzung teilweise widerspricht. Das drückt sich etwa darin aus, daß die Menschen für Arbeit und Karriere im allgemeinen nicht "mobil" werden, sondern viel-

mehr ihre Existenz im Rahmen der lokalen Möglichkeiten, mit Hilfe der lokalen Verbindungen aufbauen und gestalten.

Auf die "Schuld" in Form von "Scham" und "Ehre" im Zusammenhang mit den Beziehungen von Männern und Frauen im Dorf wird weiter unten genauer eingegangen.

4. Frauenarbeit und Austauschbeziehungen von Frauen im Dorf

Vorurteile zum Leben und Arbeiten von Frauen

In der feministischen Diskussion der 70er Jahre ging es unter anderem darum, zu zeigen, daß Frauen entgegen dem vom bürgerlichen Denken geprägten Bild von der "privaten, reproductiv tätigen Hausfrau" immer schon "produktiv" tätig waren. Ihre "Produktivität" bestand sowohl darin, daß Frauen an der Herstellung von und am Handel mit Waren beteiligt waren, als auch darin, daß ihre sogenannte reproduktive Tätigkeit Produktion überhaupt erst ermöglichte (vgl. z.B. Kuhn 1983, S. 34 ff.; Ketsch 1983, S. 80 ff.).

Das bürgerliche Familienmodell bezeichnet Frauen als "Hausfrauen" und Männer als "Familienernährer". Damit verbindet sich die Zuschreibung, Frauen gehörten in einen "privaten Bereich", Männer in die "Öffentlichkeit". Im "privaten Bereich" würden Männer von der Mutter oder Ehefrau versorgt.

Mit den Dichotomien Weiblichkeit-Männlichkeit, öffentlich-privat, Familie-Beruf/Staat sind auch Dichotomien wie die der Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung, Arbeitszeit-Freizeit verbunden. Die letzten beiden orientieren sich an Erfahrungen von Männern. Frauen arbeiteten zwar auch an verschiedenen Orten, verfügten aber kaum über Freizeit. Sie arbeiteten in "öffentlichen" und "privaten" Räumen, im Haushalt, in anderen Haushalten, Wirtschaften und Fabriken, im Haus, am Feld, im Wald und im Stall, im Laden und im Betrieb. Wie bereits ausgeführt, ging es weniger um die tatsächliche Umsetzung dieser Norm, als darum, Menschen/Frauen ausbeutbar zu machen, indem ihre Realität durch diese Norm "schuldig" (= abweichend vom Ideal) gesprochen wurde.¹⁵

Dieses Modell unterstellte, daß die Arbeit der Frauen, was immer sie auch taten, reproduktiv, privat, Hausfrauenarbeit wäre.

Frauen betrachteten sich, aus einer langen Tradition und Selbstverständlichkeit heraus, zuständig für die Erzeugung und Erarbeitung der existenzsichernden Lebensmittel. Neuzeitliche herrschende Politik und Ökonomie versuchten jedoch diese Zuständigkeit in die ihnen entsprechenden Austausch- und Ausbeutungsströme zu vereinnahmen und Frauen in ihren Zuständigkeiten zu vereinzeln.

In Axams in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, so geht aus den Erzählungen hervor, waren Frauen großteils dafür zuständig, für die "Befriedigung der Grundbedürfnisse der Menschen" zu sorgen (Essen, Kleidung, Wohnen), Kinder unter oft schwierigen Umständen zur Welt zu bringen und aufzuziehen und Geld zu diesem Zweck zu verdienen. Sie machten in diesem Zusammenhang an den Höfen und in den Betrieben ganz selbstverständlich soge-

¹⁵Seit den 50er/60er Jahren beeinflusste diese Norm das Denken vieler Frauen, sodaß sie ihre eigene Realität dieser Norm gemäß beschrieben. Frauen legten Wert darauf, sich als Hausfrauen bezeichnen zu können, und versuchten daher ihre Erwerbsarbeit in den Haushalt zu verlegen, indem sie etwa Zimmer vermieteten oder Heimarbeit machten. Oder sie nahmen Gelegenheitsarbeiten an, die dem Bild von der Hausfrau nicht widersprachen, wie etwa das Putzengehen.

nannte Männerarbeit.¹⁶ Sie schufen und pflegten die Geflechte des gegenseitigen Austauschs.

Die Sorge um das Füllen der leeren Mägen

Die Grundlage der Nahrung von Menschen in Tirol bildete traditionellerweise das Getreide. Bis vor etwa zwei Jahrzehnten kamen in vielen "traditionelleren" Haushalten in Axams fast täglich sogenannte "Mehlspeisen" auf den Tisch, wenn das Mehl auch meist nicht vom selbst angebauten Getreide stammte. Viele der älteren Menschen betonen, obwohl sich die Ernährung seit den 60er Jahren sehr verändert haben, am liebsten wäre ihnen immer noch "a Meahlspeis".

Alte Urbare zeigen, daß die Menschen in Tirol im Mittelalter Kühe, Schafe, Hühner und Gänse hatten (für Milch, Käse, Butter, Wolle, Eier); daß sie Roggen, Gerste, Hafer, etwas Hirse, Weizen und Dinkel anbauten; daß sie Bohnen, Linsen und Erbsen pflanzten, Rüben und Kraut. Mais kam erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts dazu, die Kartoffel seit dem 18. Jahrhundert (Stolz 1949, S. 284). Die entstehenden weltweiten Verflochtenheiten veränderten die Ernährung. Die Kartoffel ermöglichte das Überleben vieler Menschen während und nach den Kriegen in diesem Jahrhundert. Kartoffel und Mais sind Lebensmittel, ein "kultureller Import", aus der "Neuen Welt", die in Tirol angepflanzt werden konnten.

Nahrungsmittel, die nicht in genügendem Umfang in Tirol zu ernten waren, führte man bereits im 16. Jahrhundert aus verschiedenen Gebieten des jetzigen Europa ein. Nahrungsmittelimporte aus dem asiatischen Raum oder aus Übersee dienten aufgrund der hohen Transportkosten dem Luxuskonsum der Oberschichten, trieben aber nichtsdestotrotz das Rad der ökonomischen Vernetzung der Welt an.

Im spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Tirol konnte nicht genug Getreide angebaut werden, um die Versorgung der Bevölkerung damit zu gewährleisten. Getreide wurde etwa aus den östlicheren Teilen Österreichs und aus Bayern eingeführt, im 19. Jahrhundert hauptsächlich aus den USA und Ungarn (Mathis 1975, S. 53; Meixner 1993, S. 135). Die Einbindung in überregionale ökonomische Vernetzungen (etwa durch den Bergbau) bedeutete auch eine Einbindung in überregionale Nahrungsmittelaustausch und -ausbeutungsbeziehungen, einen allmählichen Verlust der Möglichkeit, von dem zu leben, was in überschaubaren, regionalen Verbindungen hergestellt und ausgetauscht werden konnte. Die teilweise Autarkie in Notzeiten war nun immer weniger Ausdruck eines regionalen kulturell-gesellschaftlichen Zusammenhangs, als vielmehr ein Notprogramm, wenn die überregionale staatlich-ökonomisch "geregelt" Vernetzung wieder einmal zusammengebrochen war und "Opfer" forderte.

Im 19. Jahrhundert wurde die Milchwirtschaft im Zusammenhang mit der zunehmenden Einbindung der Landwirtschaft in kapitalistisches Wirtschaften immer wichtiger (Meixner

¹⁶Die im folgenden beschriebenen Arbeiten von Frauen im Zusammenhang mit Ernährung und Kleidung umfassen alle Tätigkeiten und Orte an Höfen und in Betrieben. In Tirol besteht das Bild, die Arbeit im Stall und am Feld wäre Männerarbeit. Von den acht Gesprächspartnerinnen, die auf Bauernhöfen verheiratet waren, machten zwei die Stallarbeit, da ihre Männer erwerbstätig waren (sie machten sie aber auch, wenn die Männer "Zeit gehabt" hätten (I.1, 2); eine machte die Stallarbeit, da ihr Mann krank war (I.10); zwei machten die Stallarbeit, nachdem sie früh zu Witwen wurden (I. 9, 15); drei machten keine oder weniger Stallarbeit (I.14, 16, 17). Alle, bis auf eine, machten gleich viel wie oder mehr Feldarbeit als ihre Männer.

In einem Zeitungsartikel aus dem Jahr 1911, ist davon die Rede, daß eine Bäuerin im Stall beim Melken von einem Blitz gestreift wurde und die Magd vor Schreck umgefallen sei. Dieselbe Bäuerin sei ein Jahr vorher bei der Feldarbeit ebenfalls von einem Blitz gestreift worden (Tiroler Anzeiger Nr. 156/1911, S. 8).

1993, S. 135/36). Viele Bauern richteten ihre Höfe auf die Milchproduktion aus. In den Dörfern wurden Sennereien eingerichtet, an die die Bauern ihre Milch abliefern. In den Sennereien wurden Butter und Käse erzeugt. Die Sennereigenossenschaft in Axams gründeten Bauern im Jahr 1884 (Tiroler Bauernzeitung 1/2/1974, S. 12), 1902 gab es zwei Sennereien im Dorf (Leitner 1984, S. 154).

Bis ins 20. Jahrhundert versuchten Bauern, den Großteil dessen, was sie zum Leben brauchten, selbst herzustellen. Sie waren aber in einem Ausmaß in die Geldwirtschaft eingebunden, daß ein guter Teil ihrer Bemühungen in die Beschaffung von Geld floß. Sie waren darauf angewiesen, Geld zu beschaffen, um den Hof halten zu können.

Spätestens im 20. Jahrhundert wurden an den Höfen Nahrungsmittel zugekauft. Ernährung veränderten sich. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ging man zunehmend dazu über, Mehl einzukaufen und das angebaute Getreide für die Fütterung der Tiere zu verwenden.

Die Kartoffel trat im 19./20. Jahrhundert an die Seite des Getreides als Grundnahrungsmittel. In Axams war es sehr verbreitet, zu Mittag mit Mehl zu kochen und abends mit Kartoffeln. Mais setzte sich in Tirol als Grundnahrungsmittel nicht so sehr durch, wie das in anderen Gebieten (etwa in Kärnten und der Steiermark) der Fall war. *Er wurde als Ersatz betrachtet, wenn nicht mehr genügend Getreide vorhanden war (I.1, K.3a).*

Zucker kauften die Menschen seit Beginn dieses Jahrhunderts in Form von Zuckerhüten, die mit einem "Zuckerhackl" (kleine Hacke) zerkleinert wurden (I.2, K.2b). Beim Sparverein zahlten die Leute seit Ende der 20er Jahre ein, um Reis, Mehl, Schweinefett, Zucker, Öl und Marmelade holen zu können (I.1, K.3a). Reis gab es nur zu Weihnachten oder Ostern (I.9, K.1a). Für die Speckknödel erstanden die Frauen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts Braunschweigerwurst zusätzlich zum Speck und eventuell auch Weißbrot, falls das selbst gemachte Knödelbrot aufgebraucht war, vor dem nächsten Backen. In der Stadt wurden Suppennudel für Kirchweih gekauft. Der Kaffee, den es gab, war meist Malzkaffee, "a Feigilar". Bohnenkaffee wurde nur für Weihnachten und Kirchweih besorgt (I.16, K.3a). Frieda erzählte, daß es früher keine Tomaten gab, Bananen gab es seit dem Zweiten Weltkrieg (I.2, K.1b).

Zunächst war Fleisch nach dem Schlachten nicht konservierbar. Die Bauern erzeugte Speck, Speckknödel waren ihr übliches Sonntagsessen. Später kam das "Eindosen" auf - Fleisch wurde in emaillierten Blechdosen konserviert. Die Dosen mußten in einem Wasserkessel gesotten werden und hielten das ganze Jahr über (I.16, K.3a).

Früher kannten die Menschen im Winter das Obst nur in getrocknetem, gedörtem Zustand (abgesehen von den "Winteräpfeln"). Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts begannen die Frauen mit dem Einwecken von Obst in Gläsern (I.15, K.2a). Das galt jedoch nur für diejenigen, die einen Obstgarten hatten. Viele Menschen hatten keinen Besitz, also auch keinen Obstgarten oder nur wenige Bäume. Auf den Bauernhöfen wurde das am Acker angepflanzte Kraut in Krautfässern für den Winter konserviert. Bohnen wurden im Maisfeld angepflanzt. Im Winter wurden sie am Abend in der Küche ausgelesen und eingeweicht und am nächsten Tag gesotten. Es gab weiße und braune Bohnen (I.15, K.2a; I.16, K.3a). Am Acker wuchsen auch noch Erbsen und Mohn (für Mohnstrudel und einige andere Speisen - siehe Anhang, Rezepte) im Gemüsegarten Rüben, Salat, Zwiebel und Knoblauch.

Nach den Kriegen hungerten viele Menschen (I.3, K.1b; I.6, K.1b). Das Überleben erforderte, wiederum insbesondere von den Frauen/Müttern, ein großes Ausmaß an Organisationstalent, ein Eingebundensein in die Geflechte des Austauschs, Kreativität und Ausdauer.

Die Bauern, die das Notwendige selbst anbauen konnten, waren besser dran als die Menschen in der Stadt oder die Armen, Besitzlosen am Land (Axamer Zeitung 12/1982, S. 20). *Sepp erzählte davon, daß die Sommer 1947 und 1948 besonders trocken waren, sodaß es zusätzlich zu der ohnehin bestehenden Lebensmittelknappheit sogar für die Bauern schwierig wurde, ihre Kühe mit Heu zu versorgen* (I.5, K.1a; vgl. auch Nussbaumer 1992, S. 38). Leute aus der Stadt kamen hamstern bzw., wie das in Axams genannt wurde, "fechtn" (I.6, K.1b; vgl. bei Tschugg 1995, S. 150 ff. die Ausführungen zum Hamstern im Tiroler Unterland).

Außerdem mußten von den Bauern für die Besatzer Nahrungsmittel gestellt werden. *Hedi berichtete, daß bei ihr zu Hause französische Soldaten einquartiert waren, für die sie und ihre Mutter das Frühstück zubereiteten. Dafür bekamen sie vom Weißbrot ab. Zu Mittag kochte ein Koch, der die Küche beim Pommes frites Frittieren einrauchte* (I.6, K.1b).

Die Menschen versorgten sich zum Teil über die ausgegebenen Lebensmittelkarten. Die Qualität der Nahrungsmittel, die man bekam, war oft sehr schlecht, da sie gestreckt wurden, oder da es sich um Ersatznahrungsmittel handelte (Nussbaumer 1992, S. 44/45; vgl. auch Bandhauer-Schöffmann/Hornung 1995).

Seit den 60er Jahren kauften die Menschen Tiefkühltruhen. Die Bauern hatten dadurch die Möglichkeit, das ganze Jahr über frisches Fleisch zu essen. *Die Tochter von Annemarie erzählte, daß ihre Schwiegereltern zunächst gegen so eine Anschaffung waren. So bestellte sie heimlich eine Tiefkühltruhe. Als diese dann in Betrieb genommen war, freute sich insbesondere der Schwiegervater, der für sein Leben gern Wienerschnitzel und andere Fleischspeisen aß. Nachbarn und sogar Verwandte aus dem Nachbarort kamen, um in der Tiefkühltruhe Nahrungsmittel einzufrieren und aufzubewahren, bis diese selber Tiefkühltruhen anschafften* (I.5, K.2b). Tiefkühltruhen und Kühlschränke veränderten die Konservierungsweise von Nahrungsmitteln und damit auch den Speiseplan erheblich. Gleichzeitig wurde das Netz des weltweiten Austausches von Nahrungsmitteln immer dichter gesponnen. Die Verantwortung von Frauen für die Produktion und Zubereitung des Essens ging in eine Verantwortung von Frauen für den Einkauf von (möglichst preiswerten, möglichst gesunden, möglichst schmackhaften, möglichst prestigeträchtigen) Nahrungsmitteln über. Die Verantwortung für die Zubereitung blieb bestehen.

Mit dem Einsatz neuer Technologien im Haushalt ging nicht unbedingt eine Verminderung oder eine Erleichterung der Arbeit einher. Für die Bäuerinnen etwa bedeutete der Einsatz von Tiefkühltruhen, lange Abende in der Küche zu stehen, und Gemüse und Fleisch einfrügerecht vorzubereiten.

Das Arbeiten lernten die Menschen großteils durch die Praxis, dadurch, daß sie als Kinder bereits mithalfen. Auf diese Art erwarben sie vielseitige und beeindruckende Fähigkeiten. Bei den Mädchen wurde Wert darauf gelegt, daß sie über dieses Lernen beim Mithelfen und "Abschauen" hinaus im Bereich des Kochens und des Nähens/Handarbeitens noch weitere Ausbildungen erhielten (vgl. auch Verdier 1982 für ein südfranzösisches Dorf in diesem Jahrhundert).

Als kleine Mädchen spielten Mali und Annemarie mit Schwestern, Kusinen und Freundinnen kochen (I.1, K.1b; I.3, K.3a). Dieses Spiel wurde in Axams "aukochilin" genannt. *Die Mädchen lernten das Kochen zunächst durch "Abschauen" bei der Mutter oder bei älteren Schwestern* (wie in den I.1, 12, 16 beschrieben wurde). *Einige besuchten Haushaltungsschu-*

len bzw. Klosterschulen (was in den I.9, 10, 15, 16, 17 vorkommt), *andere lernten und arbeiteten in Küchen von Gasthöfen, Spitälern, Haushalten* (I.2, 3, 16).

Der Besuch von Schulen zum Kochenlernen war Mädchen aus wohlhabenderen Familien möglich und auch Mädchen mit ehrgeizigen Müttern, die Wert auf eine Ausbildung der Töchter legten (wie in I.3). Hierbei ging es darum, die Mädchen auf ihre Aufgaben als Bäuerin/Ehefrau/Mutter, als Verantwortliche für einen Haushalt in der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" vorzubereiten.

Die ärmeren Mädchen erwarben Kochkenntnisse an ihren Arbeitsstellen, die sie für ihre Erwerbstätigkeit brauchten. Sich eine Kochlehre leisten zu können, lag für die meisten Mädchen ebenso fern, wie sich eine andere Lehre leisten zu können.

Annemarie hätte von ihrer Arbeitgeberin, der Wirtin in Axams, eine Kochlehre in Innsbruck bezahlt bekommen. Sie hätte diese Auslagen allerdings abdieneu müssen. So lernte sie kochen, indem sie der Wirtin assistierte, ohne einen formalen Lehrabschluß zu erhalten (I.3, K.2a).

Erzählungen darüber, was, wann, wo, wie, von wem gegessen wurde, wie dieses Essen hergestellt wurde, woher es kam, nehmen in den Interviews mit den Frauen viel Raum ein.

In den Erzählungen verknüpft sich das Thema Essen mit allen möglichen Themen und Erfahrungen. Das Essen wird in verschiedenen Zusammenhängen besonders genau erinnert. In Erzählungen zum Kochen und Essen drücken sich Beziehungen von Menschen aus, stellen Menschen, Frauen sich in ihren Einbindungen dar, stellen sie die Beziehungen zu Kindern, Ehemännern, Eltern usw. dar. In Gesprächen über das Essen verständigen sie sich über ihr Weltbild, ihr Selbstverständnis, ihre Lebensgewohnheiten, versichern sie sich gegenseitig in ihren Aufgaben, die mit dem Frau Sein zu tun haben.

Das Ansehen von Frauen, insbesondere von Bäuerinnen und Müttern, bestimmte sich in der dörflichen/bäuerlichen Gesellschaft unter anderem dadurch, ob sie großzügig/barmherzig waren, was das Teilen von Nahrung anbelangt. Das Ansehen der Frauen wohlhabenderer Höfe oder Betriebe war damit verbunden, ob sie an sie gestellte Erwartungen im Rahmen der Verpflichtung zur Gegenseitigkeit/Hilfe für Schlechtergestellte erfüllten, und ob sie als Arbeitgeberinnen/Ehefrauen des Arbeitgebers ihre Wertschätzung der Arbeit der DienstbotInnen in Form von gutem und reichlichem Essen ausdrückten. Der Ruf der Bäuerin hing mit dem Essen zusammen: ob sie als großzügig oder geizig, fleißig oder faul betrachtet und besprochen wurde. Es wird (auch von den Bauern selbst) erzählt, daß in den Notzeiten während, zwischen und nach den Kriegen die Bauern im Gegensatz zu anderen Bevölkerungsgruppen genug zu essen hatten (vgl. auch Axamer Zeitung Nr. 12/1982, S. 10). Gerade in diesen Zeiten wurde von den Bäuerinnen Großzügigkeit erwartet. Bei den Bauern wurde Geiz mit Essen zwar kritisiert, aber er stellte das Ansehen ihrer Person weniger in Frage.

Für Luis, der in seiner Jugend als Knecht an verschiedenen Orten arbeitete, nach dem Zweiten Weltkrieg eine erbende Bauertochter in Axams heiratete und Bauer wurde, war das Essen eines der wichtigsten Kriterien dafür, ob er einen Dienstplatz in Ordnung fand oder nicht (I.4, K.1a). *Mali berichtete, daß sie in Afling im Tagwerk arbeitete. Dort gab es "einen Fraß" zu Mittag, da die Haushälterin geizig war. Die Tagelöhnerinnen griffen zur Selbsthilfe, "stürmten die Hennennester" und nahmen sich Brot aus der Tischlade* (I.1, K.1a).

Frieda arbeitete gern beim wohlhabenden Wirt im Dorf, da es dort gutes Essen gab. Am meisten freute sie sich auf das "Kreaschl" am Sonntag abend. Morgens kam sie schon um

7.00 Uhr zum Mus Essen, obwohl sie erst um 7.30 Uhr hätte anfangen müssen. Um 8.00 Uhr gab es Kaffee (I.2, K.2b). Zu dieser Zeit (in den 20er Jahren) tranken die Menschen in den meisten Haushalten gar keinen oder nur sonntags Kaffee.

Sepp und seine Frau erzählen, daß Freunde von Sepp aus ärmeren Verhältnissen heute noch dankbar dafür sind, daß ihnen die Mutter von Sepp ab und zu ein Butterbrot gab. Sefa, die Tochter von Rita, die in einer sehr armen Familie aufwuchs, erzählte, daß ihre Schwester als Kind am Hof einer Freundin von der Bäuerin Butterbrote bekam. Sie selbst bekam Butterbrote von der Mutter ihrer Schulfreundin (I.11, K.1a).

Rita bat (in den 30er Jahren, ihr Mann war arbeitslos, sie hatten keinerlei Besitz, die Kinder gingen betteln) eine Bäuerin um ein Ei, da ihre Mutter krank war. Die Bäuerin wies sie ab mit der Bemerkung, ihre Hennen würden nur ein Ei am Tag legen. Ein anderes Mal bat sie eine andere Bäuerin um etwas Milch für ihren an Gehirnhautentzündung erkrankten Sohn. Auch das wurde ihr verweigert (I.11, K.1a). Annemaries Mutter bat während des Ersten Weltkrieges einmal eine Bäuerin, die Brot gebacken hatte, um einen Laib. Die Bäuerin gab ihr keinen. Als diese Bäuerin nach dem Krieg erfuhr, daß Annemaries Mutter Mehl von der Rauchmühle bekommen, Brot gebacken und ihren Eltern davon gegeben hatte, fragte sie ihrerseits um ein Brot. Die Mutter von Annemarie zahlte nun mit gleicher Münze zurück und verweigerte es ihr (I.3, K.1b).

Das Ansehen von Frauen im Dorf hing auch damit zusammen, ob sie gut kochen konnten oder nicht. Die Kochkunst mancher, lange verstorbener Frauen ist legendär (I.2, K.1b). Viele Töchter meinen, sie würden nie so gut kochen können, wie ihre Mütter. Bestimmte Frauen entwickelten in langjähriger Erfahrung bestimmte Zubereitungsweisen für ihre Gerichte, die dann nur bei ihnen so schmeckten, wie sie schmecken sollten. Luisa meint, daß Mutters Krapfen besser waren als ihre eigenen, daß sie besser aufgingen, obwohl auch sie sie vor dem Backen einzeln hinlegt und in die warme Milch ein bißchen Schweinefett gibt. Oder ist das nur Einbildung? (I.15, K.2a)

Das Kochen war eine Mächtigkeit und eine Quelle von Ansehen, die Frauen verteidigten. Die Frau am Herd war im Dorf keineswegs "marginalisiert", wie dies in städtischen Kleinfamilie, in Familien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Fall war/ist. Sie bildete ein Zentrum des Hauses. Die Mutter von Sepp etwa kochte sonntags das Mittagessen, während ihre Verwandten aus dem Nachbardorf nach dem sonntäglichen Kirchengang in ihrer Küche einkehrten und bei ihr Kaffee tranken (I.2, K.3a). Über ihren "guten Kaffee" wird heute noch gesprochen, obwohl sie seit Jahren tot ist. Das dürfte nicht nur am Kaffee, sondern auch an der Atmosphäre von Vertrautheit, Geborgenheit, Wohlgefühl und Verbundenheit, die mit dem Ritual des Kaffeetrinkens zusammenhing, mit dem warmen Raum, in dem gekocht wurde, während es draußen kalt war, gelegen haben.

Den Platz am Herd nahmen in den meisten Haushalten die Mütter ein. Altbäuerinnen verteidigten diesen Platz gegen die einheiratenden Jungbäuerinnen. Es kam auch vor, wenn mehrere Frauen in einem Haushalt lebten, daß sich eine Arbeitsteilung ergab, je nach dem, wer lieber im und wer lieber außerhalb des Hauses arbeitete oder andere Aufgaben übernahm (I.14, K.1a; I.17, K.1a).

Das Kochen war eine mühsame Aufgabe, wenn gleichzeitig auch noch viele andere Arbeiten zu erledigen waren (etwa im Sommer, wenn die Frauen vorher und nachher am Feld arbeiteten), oder wenn es auch in der Zeit zu tun war, in der die Männer ihren Freizeitbeschäfti-

gungen nachgehen konnten (am Abend, sonntags, feiertags). Noch heute ist ein Grund dafür, daß Frauen so gern an Ausflügen und Bäuerinnenfahrten teilnehmen, der, daß sie sich da einmal an einen "gerichteten Tisch" hinsetzen können.

Mühevoll war die Aufgabe zu kochen, auch in den zahlreichen ärmeren Haushalten, in denen oft kaum etwas zum Kochen da war. In ärmeren Familien erforderte die Verantwortlichkeit für das Essen in Notzeiten von den Frauen härteste Arbeit, eigenen Verzicht und ein großes Ausmaß an Improvisationskunst. Frauen orientierten sich an dem, was getan werden mußte, um die Familie zu erhalten. Auch Männer orientierten sich daran, darüberhinaus richteten sie ihr Augenmerk aber auch darauf, wie sie in den Männergemeinschaften zu Ansehen kommen konnten. Frauengemeinschaften wirkten meist unterstützend, wenn es um das Überleben der Familien ging, Männergemeinschaften nahmen aus dem Familienexistenzzusammenhang oft Mittel für ihr Bestehen.

Bei Mali zu Hause gab es selten Brot. Abends gab es immer Erdäpfel. Die morgendliche Suppe wurde mit übriggebliebenen Erdäpfeln gestreckt. Die Mutter ging oft hungrig vom Tisch und behauptete, sie habe beim Kochen schon gegessen. Wenn nichts mehr zum Essen im Haus war, konnte sich der Vater immer noch etwas kaufen. Er ließ die anderen "zuschauen" mit Ausnahme einer Tochter, die sein "Goldsknopf" war (I.1, K.1b). Deshalb hatte Mali keinen Respekt vor ihrem Vater.

Mali erzählte, daß ihr Vater Mittel, die für das Überleben der Familie notwendig gewesen wären, für ihre Teilnahme an Wirtshaus-Öffentlichkeiten verwendete, während ihre Mutter für die Existenz der Familie "buggelte", ohne sich selbst etwas zu gönnen.

Die Arbeit der Frauen beim Füllen der leeren Mägen bestand bei weitem nicht nur in der Zubereitung des Essens. Sie pflanzten an, pflegten die Felder und Beete und ernteten, sie bereiteten das Geerntete zum Kochen vor, machten es konservierbar, sie pflegten und reinigten die Küche und das Geschirr, sie kauften ein, handelten, tauschten, sammelten im Wald und sie besorgten Geld, um überhaupt einkaufen zu können. Sie halfen mit, das Holz für den Herd aus dem Wald zu holen und zum Verbrennen vorzubereiten. Bei all diesen Tätigkeiten legten sie (oft weite) Wege zurück, trugen schwere Lasten und begegneten Menschen (im dörflichen Dialekt: "eppar isch mar bigengnit" - jemand ist mir begegnet - "eppar isch mar bikemmin").

Das Beschaffen von Kleidung

Zu den wesentlichen Produktionszweigen, die die Entstehung eines europäischen Weltmarktes ermöglichten, gehörte die Textilmanufaktur.

In Tirol entwickelte sich die Textilmanufaktur als bäuerliches Nebengewerbe im 17./18. Jahrhundert, das allerdings im 19. Jahrhundert mit dem massenweisen Import von billiger Baumwolle aus Übersee zerstört wurde. Die Förderung der Milchwirtschaft war eine Strategie, um diesen Verlust zu kompensieren. Die Bauern waren aufgrund ihrer Einbindung in die Geldwirtschaft (durch Abgaben, Steuern, Zölle, Zehent, zur Bezahlung der Dienste von Handwerkern, für die Einbindung der besitzenden Bauern/Gewerbetreibenden in die Gemeinde- und auch in die Landespolitik) seit dem Mittelalter darauf angewiesen, Rohstoffe oder bereits verarbeitete Rohstoffe aus ihrer Produktion zu verkaufen oder einer Erwerbstätigkeit außerhalb des Hofes nachzugehen.

Die Versorgung der Menschen mit Kleidung war, wie ihre Versorgung mit Essen, in Axams (wie auch anderswo) eine Zuständigkeit von Frauen, obgleich auch Männer an der Herstellung der Materialien, aus denen Kleidung gemacht wurde, beteiligt waren (wie etwa in der Schafzucht, im Flachsanzbau, in der Versorgung der Tiere, aus deren Häute Leder erzeugt wurde). Es existierten männliche Berufe/Gewerbe im Zusammenhang mit der Produktion von Kleidung (Gerber, Weber, Schneider, Schuster), in denen wiederum Frauen mitarbeiteten.

Kleidung und andere Textilien wurden aus Wolle, Leder und Leinen hergestellt. Die Menschen hielten Schafe, brachten die Felle geschlachteter Tiere zum Gerber, der sie im Verlauf eines langen Prozesses zu Leder gerbte, und sie bauten Flachs an.

Aus Wolle wurden Jacken, Socken, Handschuhe angefertigt, aus Loden Jacken, aus Leder Hosen und Schuhe, aus Leinen bzw. Werch Tischtücher, Bettwäsche, Handtücher, Putzfetzen, Hemden und Gewänder. Aus Stoffen machte man auch Patschen, etwa aus alten Frauenröcken. Nicht alle Menschen hatten Lederschuhe, und wenn sie welche hatten, so mußten diese geschont werden. Im Sommer gingen die Leute ohnehin häufig barfuß, im Winter trugen sie Patschen oder Lederschuhe. *Die Tante von Mali war Patschenmacherin (I.1, K.3a), Rita und Agnes verstanden es, Patschen anzufertigen (I.9, K.1b; I.11, K.1a), die Schwestern von Hanni, von der im Zusammenhang mit dem Handel von Frauen noch die Rede sein wird, lernten Patschen machen, um ihre Familie damit versorgen zu können (I.17, K.1a).*

Vor wenigen Jahrzehnten noch ließen die Menschen sich Kleidung, wenn sie sie nicht selber nähten, bzw. wenn sie es sich leisten konnten, von Schneidern oder Schneiderinnen anfertigen. Sie kauften den Stoff dazu in den dörflichen Läden. An die Höfe kamen StörschneiderInnen.

Seit den 70er Jahren wurde es üblich, sich Kleidung "von der Stange" zu kaufen.

Ende der 70er Jahre kam wieder die Mode auf, Trachten zu besonderen Anlässen zu tragen. Viele Frauen in Axams besuchten Trachtennätkurse, die im Dorf organisiert wurden.

Luisa begann, für andere Frauen Trachten zu nähen, als sie auch noch ihren Bauernhof zu führen hatte. In den Wintern von 1979 bis 1986 fertigte sie 100 Trachten an. Oft nähte sie bis zwei Uhr nachts, um alles rechtzeitig fertigzustellen (I.15, K.1a).

Frauen lernten das Nähen durch Abschauen bei der Mutter bzw. brachten es sich selber bei (I.1, K.3a). Ebenso wie beim Kochen war es aber auch beim Nähen/Handarbeiten üblich, daß Mädchen, über das Mithelfen und "Abschauen" bei der Mutter hinaus, ausgebildet wurden. Zum Besuch der Handarbeitsstunden in der Schule waren sie verpflichtet. Diese fanden zwei Mal wöchentlich nach 15.00 Uhr statt. In den 20er Jahren gab es in der Schule schon eine Nähmaschine (I.16, K.2a). Nach Beendigung der Schulpflicht gingen viele der jungen Frauen des Mittelgebirges einen Winter lang zum Nähenlernen zu den Klosterschwestern nach Götzens. *Annemarie besuchte diese Nähsschule einen Winter lang (in den 20er Jahren). Sie lernte, Leibwäsche und Schürzen anzufertigen (I.3, K.2a).* Diejenigen, die in eine Haushaltungs- bzw. Klosterschule gingen, lernten dort zu nähen (I.2, 15, 16, 17). *Die Mutter von Annemarie lernte es ein Jahr lang bei einem Störschneider (Anfang dieses Jahrhunderts) (I.3). Liesls Tochter wurde als Näherin (Anfang der 60er Jahre) angelernt. Sie übte diesen Beruf bis zu ihrer Heirat aus (I.16, K.1b). Frieda machte eine Schneiderlehre und schließlich auch die Meisterprüfung (Anfang der 20er und Anfang der 40er Jahre). Nach ihrer Heirat arbeitete sie im Betrieb ihres Schwiegervaters in Innsbruck, während des Krieges eröffnete sie selbst einen Schneidereibetrieb in Axams (I.1, K.1b und 2b).*

Der Flachsanzbau läßt sich für Axams seit dem 13. Jahrhundert nachweisen, im 18. und 19. Jahrhundert wurde mit Flachs und Flachsprodukten weiträumiger Handel betrieben (Leitner 1984, S. 26/27).

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde wohl noch Flachs angebaut, allerdings in geringerem Ausmaß. Seit den 20er Jahren ist von Flachsanzbau kaum mehr die Rede.

Der geerntete Flachs und daraus produzierte Stoffe wurden teilweise auch auf Märkten verkauft, und waren somit eine Möglichkeit, Geld einzunehmen. Auf dem "Tumismarkt" (Thomasmarkt), der alljährlich im Dezember in Innsbruck stattfand, wurden Leinen, aber auch Schafwolle und Schafwollprodukte verkauft, ebenso im Herbst am Markt in Hall (I.7, K.1a).

Aus Leinen fertigte man an den wohlhabenderen Höfen die Aussteuer für die Töchter an. Eine reichliche, schöne Aussteuer war Zeichen für das Ansehen einer Frau, Zeichen dafür, eine begehrenswerte Frau zu sein, und stellte eine gute Heirat in Aussicht. Aus Leinen entstand weiblich bezeichneter (Stickereien, Monogramme) Familienreichtum.

Die Mutter von Frieda arbeitete in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts noch als Tagwerkerin und am Hof ihres Onkels bei der Flachs- und -verarbeitung. Sie erhielt von ihrem Onkel bei ihrer Heirat eine Wäscheaussteuer. Diese Wäsche verwendete sie bei ihrer Tätigkeit als Hebamme, da es in vielen Haushalten keine saubere Wäsche gab. (Von der alten Hebamme wird erzählt, daß sie "rupfene Säcke" in der Art von Kartoffelsäcken hernahm). Der Leinenvorrat dieses Hofes verschwand in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, da viel davon verschenkt wurde (I.2, K.1a,b und 2b). Am Hof von Liesls Eltern wurde in ihrer Kindheit noch Flachs angepflanzt. Ihre Schwester verspann ihn, ein Weber oder eine Weberin webten den Stoff daraus. Liesls Mutter hatte in ihrem Zimmer noch einen Ballen Leinen. Sie färbte den Stoff selber und ließ vom Schneider Hosen machen. Das letzte Mal färbte sie Leinen im Jahr 1924, um Gewänder für ihre drei Töchter machen zu lassen. Reste von dem Leinen gab es am Hof noch fast bis zum Zweiten Weltkrieg. Liesl bekam eine Leinenaussteuer bestehend aus Lein- und Tischtüchern. Die Reste des Leinenballens blieben bei ihrer Schwester, der Hoferbin (I.16, K.3b).

Frauen entreteten Flachs, sie droschen ihn in der Tenne. In den Stuben verspannen sie ihn zu Fäden. Weber fertigten Stoffe daraus an. *Der Großvater von Frieda war Weber (I.2, K.1a).* Schneider, Schneiderinnen, Näherinnen, Familienmütter und Töchter, Schwestern und Tanten nähten aus dem Leinen Kleidung und Wäsche. Sie bestickten diese Wäsche an den Abenden mit Mustern und Monogrammen.

Die besseren Höfe in Axams hatten in den Jahrhunderten des Flachsanzbaus "Leinenschätze" gesammelt, Reichtümer, die zu den Frauen gehörten, die sie als Aussteuer bekamen, die in den Wäscheschränken und -truhen der Frauen verwahrt wurden, über die sie verfügten.

Der Flachsanzbau hörte Anfang dieses Jahrhunderts auf, diese Art von Reichtümern verschwand. Damit verschwand auch das Verständnis des Leinens als eines Reichtums von Frauen im Zusammenhang mit familiär-dörflicher Heirats- und Erbpolitik (zu Aussteuer und "Stoffen" als weiblichem Reichtum vgl. Weiner 1990, S. 306 ff.; Fine 1989, S. 161 ff.).

Welche Möglichkeiten und Mittel bei der Beschaffung von Kleidung zur Verfügung standen, hing mit dem Vorhandensein oder der Größe von Landbesitz zusammen.

Viele arme Frauen waren dabei in erster Linie auf ihre Improvisationskunst angewiesen. Da die Beschaffung von Kleidung ebenso wie die Beschaffung von Nahrung zentrales Thema

bei der tagtäglichen Existenzsicherungsarbeit war, erinnern die Frauen teilweise sehr detailliert, wann sie was bekamen, oder wer, wie, was herstellte.

Die Mutter von Mali spann und strickte für ihre Familie, ihre Schwester machte Patschen. Sie hatten Schafe. Jacken, Strümpfe, Socken und Handschuhe wurden gestrickt. Die Mutter hatte kein Geld, um Kleidung zu kaufen. Sie selbst besaß nur ein Werktags- und ein Sonntagskleid. Die älteren Schwestern von Mali lernten nähen und machten Schürzen, Kleider oder Unterhemden ("Pfoatln") für ihre jüngeren Geschwister aus den Stoffen, die diese zum Gottpack bekamen. Mäntel besaß man nicht. Unterhosen gab es erst später (I.1, K.2a).

Ärmere Frauen spannen, nähten, strickten für ihre Familie und verwendeten ihre diesbezüglichen Fähigkeiten, um Geld zu verdienen oder Naturalien einzutauschen.

Die Mutter von Annemarie strickte gegen Nahrungsmittel für Bauern in den 10er und 20er Jahren. Nach dem Krieg kaufte sie einige Schafe, um selbst Wolle zu haben. Aus Wollresten häkelte sie Kappen. Der Vater brachte aus dem Ersten Weltkrieg eine Decke mit, aus der die Mutter ein Gewand anfertigte, auf das sie Bänder nähte, und einen Umhangmantel. Damit ihre Kinder "ordentlich angezogen" zur Kirche gehen konnten, färbte sie eine Damasttischdecke in Braun und machte "Kittel" (Röcke) daraus. Als "Kranzgewand" (Kleid zum Prozession Gehen) färbte sie einen Teil dieser Tischdecke rosa und machte Blusen dazu. Ein Leintuch färbte die Mutter, um ein Dirndlsgewand zu nähen, das Annemarie ruinierte, als sie am Osterberg (Berg bei Axams) mit anderen Kinder auf Schindeln herunterrutschte. Die Stofffarbe kaufte Annemaries Mutter in einem der dörflichen Läden. Annemarie bekam von einer Tante mit fünf Jahren eine Jacke, die sie beim Ausschulen immer noch hatte (I.3, K.1b).

Die Tochter von Annemarie, 1937 geboren, wäre gern Handarbeitslehrerin geworden, was aber nicht möglich war. Zwei Jahre lang arbeitete sie in den 50er Jahren in einer Mantelfabrik. Ansonsten arbeitete sie zu Hause und strickte in Heimarbeit auf Bestellung an ihrer Strickmaschine. Sie machte Nähkurse und nähte die Kleidung, die sie brauchte, selbst. Später, als sie (in den 60er Jahren) an einen Hof geheiratet hatte, an dem wenig Bargeld vorhanden war, nähte sie für ihre Kinder. Als sie aufgrund der vielen, harten Arbeit dazu keine Zeit mehr hatte, bekam sie Kleidung von Verwandten, aus der deren Kinder herausgewachsen waren, und änderte diese. Inzwischen ist die Arbeitsbelastung nicht mehr so groß, die Kinder sind erwachsen und sie näht wieder für sich, ihre Kinder und macht auch Änderungen für Verwandte oder Bekannte.

Das erste selbstverdiente Geld wurde oft für den Kauf von Kleidung verwendet.

Frieda besaß, als sie eine Arbeitsstelle in Seefeld in den 30er Jahren antrat, keine Unterwäsche außer einem Hemd und Strümpfen. Als ein Vertreter, der selbst strickte, herumging, bestellte sie zwei Paar Strümpfe mit Strumpfgürtel, zwei Hemden und zwei warme Unterhosen (I.2, K.4a). Von ihrem Verdienst im Wirtshaus kaufte sich Annemarie eine beige Weste um 20 Schilling und feine braune Wollstrümpfe bei Palmers (I.3, K.2a). Über die selbstgestrickten Wollstrümpfe erzählen die Interviewpartnerinnen übereinstimmend, daß diese furchtbar juckten.

Nicht auf jedem wohlhabenderen Hof stellte man alles selber her. *Luisas Eltern hielten keine Schafe. Sie tauschten Wolle gegen Korn mit den Nachbarn. Die Mutter färbte Wolle, sie spann, strickte Socken und Westen und kaufte grüne Wolle für den Rand der grauen Westen. Die Stoffe für Gewänder kaufte sie ebenfalls. Geld dafür hatte man vom Verkauf von Milch und Kühen (I.15, K.2a).*

Die Sorge der Frauen um die Kleidung war auch verbunden mit der Sorge um den Status der Familie im Dorf. Zum Kirchgang, für Prozessionen mußte entsprechende Kleidung zur Verfügung stehen, ansonsten schämte man sich, sich dort blicken zu lassen.

Agnes hatte mit 15, 16 Jahren nur ein Paar Schuhe, die sie zum Arbeiten tragen mußte. Am Sonntag hieß es dann: "Schuacha putzn und in die Kircha, Madl." (Schuhe putzen und in die Kirche gehen, Mädchen) (I.9, K.1a).

War man arm, so konnte man dennoch durch Kleidung signalisieren, daß man ordentlich war. Dadurch wurde einem die Armut weniger "zur Last gelegt". *Sefa, die Tochter von Rita, und ihre Schwestern trugen als Schulmädchen schwarze Schürzen, die die Mutter am Bauch geflickt hatte. Die Schulschwester holte sie zur Tafel und stellte sie als Beispiel dafür, daß sie arm aber sauber seien (im Gegensatz zu manchen Mädchen aus wohlhabenderen Familien), vor die Klasse hin (I.11, K.1a).*

Zur Versorgung der Menschen mit Kleidung gehörte auch, daß alte Kleidung, alte Stoffe wiederverwendet, geändert und ausgebessert wurden. Die Frauen verbrachten viel Zeit mit Flickern und Stopfen. Das war früher eine Tätigkeit, wie das Handarbeiten überhaupt, die mit Geselligkeit, mit dem abendlichen Zusammensitzen in der Stube, mit dem "Hoangarschn" verbunden war, und in der Frauen im Verlauf dieses Jahrhunderts als "Hausfrauen" zunehmend vereinzelt wurden (vgl. Alexander 1991, S. 56).

Zur Vereinzelung der Frauen trug auch die Nähmaschine bei. Seit den 30er Jahren wurden in immer mehr Familien Nähmaschinen angeschafft. Obwohl damit eine Arbeitserleichterung verbunden war, verhinderten die Konzentration auf die Maschine und der Lärm, den sie machte, daß Frauen sich bei ihrer Arbeit treffen und unterhalten konnten.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts steht das Handarbeiten noch in Verbindung mit feierabendlicher Geselligkeit. Man kam in den Bauernstuben zusammen, die Mädchen trafen sich dazu. *Annemarie saß lieber mit ihrer Freundin zusammen, um "auszunähen" (Stoffe mit Mustern besticken und mit Knopflöchern und Monogrammen versehen), als tanzen zu gehen (I.2, K.3b). Am Herkunftshof von Liesl handarbeiteten die Frauen abends in der Stube, während die Männer Karten spielten. Eine nähte, eine spann, und sie selbst strickte. Sie strickte für alle sieben Kinder ihrer verheirateten Schwester. Als sie selbst verheiratet war und in Omes lebte, strickte sie weiterhin am Abend und hatte das Strickzeug immer dabei, wenn sie zu NachbarInnen "in Hoangarschn" ging. Sie mußte damit aufhören, da sie vom vielen Stricken eine Nervenentzündung bekam (I.16, K.1b). Hanni, die einen der dörflichen Läden als Ehefrau des Besitzers führte, nähte, flickte, stopfte und strickte für ihre Kinder in der Mittagspause und an den Abenden. Solange es keinen Fernseher gab, fand sie das schön, weil ihre Töchter bei ihr saßen und "hoangarschteten" (I.17, K.1b).*

Frauen spannen, nähten, strickten, stickten, flickten, stopften, färbten, organisierten und tauschten Stoffe für ihre Familien, für ihre Aussteuer, sie taten es, um Geld zu verdienen oder Naturalien einzutauschen, sie verkauften Textilien auf den Märkten. Sie sorgten mit der Organisation und Herstellung von Kleidung für das Ansehen der Familie im Dorf. Die Arbeit von Frauen in diesem Zusammenhang, wie auch im Zusammenhang mit dem Essen, wurde sowohl zur Sicherung des unmittelbaren Überlebens in Notzeiten ausgeführt, als auch als statistisch nur zu einem kleinen Teil erfaßte Erwerbsarbeit. In der manufakturrellen, fabrikmäßigen Textilproduktion arbeiteten und arbeiten vornehmlich Frauen, in den Fabriken und in Heimarbeit. Ausgerichtet war diese Arbeit von Seiten der Frauen in erster Linie auf die Sicherung der Familienexistenz im Kontext der dörflichen Gesellschaft.

Die Allgegenwart des Handels

Im Zusammenhang mit der Versorgung der Familie/Verwandtschaft mit Nahrung, Kleidung, aber auch mit Wohnmöglichkeiten und Geräten, kauften, verkauften und tauschten Frauen, sie schufen und pflegten Austauschbeziehungen. Der regionale Handel, der "Kleinhandel" war zu einem guten Teil eine Aufgabe von Frauen.¹⁷

Das Kaufen, Verkaufen und Tauschen gehörte zum täglichen Leben der Frauen. Ausgetauscht wurden dabei auch Wissen, Hinweise, Hilfeleistungen, Arbeitsleistungen und Ratschläge. Geschenktes war nicht einfach geschenkt. Die Menschen wußten, merkten sich, von wem sie was bekommen hatten, und gaben es auf die eine oder andere Weise zurück, je nach dem, welche Dinge, Kenntnisse oder Fähigkeiten sie hatten.

Austausch und Handel fanden in den Häusern, auf den Feldern, auf der Straße, in den Läden, in der Kirche, in der Schule, in den Wirtshäusern, auf der Bank vor dem Haus, im Wald, am Berg, auf der Alm, beim Stadtgang, am Weg zwischen den Dörfern statt. Sie spielten sich ab, während die Menschen arbeiteten, feierten, Karten spielten und "hoangarschteten". Das Dorf, die Menschen waren ständig in Bewegung und in Begegnung. Das tägliche Leben, das Beziehungsgefüge des Austauschs bestand aus unzähligen Begegnungen, Handlungen und Gesprächen.

In diesem sich bewegenden gesellschaftlichen Geflecht kamen Frauen ihren oben beschriebenen Aufgaben bei der Versorgung der Menschen mit Nahrung und Kleidung nach, betrieben Frauen ihren Handel. Die verschiedenen Tätigkeiten sind schwer zu trennen, da sie ineinander übergingen und miteinander verknüpft wurden.

Frauen, sowohl wohlhabendere Bäuerinnen (aber auch die Bauern, ihre Söhne und Töchter) als auch Besitzlose oder kleine Höfe Bewirtschaftende, verkauften auf Märkten, verkauften an Läden und an Menschen im Dorf und in der Stadt.

Eine Bäuerin war (seit den 20er Jahren) bekannt für ihre schönen Ribiselstauden (Johannisbeersträucher). Es war üblich im Dorf, bei ihr Ribisel zu kaufen, die man zu Saft oder Marmelade verarbeitete. Für diese Bäuerin waren ihre Sträucher eine wichtige Einnahmequelle. Das Geld verwendete sie für den Haushalt. Da dieses Geld aber bald aufgebraucht war, mußte sie ansonsten zu ihrem Mann um Geld gehen. Er war derjenige, der Dinge, wie etwa Geschirr, in der Stadt besorgte, da die Stadtfahrt von ihm als eine Männersache betrachtet wurde.

Liesl, die auf einem wohlhabenderen Hof aufwuchs, erzählte, daß sie (in den 30er Jahren) zusammen mit ihrer Mutter mit Pferden, die sie vom Schwiegersonn liebten, und einem Wagen auf den Platzmarkt nach Innsbruck fuhr. Das machten sie sechs, sieben Mal im Herbst. Die Pferde stellte man bei Wirten in der Altstadt ein, wofür man eine Kleinigkeit bezahlte,

¹⁷Eine sehr interessante Geschichte, die allerdings nicht das Dorf Axams betrifft, erzählte Walter. Er wuchs in Innsbruck auf und kam Anfang der 50er Jahre als Lehrer nach Axams. Seine Großmutter väterlicherseits stammte aus dem Lechtal und baute einen Käsehandel im Gebiet der gesamten Monarchie auf. Damit machte sie ein Vermögen. Sie hatte 21 Kinder, 14 eigene und sieben Buben aus der ersten Ehe ihres Mannes. Den Buben ermöglichte sie Universitätsstudien. Sie kaufte ein Haus in Innsbruck, in dem die Buben in ihrer Studienzeit leben konnten, und in dem sie später mit ihren Familien lebten. In diesem Haus wuchs Walter auf (I.6, K.1b).

Diese Geschichte weist darauf hin, daß Frauen durchaus nicht nur in Bereichen handelten, die statistisch nicht erfaßt werden können (um die es in diesem Kapitel in erster Linie geht), oder Läden führten, die offiziell ihren Männern gehörten. Frauen bauten eigene florierende Handelsbetriebe auf. Dafür ist auch Therese Mölk ein Beispiel, an deren Betrieb Anna Eier verkaufte (I.14, K.2a).

das Fressen brachte man mit. Rund um den Platzmarkt standen die Wägen der Bäuerinnen und Bauern vom Mittelgebirge. Ihre Mutter brachte eine Waage mit. Kaufte jemand größere Mengen, so half Liesl dieser Person, den Einkauf nach Hause zu tragen. Sie verkauften zwei, drei Sorten Äpfel und zwei, drei Sorten Birnen aus ihrem Obstgarten. Ab 11.00 Uhr war am Markt nicht mehr viel los. War Obst übrig, fuhren sie durch bestimmte Stadtteile und läuteten an den Häusern, um den Rest auf diese Weise zu verkaufen. Heimwärts konnte man sich auf den Wagen setzen, während man die Rosse am Weg in die Stadt führen mußte. Nach Innsbruck verkauften sie außerdem kleine Kirschen an Schnapsbrenner. Zu Beginn dieses Jahrhunderts, als auf ihrem Hof noch Flachs angebaut wurde, verkauften sie diesen am "Tumismarkt" in Innsbruck (Thomasmarkt im Dezember). Im Dorf verkaufte die Mutter von Liesl Eier an verschiedene Familien, die Liesl zu Fuß oder mit dem Fahrrad im "Ruggakorb" dorthin brachte. Milch verkauften sie an die Sennerei, Butter ans Kinderheim, Obst und Erdäpfel an verschiedene Familien. Sie selbst kauften nur zu Kirchweih nach dem Marktgang in Innsbruck ein um ca. 60 Schillinge. In den Läden in Axams kauften sie weißes Brot und Braunschweigerwurst zum Knödelmachen und außerdem Stofffarbe (I.16, K.3b). Liesls Schwiegermutter, ebenfalls eine Bäuerin, war mit einer Ladenbesitzerin befreundet, und tauschte mit dieser Eier und Butter gegen Stoffe. Daraus ließ sie sich vom Schneider in Axams Kleider machen (I.16, K.4a).

Bäuerinnen, die Hühner hielten, hatten "Eierkundschaften", Leute, die regelmäßig zu ihnen kamen, um Eier zu holen. Es wurde nicht die ganze Milch in die Sennerei gebracht. Die Bäuerinnen und Bauern hatten "Milchholer", die täglich kamen. Auch dadurch waren die Höfe, die Bauernhäuser Orte der Begegnungen, bei denen noch viel mehr ausgetauscht wurde als Milch gegen Geld. In den 80er Jahren erfolgte eine neue Welle der Verregelung des Milchverkaufs von Seiten des Staates im Zusammenhang mit der "Kontrolle der Milchproduktion". Die Bauern bekamen Milchkontingente und immer restriktivere Hygieneauflagen und für einige Zeit war der Ab-Hofverkauf sogar verboten.

Im Großen und Ganzen war es an den Höfen so, daß die Bäuerinnen, die Frauen (mit Hilfe der Kinder) mit Milch, Butter, Käse, Eiern, Obst, Kartoffeln, Beeren handelten, während die Bauern, die Männer den Holz- und Großviehhandel betrieben (I.10, K.2a; I.14, K.1a).

Ob die herbstlichen Fahrten zum Verkauf von Erdäpfeln und Obst am Innsbrucker Markt eher von Frauen oder Männern unternommen wurden, war von Familie zu Familie unterschiedlich. In einigen waren es die Frauen, wie bei Liesls Familie, in anderen, wie bei Sepp, machten das Söhne und Töchter gemeinsam, in machen Fällen taten es die Männer, wie bei Elsa, die aus Südtirol stammte und Ende der 30er Jahre auf einem Hof in Axams eingehiratet hatte. Ihr Mann kaufte einmal aus dem so erhandelten Geld eine Nähmaschine für sie (I.10, K.3a).

Auch weniger wohlhabende Frauen, Bäuerinnen handelten am Platzmarkt. Die Mutter von Mali verkaufte dort Eier und Beeren, die ihre Kinder gesammelt hatten. Sie verkaufte auch Eier an die Läden im Dorf. Diese Eier hätten die Kinder lieber selber gegessen, sie waren aber eine der wenigen Möglichkeiten, um das allernötigste Bargeld zu beschaffen. Die Kinder kauften Schnaps in Sellrain, den die Mutter weiterverkaufte (I.1, K.3a,b).

Auch die Kinder von Rita, die in den 20er Jahren aus Südtirol nach Axams gekommen war, sammelten Beeren, die am nächsten Tag zu Fuß auf den Markt nach Innsbruck gebracht und dort verkauft wurden (I.11, K.1a). Diese Familie hatte es besonders schwer, da sie über kein Land verfügte, die Familienmitglieder keine Arbeit finden konnten, und sie im Dorf weniger eingebunden waren, als die Menschen, die dort aufwuchsen, seit Generationen dort lebten

oder als reichere Hofkäufer dorthin kamen. Der Mann von Rita, der arbeitslos war, schnitzte einmal ein Holzpferd für eine andere Familie und bekam nicht mehr als einen Laib Brot dafür (I.11, K.1a).

Anna wuchs auf einem Hof mit Feldern in Steillage in Tanneben auf. Sie und ihre Schwester gingen, nach getaner Arbeit am Hof, mit der Erlaubnis des Vaters Beeren und Pilze sammeln, die sie in Unterperfuß am Bahnhof an eine Frau verkauften, die wiederum damit in Innsbruck handelte. Das Geld konnten sie behalten, um sich etwa Schürzen zu kaufen. Aus Tanneben wurde viele Erdäpfel nach Axams verkauft. Anna heiratete an einen Hof in Omes. Von diesem Hof wurden Erdäpfel nach Kematen verkauft. Auch sie war eine leidenschaftliche Händlerin. Alle 14 Tage brachte sie Eier zum Verkauf in die Stadt zu Therese Mölk, die damals schon viele Bäckereigeschäfte hatte. Vom Eiergeld kaufte sie etwa Öl. Sie fuhr im Sommer mit dem Fahrrad, im Winter von Kematen weg mit dem Zug. In der Stadt ging sie gern ins Kino (I.14, K.1a,b, 2a).

Die Mutter von Annemarie nähte und strickte für Bauern gegen einen Suppenteller voll Mehl und einige Eier. Sie bastelte Krepppapierlampenschirme, Gräberschmuck und Spiegelkränze aus getrockneten Blumen und bekam dafür Geld oder Naturalien. Annemarie war dabei oft ihre Botin, die diese Dinge zu den Kunden und das Geld zurückbrachte. Annemarie erzählte auch, daß es im Tal zwischen der Lizum und dem Dorf viele wilde Kirschenbäume gab. Ärmere Familien sammelten diese Kirschen, um sie beim reicheren Wirt gegen "Farseilin" (Bohnen) einzutauschen. Diese Kirschen brauchte man, um "Kirschensuppe" (warmes Kompott) zu machen, das es samstags zu den "Kiachln" gab (I.3, K.1a, b und 2a).

Die Eltern von Frieda führten an ihrem Hof einen der dörflichen Läden, bis das Haus abbrannte. Ihre Mutter handelte mit dem, was sie strickte. Da sie in einem Kloster erzogen worden war, gehörte sie zu den Frauen in Dorf, die bekannt dafür waren, sehr gut handarbeiten zu können (I.2, K. 1b, 2b, 5a)

Die Märkte spielten eine große Rolle bei den Handelstätigkeiten. Die Menschen handelten am Platzmarkt, sie handelten und kauften am "Tumismarkt", auf dem Textilien verkauft wurden, und auch am Markt in Hall (I.7, K.1a). Im Oktober gab es nach dem Almatrieb der Schafe im Dorf einen Schafmarkt, außerdem den Kirchtagsmarkt, auf dem mit Geräten gehandelt wurde, die für das Vieh, für Stall, Tenne und Hof gebraucht wurden (diesen Markt gibt es immer noch am zweiten Montag im Oktober; allerdings kaufen die Leute dort jetzt hauptsächlich Spielzeug, Kleidung und Süßigkeiten, sie gehen hin "marktln"). Über Viehmärkte erfuhr ich in den Interviews wenig, vermutlich da ich mit mehr Frauen als Männern sprach. Allerdings erfuhr ich einiges über den Handel mit Holz. Sepp erzählte von den Bauern, die im Winter mit ihren Schlitten Holz aus dem Tal holten. Sie mußten sehr früh morgens fahren. Einer von diesen Bauern war so früh im Tal, daß er sich bereits auf der Rückfahrt befand, wenn die anderen kamen. Die anderen mußten ihm dann helfen, wenn er feststeckte, da sie sonst selbst nicht an ihm vorbeigekommen wären (I.5, K.2b). Anna heiratete in den 20er Jahren an einen Hof in Axams, an dem auch die Brüder und Schwestern ihres Mannes lebten. Die Männer verdienten in den 30er Jahren Geld mit dem Holzhandel (I.14., K.1a) .

Einige Frauen arbeiteten als "Bötinnen". Sie brachten Lebensmittel für Leute aus dem Dorf in die Stadt, verkauften sie dort und brachten Dinge aus der Stadt für die Leute mit, die es im Dorf nicht zu kaufen gab (I.7, 8). Elsa gab den Bötinnen Eier und Butter mit zum Verkauf

in der Stadt (I.10, K.2a). Zwei Verwandte eines Interviewpartners arbeiteten als Bötinnen (in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts). Er erzählte, daß der Mann einer dieser Bötinnen nachmittags an den Dorfrand ging, um zu sehen, ob sie schon zurückkamen. Er bekam nämlich Ärger mit seiner Frau, wenn sie zurückkamen, und er noch keinen Kaffee für sie bereitet hatte (I.13, K.1a).

Der Vater von Paul übte das Frächtereigewerbe aus, wozu eine staatliche Konzession nötig war. Zuvor machte das der Schwiegervater von Elsa. Dieser verstarb allerdings 1921, lange bevor Elsa nach Axams geheiratet hatte. Die Familie von Paul, die mit der Familie des Schwiegervaters von Elsa verwandt war (durch Heirat), übernahm diese Arbeit. Sie fuhren täglich mit einem Fuhrwerk und seit Ende der 20er Jahre mit einem Lastwagen in die Stadt. Sie brachten die Milch von der Sennerei nach Innsbruck sowie Lebensmittel, die die Bauern dort verkaufen wollten. Aus der Stadt brachten sie die Waren, die in den dörflichen Läden verkauft wurden und Dinge (wie Baumaterialien und Futter), die Leute bestellten. Sie holten auch die Wäsche aus der Neder, die dort für Leute, die in der Stadt lebten, gewaschen wurde. Paul hatte mehrere Brüder. Sie mußten als Kinder bereits in der Frächtereie mithelfen, ebenso wie in der Landwirtschaft der Familie. Paul übernahm das Gewerbe von seinem Vater und übergab es bei seiner Pensionierung wiederum an seinen Sohn (I.13, K.1a,b). Inzwischen werden die Lebensmittelgeschäfte in Axams von den einzelnen Firmen beliefert. Die Sennereigenossenschaft in Axams, für die Pauls Familie die FrächtereikonzeSSION hatte, besteht seit 1884. Es wurde damals ein Gebäude angekauft mit mehreren gewölbten Kellern für die Aufbewahrung von Käse. Das Sennlokal umfaßte zwei Stockwerke und hatte zunächst zwei kupferne Kessel für 1.000 bzw. 300 Liter Milch. Die Feuerung konnte auf einer Rollbahn von einem zum anderen Kessel geführt werden. Es wurden Butter und Magerkäse erzeugt. Zunächst bestand die Genossenschaft aus 18 Mitgliedern mit 200 Kühen, die 1885/86 215.500 Liter Milch abliefern. Im Jahr 1972 waren es 82 Mitglieder, die über 900.000 Liter Milch lieferten (Tiroler Bauernzeitung 1/2/1974, S. 12). Diese lokalen Sennereigenossenschaften schlossen sich 1935 in der Genossenschaft "Milchverband Innsbruck" zusammen, seit 1939 Milchhof Innsbruck. 1991 verbanden sich in der TirolMilch der Milchhof Innsbruck und die Inntal Milch Wörgl in einem genossenschaftlichen Betrieb, der sich im Eigentum der Bauern (rund 4.500 Mitglieder) befindet.

Es fällt auf, daß jene Handelstätigkeiten, bei denen nicht so viel Geld auf einmal verdient wurde, eher Frauen unternahmen. Sie verkauften Milch, Eier, Butter, Beeren, sie arbeiteten als "Bötinnen". Männer handelten mit dem, was größere Summen auf einmal brachte, mit Vieh und Holz, sie führten die Frächtereie. Das von den Frauen erhandelte Geld wurde für den Haushalt verwendet, das Geld der Männer für größere Aufwendungen und in manchen Familien nach dem Gutdünken der Männer, ohne daß die Frauen gefragt wurden. Viele Frauen mußten zu den Männern gehen und um Geld fragen, wenn sie einen Einkauf zu machen hatten.

Die Läden des Dorfes waren "offiziell" im Besitz von Männern, sie wurden aber von Frauen geführt. Anfang dieses Jahrhunderts gab es drei, vier Läden. Es bestand eine Bäckerei, inzwischen sind es zwei, und eine Metzgerei kam hinzu. Läden wurden geschlossen und neue eröffnet. Die meisten Frauen bzw. Familien kauften bevorzugt in einem der Läden ein, was nicht unbedingt damit zu tun haben mußte, daß es der nächstgelegene zu ihrem Haus war.

Hanni wurde 1921 in Aldrans geboren als Tochter wohlhabenderer Bauern. Sie machte eine Lehre als Verkäuferin. Gegen Ende des Krieges heiratete sie einen Bauern und Ladenbesitzer aus Axams. Er selbst war in dieser Zeit beim Militär, seine Eltern waren bereits gestorben. Am Hof lebten noch eine unverheiratete Schwester, eine Magd und ein Knecht, der zeitlebens dort blieb und für Hanni wie ein Schwiegervater, für ihre Kinder wie ein Großvater war. Ihre Schwägerin machte in dieser Zeit die Hausarbeit, während Hanni sich um den Laden kümmerte. Später bestand zwischen ihrem Mann und ihr die Arbeitsteilung, daß er für den Hof, sie für den Laden verantwortlich war. Es konnte aber vorkommen, daß ihr Mann im Geschäft oder sie am Feld mithalf. Als die Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne, größer waren, halfen die Mädchen im Laden und die Buben am Hof.

Nach dem Krieg bekamen die Läden Warenzuteilungen je nach der Anzahl der eingeschriebenen Kundinnen. Bezahlt wurde mit Marken. Das Geschäft gewann Kundschaft und damit größere Warenzuteilungen. Das Warenangebot erweiterte sich. Früher gab es zwar wenig Auswahl im Hinblick auf einzelne Warenarten (z.B. gab es nur zwei Sorten Wurst), allerdings eine große Palette an Waren von Schmierseife, über Besenstiele, Schuhnägel, Stoffe bis hin zu den Lebensmitteln.

Hanni hatte schließlich drei Lehrlinge. Sie wurde von den jeweiligen Eltern gefragt, ob sie die Tochter in die Lehre nehmen würde.

Neben dem Geschäft begann Hanni, als Axams in den 60er Jahren zum Fremdenverkehrsort wurde, Zimmer an Gäste zu vermieten. Außerhalb der Geschäftszeit handarbeitete sie viel.

Das Geschäft führte sie 28 Jahre lang. Dann übernahm es Anfang der 70er Jahre ihr zweitältester Sohn, der es in einen Selbstbedienungsladen umbaute.¹⁸ Das Geschäft ging gut, bis die Supermarkt-Ketten ihre Filialen im Ort und den Nachbardörfern eröffneten. Die Kundschaften blieben zwar, kauften aber weniger. Hanni fand die Arbeit im Selbstbedienungsladen nicht mehr so schön. Sie bevorzugte die alte, persönliche Art des Verkaufens. Früher unterhielt sie sich mehr mit den Kundinnen. Einige von ihnen kamen nur ein, zwei Mal pro Woche, andere kamen täglich, um Kleinigkeiten zu kaufen. Mit manchen entstand ein näherer Kontakt, und man besprach persönliche Dinge. Hanni fand Freundlichkeit beim Bedienen sehr wesentlich. Es gefällt ihr nicht, daß jetzt oft nicht einmal mehr "danke" gesagt wird zur Kundschaft.

Hanni liebte die Arbeit im Laden, da sie gesundheitliche Probleme hatte und auch noch mit der Zimmervermietung beschäftigt war (I.17, K.1a,b).

Agnes war eine der Kundinnen von Hanni. Sie kaufte im Laden Zucker, Kaffee, Waschseife und Bürsten (I.9, K.1a). Annemarie war ebenfalls Kundin von Hanni. Sie schickte oft ihre Tochter zum Einkauf.

Annemaries Tochter erzählte mir, was sich für sie im Dorf im Hinblick auf das Einkaufen in den letzten Jahrzehnten veränderte. In den 50er und 60er Jahren, als sie noch bei ihrer Herkunftsfamilie lebte, kaufte sie bei Hanni ein. Kleinigkeiten, die man schnell brauchte, kaufte sie ab und zu in einem Laden, der näher zum Haus der Familie lag. Nach ihrer Heirat 1964 kaufte sie in einem Laden ein, der sich dem Haus, in das sie eingeheiratet hatte, gegenüber befand. Als Ende der 70er Jahre die Mehrwertsteuer aufkam, suchte sie nach billigeren Einkaufsmöglichkeiten.¹⁹ Wenn sie eine Mitfahrgelegenheit hatte (die Familie besaß kein Auto),

¹⁸Der erste Selbstbedienungsladen Tirols wurde 1952 in Innsbruck eröffnet (Nussbaumer 1992, S. 96).

¹⁹Tatsächlich wurde die Umsatzsteuer in ihrer derzeitigen Form im Jahr 1972 eingeführt. Für diese Form der Umsatzsteuer trifft der Ausdruck Mehrwertsteuer zu, weil nur mehr der Mehrwert der Waren besteuert wird. Vorher gab es eine aus dem Jahr 1959 stammende Bruttoumsatzsteuer und vor dieser seit 1923 eine Warenumsatzsteuer (Auskunft Hr. Auer, Kammer für Arbeiter und Angestellte für Tirol).

kaufte sie im Supermarkt in Birgitz ein. Ihr Mann führte sie ab und zu am Traktor dorthin. Bei Gelegenheit tätigte sie Großeinkäufe bei Hofer in Innsbruck. Sie kaufte dort Backpulver, Vanillezucker, Wein, Rum, Klopapier, Salzgebäck, Süßigkeiten für die "Gottpacks", Dosen mit Pfirsich, Ananas, Champignon, Spargel und Fischen. Hofer mußte als billige Einkaufsmöglichkeit genutzt werden, da die Familie groß und die Finanzen knapp waren. Schließlich wurden in Axams im Lauf der 80er Jahre Supermärkte eröffnet (teilweise auch wieder geschlossen), in denen sie einkaufte. Schulzeug für die Kinder besorgte sie in der dörflichen Drogerie, die es seit den 60er Jahren gab, in der Raika-Genossenschaft Mehl, Zucker, Waschmittel, Baumaterialien. Immer wieder kaufte sie aber auch in den kleineren Läden, in den Bäckereien, in der Metzgerei ein, um auch den kleineren Läden zu "helfen" und den guten Kontakt zu wahren.

Auch in Omes gab es einen Laden, der von Frauen geführt wurde, in dem Liesl einkaufte, nachdem sie nach Omes geheiratet hatte. Die Frauen des Ladens bekamen mit, was rundherum passierte und unterstützten Liesl auch durch ihre Anteilnahme und Kommentare, wenn es ihr mit dem Schwiegervater schlecht ging. Eine von ihnen gab ihr den Tip, daß ihr Sohn sich bei einem Lieferanten als Fahrer bewerben könnte (I.16, K.1b).

Elsa, die aus Südtirol stammte und einen Axamer Bauern geheiratet hatte, fühlte sich mit ihren Problemen oft sehr allein im Dorf. Sie kaufte in einem der Läden ein. Als sie schwanger war und nicht wußte, wen sie als Paten für ihr Kind fragen sollte, bot sich die Besitzerin des Ladens, in dem sie einkaufte, von sich aus dafür an (I.10, K.2b, 3a).

Seit einigen Jahren gibt es in Axams, wie inzwischen an vielen Orten, einen Bauernmarkt. Dieser Bauernmarkt ist ein neues, hauptsächlich von Frauen organisiertes und erarbeitetes Austauschgeflecht, bei dessen Herstellung sich die Menschen aber teilweise auch an gewohnten Mustern des Austauschs orientieren. Die Idee dazu kam von einer jungen Bäuerin, Rosmarie Nagl, die nach Axams geheiratet hat, und die den Markt im wesentlichen organisiert. Frauen und Männer aus Axams produzieren, Frauen verkaufen die Nahrungsmittel. Sie werden "engagiert", um für diverse Veranstaltungen Buffetts zu gestalten, und kamen mit dieser Tätigkeit bereits bis nach Deutschland, Italien und Polen. Viele Menschen sind in irgendeiner Form in die Arbeit für den Markt eingebunden. Bei Luisa bekam ich Krapfen, die sie für den Bauernmarkt bäckt. Außerdem bereitet sie Blattln und Sauerkraut für die Buffetts vor (I.15, K.1a). Sepps Frau arbeitet bei Buffetts mit, richtet zu Hause Platten her, Sepp schneidet Speck. Sepps Frau bäckt jede Woche Topfengolatschen und bekommt Topfen dazu von einer Bäuerin, die besonders guten macht. Ein Bauer in Omes baute einen neuen Backofen, in dem er u.a. Brot für den Bauernmarkt bäckt (I.14, K.1b). Dieser Markt steht im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Versuchen von Bäuerinnen und Bauern, das, was sie herstellen, wieder in einem überschaubareren Rahmen zu verkaufen.

Nachdem ein großer Teil der Nahrungsmittel inzwischen agroindustriell hergestellt wird, kamen Bäuerinnen und Bauern in Tirol, einem Gebiet, in dem agroindustrielle Produktion schwer möglich ist, zu dem Ergebnis, daß ihre "Überlebenschance" darin besteht, qualitativ gute Nahrungsmittel zu erzeugen und diese (zumindest zum Teil) selbst vor Ort zu verkaufen. Zur Zeit sind die Bauernmärkte eine Möglichkeit, relativ gesunde Nahrungsmittel zu besorgen, Leute zu treffen, sich auszutauschen, eine Kultur des Handels zu pflegen.

Einen Großteil der Lebensmittel holen die Menschen aber sicher dennoch im Supermarkt. Ein Traum der Computer-Vernetzungstechnologen ist es, daß die Menschen sich zum Einkaufen nicht mehr aus ihren Wohnungen (in denen sie alleine vor ihrem Computer sitzen und arbeiten) bewegen, daß sie ihre Einkäufe per Computer tätigen. In Österreich wurde so

ein Computereinkaufsnetz ("Teleshopping") bereits von einem Kärntner Mathematikprofessor initiiert, wie der ORF in einer Nachrichtensendung im Herbst 1995 berichtete. Alles "Lebensnotwendige" soll beschafft werden können, ohne daß man dabei einem anderen Menschen begegnen muß. Das sich Begegnen war und ist aber das, was insbesondere im Zusammenhang mit Handel und Austausch die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" ausmacht. Ein Prinzip der rationellen Abwicklung von Abläufen der "biologischen Lebenserhaltung" zur Funktionstüchtigkeit der Menschen in den neuen Vernetzungen versucht, das Geflecht von menschlichen Bewegungen, Begegnungen und Austauschströmen auf den Straßen, auf den Märkten, in den Läden und Häusern zu ersetzen. Das Leben soll kontrollierbar und rationalisiert werden, auch wenn es dann in seiner technischen Sterilität kaum mehr lebenswert sein dürfte.

Handel, Einkauf und Austausch formten menschliche Kultur. Es gab dabei viel mehr zu verhandeln als Waren. In diesem Zusammenhang wurde das Geflecht der Beziehungen gestaltet und geformt, das, was das Leben aufregend und spannend machte. Einkaufen oder Verkaufen zu gehen, bedeutete, sich in "öffentlichen Räumen" aufzuhalten, Menschen bei ihren täglichen Erledigungen zu treffen, sich über die alltäglichen Verrichtungen und Neuigkeiten zu unterhalten, Sachen auszumachen und in die Wege zu leiten.

Kinder zur Welt bringen und großziehen

Sowohl die katholische als auch die protestantischen Religionen brachten den Menschen bei, der Zweck der menschlichen Sexualität sei die Produktion von Nachwuchs in geordneten ehelichen Verhältnissen, alles andere sei Sünde, mache schuldig. Die Verbindung von Sexualität und Schuld bildete zunächst den Kern der "sexuellen Ökonomie".

Die Kirche versuchte, menschliche Gesellschaften, in denen weibliche Gebärfähigkeit als eine besondere Mächtigkeit von Frauen kultiviert wurde²⁰, durch (gewaltsam und "subtil" durchgesetzte) Rituale und Glaubensformeln christlich einzubinden. Ingo Schneider führt aus, daß bereits im späten Mittelalter in Tirol Menschen glaubten, daß Frauen, die gerade geboren hatten, und neugeborene Kinder vom Teufel besonders bedroht wären, da sie durch das Gebären gottlos geworden wären. Die Gemeinschaft mit Gott mußte durch kirchliche Rituale wie der Taufe und dem "Aussegnen" wieder hergestellt werden. Es bestand die Annahme, daß totgeborene Kinder dem Teufel verfielen. Eine Nottaufe konnte nur vorgenommen werden, wenn das Kind ein Lebenszeichen von sich gab. Eltern und Hebammen versuchten nun solche Lebenszeichen zu produzieren. Frauen, die nach dem Gebären, ohne ausgesegnet zu sein, das Haus verließen, wurde angedroht, sie würden vom Teufel geholt werden (Schneider 1987, S. 43 ff.; vgl. auch Rieser 1991, S. 126 ff.).

Besonderheiten des weiblichen Leibes wurden mit einer Schuld belegt, die nur durch die Einhaltung strikter Regeln zu bannen sei. Zu diesen Regeln gehörten das Verbot leiblichen Genusses und die Einlösung der (ökonomischen) Forderung der Kinderproduktion in ehelichen Verhältnissen. Dazu gehörte der Verzicht auf Sexualität außerhalb ehelicher Verhältnisse. Das Offenbarwerden des Regelbruchs durch eine Schwangerschaft gab Frauen seit dem 18. Jahrhundert (zunächst in Städten) gesellschaftlicher Ächtung und dem Experimentieren der Ärzte frei. Der kirchliche Diskurs zur Pflicht der Kinderproduktion in der Ehe und zu dessen Verbot außerhalb der Ehe war im 20. Jahrhundert in den Dörfern noch sehr wirk-

²⁰Zu kulturell im 20. Jahrhundert noch vorhandenen "Indizien" für diese Kultur in einem südfranzösischen Dorf vgl. Verdier 1982.

sam. *Von der Kanzel wurde gepredigt, daß "Aufpassen" Sünde sei, erzählte Elsa (I.10, K. 2b). "Friagar wors vu dar Kircha aus a so, gell. Hosch di nit muxn derfn, gell. Und wenn wieder a Kind kemmin ischt, noch a hom di Leit oft gsog: 'Wous brauchtit denn eis sou viel Frotzn', nit. Obar friagar wors holt amoul a sou, (...) daß Kindar hea houbn miaßn, nouch die Notn, wo eppis dou isch oudar nit, dou isch nit gfrog worn, odar ob sie si darholtn kennin oder nit. (...) Heit sein die Leit nimma so dumm, des sein wenige (...), wous heit viel Kindar houbn, viel aus Glaubn außa und viel, weil sie sougn: 'Miar welln holt Kindar.' No solln sie si holt houbn (...). Ouabar, nit, friagar, krout drauflosorbitt und s'Aufpaßn a Sinta gwesn. Und Verhütungsmittl houbn se koana ghob, oder nit leischn kennen, nit kafn kennin, sou wors." Frage: "Hot min gwißt, daß es wos gib schon, oder?" "Jo sicher hot mins gwißt. Wous houbn denn die Bessern gitun. Und die Bessern houbn holt a ougitribn (...), dia wous sichs leischn houbn kennin." Frage: "Und hot man echt gmoant, daß es aupafn a a Sünd isch?" "S'Aupafn isch Sinta gwesn. Des isch vu dar Kircha aus Ding gwesn, ge. S'Aupafn wor a Sünd."²¹ (I.1, K.3a)*

Im 19. Jahrhundert begannen sozialdarwinistische, rassehygienische Auffassungen Kreise zu ziehen (vgl. Bergmann 1992). Im Verlauf von etwa 150 Jahren sank die Zahl der Kinder, die Frauen in vielen Gebieten Europas auf die Welt brachten, wobei dieses Sinken in verschiedenen Gebieten und Bevölkerungsgruppen unterschiedlich rasch vor sich ging.

Im untersuchten gesellschaftlichen Zusammenhang werden Verhütungsmittel erst seit einigen Jahrzehnten gebräuchlicher, dennoch bekamen viele Frauen seit den 20er Jahren weniger Kinder als Frauen der Vorgenerationen. Interviewpartnerinnen in Axams (und ehemalige Schwazer Tabakarbeiterinnen) erzählten, daß man keine Verhütungsmittel verwendete, daß sexuelle Enthaltbarkeit die Methode der Schwangerschaftsverhütung gewesen sei. Sexuelle Ansprüche von Männern stellten in diesem Zusammenhang eine Bedrohung für Frauen dar. Das Sinken der Kinderzahlen und die sich verändernde Einstellung der Menschen, auch im Dorf, zur Frage, wieviel Kinder ernährt und aufgezogen werden können, korrespondierten mit im Bereich von Staat und Wissenschaft geführten Diskussionen und damit verbundenen Maßnahmensetzungen. Die entsprechenden Denkweisen wurden den Menschen in Medien und Schulen nahegebracht. Diese Denkweise brach die teilweise Hegemonie der etwa von der katholischen Kirche verfochtenen Gebärpflicht der Frauen in legitimierten ehelichen Beziehungen.²²

Es kam oft vor, daß Frauen der Großmütter- und der Müttergeneration meiner InterviewpartnerInnen in Axams zehn Kinder und mehr zur Welt brachten. Dazu muß gesagt werden, daß viele dieser Kinder starben. Andererseits bekamen viele Frauen wiederum keine Kinder, so etwa ledigen Dienstbotinnen, die am Hof des Bruders blieben, Frauen, die Nonnen wurden oder solche, die keine Kinder bekommen konnten (oder wollten).

²¹Früher von der Kirche aus war es so, man durfte sich nicht muksen. Und wenn wieder ein Kind kam, dann sagten die Leute oft: 'Wozu braucht ihr so viele Kinder?' Aber früher war es eben einmal so, daß Kinder her mußten nach den Noten. Ob etwas da war oder nicht, wurde nicht gefragt, oder ob man sie erhalten konnte oder nicht. Heute sind die Leute nicht mehr so dumm. Das sind wenige, die viele Kinder haben. Viele aus dem Glauben heraus, weil sie sagen: 'Wir wollen eben Kinder.' Dann sollen sie sie haben. Aber früher, einfach drauflosarbeiten und das Aufpassen war Sünde. Und Verhütungsmittel hatten sie auch keine, oder sie konnten sie sich nicht leisten, sie nicht kaufen." - Frage: "Wußte man, daß es etwas gibt?" - "Ja sicher wußte man es. Was taten denn die Besseren (=Wohlhabenderen)!? Und die Besseren haben eben auch abgetrieben, die es sich leisten konnten." - Frage: "Und man meinte wirklich, daß Aufpassen Sünde sei?" - "Das Aufpassen war Sünde, das war von der Kirche aus. Aufpassen war Sünde."

²²Von einer Schwazer Interviewpartnerin hörte ich das Argument, es wäre verantwortungslos, viele Kinder zur Welt zu bringen, die man dann nicht versorgen könne. Im letzten und Anfang dieses Jahrhunderts noch war es aber für Frauen oft ein "unausweichliches Schicksal", Kinder zu bekommen, für deren Überleben sie ihr Möglichstes taten.

Meine Interviewpartnerinnen und Interviewpartner haben/hatten von keinem Kind bis zu neun Kindern. Die beiden über 90jährigen Interviewpartnerinnen bekamen fünf bzw. neun Kinder. Von den übrigen Frauen brachte eine sechs Kinder zu Welt, ein Interviewpartner hat fünf, zwei haben vier, einer hat eines, ein Ehepaar und eine Interviewpartnerin haben keine, eine Frau hat eines, zwei haben zwei, vier haben drei und eine hat vier Kinder.

Im 20. Jahrhundert finden Eltern es immer selbstverständlicher, nicht bloß für das gegenwärtige Überleben der Kinder zu sorgen und dabei die Kinder als selbstverständliche Arbeitskräfte heranzuziehen, sondern die Kinder auf eine Zukunft vorzubereiten und sie aus der Verpflichtung für die Sorge um die gemeinsame Existenz zu entlassen.

Seit dem 18. Jahrhundert begannen Wissenschaftler, die schwangeren und gebärenden Frauen direkt zu kontrollieren, an ihnen ein Wissen über die Kontrollierbarkeit und Herstellbarkeit des Lebens zu entwickeln. Voraussetzung dafür waren die Formulierung und der Versuch der Durchsetzung einer "sexuellen Ökonomie", die Frauen (ihre Arbeit, die Kinder, die sie bekommen, ihren Besitz) über das sexuelle Verhältnis zu Männern kontrollier- und verfügbar machen sollte. Die Ergebnisse ihrer Arbeit und die Kinder sollten dem Bereich der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" entzogen werden.

Bis zur frühen Neuzeit hatten Hebammen noch keine formelle, obrigkeitlich geregelte Ausbildung (Grabruker 1990, S. 198 ff.). Seit dem 18. Jahrhundert entwickelte man Institutionen und Denkkonstrukte zur Übernahme der Kompetenz für Schwangerschaft und Geburt durch männliche Wissenschaftler bzw. Ärzte (vgl. Duden 1991; Fleischer 1993). Gleichzeitig unterwarf man die Tätigkeit der Hebammen Reglementierungen im Bereich von Ausbildung und Praxis. Man versuchte, sie als Kontrolleurinnen und Informantinnen in herrschaftliche Vernetzungen einzubinden (Trallori 1983, S. 44 ff.).

Das gelang am Land bis in unser Jahrhundert hinein kaum. Die Hebammen richteten sich in ihrer Praxis zwar zunehmend nach in der Ausbildung gelernten Hygienestandards (I.2, K.3b). Sie orientierten ihre Tätigkeit aber weiterhin vor allem daran, den Frauen zu helfen, die Frauen zu unterstützen und ihr lokal bezogenes Wissen über familiäre/soziale Situationen zugunsten der Frauen in ihre Behandlung einzubringen. Erst die Durchsetzung der Klinikgeburt (die auch die Frauen betrieben, da sie sich in der Klinik seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts sicherer, medizinisch "besser aufgehoben" glaubten und außerdem die Tage genossen, die sie abseits von aller Arbeit in einem Klinikzimmer zubringen konnten) brach die Macht und Fähigkeit der Hebammen, umfassende Geburtshilfe durch ihre geburts helferische Ausbildung, ihre Erfahrung und ihr Wissen um lokale Zusammenhänge, das Rücksicht auf die jeweils besondere Frau nahm, zu geben.²³

²³Vgl. die Lebensbeschreibung der Hebamme Maria Horner, Horner 1985. In den I.2, 11 geht es um die Praxis von Hebammen, in den I.10, 12, 15, 16 um Erfahrungen von Frauen mit Hebammen.

Im 19. Jahrhundert übrigens galt es als Strafe, in den klinischen Gebäranstalten gebären zu müssen. Nur die allerärmsten Frauen, die als Arbeiterinnen oder Dienstmädchen in den Städten oft mit Heiratsversprechen dazu gebracht wurden, mit Männern zu schlafen, konnten dazu gezwungen werden und wurden dadurch zu Versuchskaninchen für die Ärzte, die sich dabei ihre Art von Wissen in Hinblick auf Schwangerschaft und Geburt aneigneten. Die Medikalisation von Geburt und Schwangerschaft wurde zunächst an Frauen praktiziert, die mit den Makel der "Schuld" belegt (z.B. weil sie ledig waren) und dadurch tendenziell um ihre gesellschaftliche Einbindung gebracht wurden. In den Gebäranstalten probierten Ärzte an ihnen Geräte, Instrumente und Operationen aus. Ein großer Teil der Frauen und Säuglinge, die in der Klinik gebären mußten, starb dabei. Starben sie nicht an der Behandlung mit den Instrumenten, so starben sie am Kindbettfieber. "Die Leichen dienten dann weiterer Erkenntnisammlung bei den Sezierungen." (Grabruker 1990, S. 230). Die Diskussion, ob selbständig arbeitende Hebammen bessere Erfolge in der Geburtshilfe erzielten oder Ärzte in den Kliniken, wurde auch noch im Dritten Reich geführt. Von Seiten der Hebammen wurde dabei mit der hohen Sterblichkeit von Frauen und Kindern bei Klinikgeburten argumentiert (Zander/Goertz 1986).

Hebammen lebten im Dorf oder Nachbardorf und waren bestens eingeweiht in die Familienverhältnisse der Wöchnerinnen. Sie waren mit dem Schwangerschaftsverlauf und den gesellschaftlichen Zusammenhängen und Geschehnissen, in denen die Schwangerschaft stattfand, vertraut. Diese Hebammen betrachteten Frauen weniger als "anatomisches Gebilde", in dem "physiologische Prozesse" ablaufen (zu dieser Diskussion vgl. Fleischer 1993; Duden 1987 und 1991). Sie orientierten sich nicht an einem Idealtypus "Schwangerschaft", an dem gemessene "Abweichungen" als pathologisch zu behandeln sind. Die Hebammen bezogen sich mit ihrem Tun auf langjährig erworbenes Erfahrungswissen im Kontext eines vertrauten gesellschaftlichen Zusammenhangs. Sie wußten, wie Frauen und Männer in diesem gesellschaftlichen Zusammenhang sich verhielten, und was von ihnen erwartet wurde. Sie kannten die Familien/Verwandtschaften und die konkreten Frauen und Männer, mit denen sie zu tun hatten. Diese Kenntnisse bestimmten zusammen mit ihrer Erfahrung als Geburtshelferin ihre Behandlungsmethoden.

Das Großziehen der Kinder gehörte zu den Aufgabenbereichen der Frauen.

Im Dialekt sind im Zusammenhang mit dem Gebären und zur Weltkommen der Hochsprache entsprechende Formulierungen gebräuchlich: "Sie hot a Poppila krieg." ("Sie hat ein Baby bekommen."), "I bin geborn worn." ("Ich wurde geboren."), "I bin af die Welt kemmin." ("Ich kam zur Welt."). Die hochsprachliche Formulierung "ich gebäre", die das Gebären als ein Tun der Frau ausweist, wird im Dialekt kaum verwendet. "A Poppila kriagn" bezeichnet entweder das Schwangersein: "Sie krieg a Poppila" bedeutet "sie ist schwanger, sie wird ein Kind bekommen", oder es drückt aus, daß das Kind schon da ist: "Sie hot a Poppila krieg". "Sie hot entbunden" (eine Formulierung, die im engen Sinn, die Durchtrennung der Nabelschnur meint), ist gebräuchlich, und kann sich auf den gesamten Vorgang der Geburt beziehen. In der Zeit, in der sich die Geburt ereignet, wird ansonsten kaum ein Verb gebraucht, das "das Ganze" zusammenfaßt. Es wird über das gesprochen, was konkret gerade passiert. "S'Wossar bricht" (das Wasser bricht), "die Wehn kemmin olle fünf Minuten" (die Wehen kommen alle fünf Minuten), "in die Klinik fohrn" (in die Klinik fahren), "die Hebam holin" (die Hebamme holen) wären Sätze bzw. Wendungen, die in diesem Kontext fallen.

Frauen arbeiteten während ihrer Schwangerschaft und bereits kurz nach der Geburt wieder. Sie hatten wenig Muße, um sich ausführlich mit ihren Säuglingen zu beschäftigen. *Mali meinte dazu, daß die Kinder entweder überlebten oder starben. Die Säuglinge bekamen das Mus mit dem Löffel eingegeben (I.1, K.2a).* Oft halfen ältere Kinder, Großmütter, Schwestern oder Nachbarinnen bei der Betreuung kleiner Kinder, wenn die Frauen erwerbstätig waren oder am Hof arbeiten mußten (was in den I.1, 2, 3, 9, 11, 12, 14, 15, 16 erzählt wurde).

Bei weitem nicht alle Kinder wuchsen bei ihren "leiblichen" Eltern oder Müttern auf, dennoch waren es in der Regel wiederum Frauen, die sich um "fremde" Kinder kümmerten (wie es in den I.3, 11, 14 vorkommt). *Mali nahm, als sie bereits verheiratet war, zwei Jahre lang das Kind ihrer erwerbstätigen Schwester, sie übernahm den Ziehsohn ihrer Mutter, nachdem diese verstorben war. Er wohnte in ihrem Haus, bis er selbst verheiratet war und Kinder hatte (I.1, K.1b).* *Die Mutter von Anna (die inzwischen selbst schon über 90 Jahre alt ist) bekam zehn Kinder, von denen fünf überlebten, und zog außerdem noch zehn Kinder von Leuten aus Innsbruck auf, zum Teil für Geld, zum Teil "für Gottes Lohn" (I.14, K.1a).*

Die Generation der Mütter meiner Interviewpartnerinnen sorgte für das tagtägliche Überleben der Familie, der Kinder. Überlegungen zur Zukunftsplanung wurden nur in wohlhabenderen Familien angestellt (was in den I.9, 10, 15, 16, 17 anklingt), oder in Familien, in denen die Mütter einen gewissen Ehrgeiz hatten, einen sozialen Aufstieg zu erreichen (I.2, 12). Die Zukunftsplanung wurde aber sofort den aktuellen Erfordernissen unterstellt, sobald es existentielle Schwierigkeiten (etwa durch Verschuldung) gab (davon ist in den I.16, 17 die Rede). Die Zukunftsplanung in wohlhabenderen Familien in dieser Zeit lief in Hinblick auf die Töchter meist darauf hinaus, diese auf eine gute Heirat, auf ihre Aufgaben als Bäuerin vorzubereiten.

Die Interviewpartnerinnen selbst, eine Generation später, bemühten sich, ihren Kindern durch Ausbildungen, Schulen, indem sie sie weniger in Familienarbeiten einspannten, indem sie zu Hause wenig oder kein Geld abgeben mußten, den Aufbau einer gesicherten Zukunft, den Einstieg in Berufe mit sozialen Aufstiegschancen zu ermöglichen.

Darüber, auf welche Art Frauen für die Existenz der Familie, der Kinder, für Nahrung und Kleidung, für die Verbindung mit gesellschaftlichen Geweben des Austauschs sorgten, wurde in den letzten Kapiteln und Abschnitten gesprochen.

Im folgenden geht es um das Kinder Bekommen im engeren Sinn, um die Umstände, in denen Frauen Kinder bekamen. Gerade die Geschichten über die Geburten, über besonders kritische und gefährliche Momente im Leben der Frauen, machen deutlich, in welcher Form "sexuelle Ökonomie" (mindestens bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts) die Arbeit, das Leben von Frauen ökonomisch/politisch ausbeutbar machte.

Meine Interviewpartnerinnen berichteten, daß ihnen in ihrer Kindheit niemand erzählte, wie Kinder zustande kämen (was in den I.1, 2, 16 vorkam). Alles, was mit Sexualität zu tun hatte, war Sünde. *Als Frieda ihre erste Menstruation bekam, dachte sie, sie wäre krank. Ihre Mutter sagte: "Jo, des isch iatz holt sou, miaß mar holt Bindn kafn."* ("Ja, das ist jetzt eben so. Müssen wir eben Binden kaufen.") *Auf Friedas Bitte hin brachte der Vater eine Gummihose und Einlagen aus der Stadt mit. Die Mutter schlug ihn deshalb (I.2, K.4b).* Die Eltern wachten darüber, daß die Töchter keine sexuellen Beziehungen zu Männern hatten. Ledige Kinder brachten existentielle und "moralische" Schwierigkeiten mit sich. Dennoch hatten viele Frauen ledige Kinder. Viele junge Frauen arbeiteten als Dienstubinnen und waren deshalb außerhalb der Kontrolle der Eltern. Einige meiner Interviewpartnerinnen hatten bereits ein Kind oder waren schwanger als sie heirateten (so wurde in den I.1, 2, 3, 11 erzählt). Wie schlimm das für die jeweilige Frau war, hing damit zusammen, an welchem Ort, in welcher Familie, in welcher gesellschaftlichen Schicht sie aufwuchs, wie sehr eine ledige Schwangerschaft im jeweiligen konkreten Zusammenhang verachtet wurde.

Waren Frauen verheiratet, erwarteten ihre Männer, daß sie mit ihnen schliefen. Nachdem Sexualität aber mit Schuld verknüpft war, und die Erfahrung zeigte, daß das Kinder Bekommen und Großziehen das Leben nicht einfacher machte, und ihre Männer dabei häufig mehr Last als Hilfe waren, wollten viele Frauen nicht mit ihren Männern schlafen. Frauen sperren Männer aus ihren Schlafzimmern aus oder teilten das Zimmer mit Kindern.

Es kam vor, daß Männer ihre Frauen dazu zwangen, selbst im Kindsbett mit ihnen zu schlafen, daß die Frauen deshalb Kindbettfieber bekamen und starben (vgl. auch für die Schweiz Joris/Witzig 1992, S. 39). Hebammen entwickelten Strategien, um das zu verhindern.

Hebammen waren oft diejenigen, die imstande waren, Frauen vor unmittelbar auf eine Geburt folgenden lebensbedrohlichen sexuellen Ansprüchen ihrer Männer zu schützen. Sie

wußten, welche Frauen durch welche Männer in dieser Hinsicht gefährdet waren. Im Dorf wurde über diese Dinge geredet. *Friedas Mutter war Hebamme. "Und oamoul, eigentlich hot se (die Mutter) des am meischn heagnommen. Do wor in Grinzns innin a Foll, dia Frau hot schon s'vierte Kind krieg, nit. Und es wor die Gefohr do, daß sie amend Kindbettfiabar krieg, und der H. (dörfliche Arzt) hot gso, also, sie (die Mutter) miaßit Toug und Noucht innin bleibn, nit. Nochedm Muattar ebn a a Familie ghobt hot, hot sie gso, ob nit er (der Arzt) a Schtund, a zwoa innin bleibit bei ihr (der Wöchnerin). Es hot sie nit gidraht wegn der Frau selber, sondern weil der Monn ihr koa Ruah glossn hot. Und durch des houbn viel Kindbettfiabar krieg dozumul. Und nocha isch Muattar hoamgongin Mittoug kochn und dar H. isch hoamgongin Essn, nit. Und wia Muattar hinein gongin isch, isch ihr nocha dar H. bigegnt. No hot er gso: 'Jo, dia holbe Schtund wearscht iatz decht nicht sein' nit. Und wia Muattar eichn kemmin isch, no sog sa (die Wöchnerin): 'Isch schon gscheachn, G. I moan, iatz muuß i schterbn.' Es woar a a sou.*"²⁴ (I.2, K.2b).

Die Kinder wurden Anfang dieses Jahrhunderts meist von den Frauen mit Hilfe von Hebammen zu Hause zur Welt gebracht. Bis in die 50er Jahre war das im Dorf die übliche Art des Gebärens, insbesondere für die Bäuerinnen. Spätestens seit den 60er Jahren bekamen Frauen ihre Kinder fast ausschließlich in Kliniken. Das betraf die Generation der Töchter und Enkelinnen meiner Interviewpartnerinnen, obwohl auch einige der Interviewpartnerinnen Kinder knapp vor dem Zweiten Weltkrieg in der Klinik zur Welt brachten (wie in den I.2, 3 berichtet wurde).

Die Geschichten der Geburten handeln häufig von den schwierigen familiären, beziehungs-mäßigen und existentiellen Situationen, in denen sich Frauen befanden, als sie ihre Kinder bekamen. Diese Geschichten machen deutlich, daß von Frauen erwartet wurde (und sie es auch von sich erwarteten), arbeitsmäßig und emotionell übermenschliche Leistungen zu erbringen, und daß das Kinder Bekommen in dieser Zeit, in der es meine Interviewpartnerinnen betraf, von vielen Menschen kaum als eine Mächtigkeit von Frauen betrachtet wurde, für die sie besonderen Schutz und eine besonders umsichtige Behandlung verdienen würden.²⁵ Gerade das Alleingelassen Werden, die Schutzlosigkeit, die Überforderung im Zusammenhang mit den Geburten, hat bei vielen Frauen Kränkungen und Enttäuschungen hinterlassen.

Paul erzählte von seiner Mutter (vom ersten Drittel dieses Jahrhunderts), daß sie jedes Jahr ein Kind bekam (acht Mädchen und sieben Buben), und dabei aber immer in der Landwirtschaft arbeiten mußte. Davon war sie so erschöpft, daß sie einmal einschlieft, ohne den Spirituskocher zum "Papila Wärmen" (Papila heißt der flüssige Milchbrei) auszumachen. Das Nachtkästchen brannte an (I.13, K.1a).

²⁴Und einmal, und das nahm sie (die Mutter) am meisten her, da war in Grinzns ein Fall, eine Frau bekam das vierte Kind. Und es bestand die Gefahr, daß sie Kindbettfieber bekommen würde. Da sagte H. (der dörfliche Arzt), sie (die Mutter) müsse Tag und Nacht dort bleiben. Nachdem die Mutter aber auch eine Familie hatte, fragte sie den Arzt, ob er nicht ein, zwei Stunden dort bleiben könne. Es drehte sich nicht um die Frau selbst, sondern darum, daß ihr Mann ihr keine Ruhe ließ. Dadurch bekamen damals viele Kindbettfieber. Dann ging die Mutter nach Hause Mittag kochen und H. ging nach Hause essen. Und als die Mutter zurückkam, traf sie H. (am Weg). Da sagte er: 'Wegen einer halben Stunde wird schon nichts passiert sein.' Und als die Mutter zurückkam, sagte sie (die Wöchnerin): 'Jetzt ist es schon passiert G. Ich glaube, jetzt muß ich sterben.' Und so war es auch."

²⁵Das war erst der Fall, als die Maxime der "Produktion qualitativ hochwertigen Nachwuchses" soweit durchgesetzt war, daß Frauen dazu verpflichtet wurden, im Interesse des staatlich/ökonomisch erforderlichen Nachwuchses auf sich zu achten. In Österreich etwa wurden sozialstaatliche Unterstützungen mit der Kontrolle durch den Mutter-Kind-Paß verknüpft.

Liesl bekam ihr erstes Kind (Mitte der 40er Jahre) im Haus ihrer Schwiegereltern und Schwägerinnen. Nach der Geburt waren die Schwiegermutter und die Schwägerinnen so mit dem Kind beschäftigt, daß sie selbst aufstehen mußte, um Windeln zu waschen. Die Hebamme sah das, und sorgte dafür, daß die anderen Frauen sich um die Windeln kümmerten (I.16, K.2b).

Mali mußte (um 1950) ihren Mann aus dem Gasthaus holen, während die Wehen bei der Geburt ihres jüngsten Sohnes bereits eingesetzt hatten. Sie kochte am Abend noch und räumte die Küche auf. Am Morgen machte sie die Stallarbeit, während ihr Mann in der Küche schlief, und nahm das Postauto, um zur Klinik zu fahren. Zufällig war eine Krankenschwester im Bus, die den Chauffeur dazu anhielt, sich zu beeilen. Als ihr Mann ins Krankenhaus kam, wollte sie seinen Besuch nicht (I.1, K.2b).

Elsa mußte nach der Geburt ihrer beiden Kinder (Ende der 40er/Anfang der 50er Jahre) sofort wieder am Hof arbeiten. Sie meinte, die Männer wollten auf ihre Rechnung kommen, wenn sie verheiratet waren, und die Frauen mußten mit den Kindern klarkommen. Die Männer genossen es, und die Kinder kamen wie die Orgelpfeifen (I.10, K.2b).

Irma hatte nach dem Zweiten Weltkrieg nach Axams geheiratet. Sie stammte aus Innsbruck und war als Lehrerin an verschiedenen Orten tätig gewesen. Als sie 1948 ihr erstes Kind zur Welt brachte, war ihr Mann gerade damit beschäftigt, eine Dorfausstellung zu organisieren, anstatt ihr zu helfen. Bei den Entbindungen zu Hause halfen ihr ihre Mutter und ihre Schwester, die Fürsorgerin war. Die Geburten waren sehr schwierig. Als einzige meiner Interviewpartnerinnen erzählte sie, daß sie mit der Hebamme nicht zufrieden war. Diese hätte in Ruhe gestrickt, während es ihr sehr schlecht ging (I.12, K.1a, 2a).

Luisa hatte (in den 50er Jahren) schwierige Geburten. Auch sie arbeitete bis knapp vor der Entbindung. In ihrem Fall war aber ihr Mann bei den Geburten dabei, und ihre Schwiegermutter half ihr viel (I.15, K.2a,b).

Mütter und Töchter

Welche Erwartungen an einen Menschen gestellt waren, welche Aufgaben er oder sie zu erfüllen hatte, hing mit seinem/ihrer Geschlecht zusammen. Es hing damit zusammen, in welche gesellschaftliche Schicht und in welche Familie/Verwandtschaft sie oder er geboren wurde. Es hing mit seinen/ihren Fähigkeiten zusammen, mit kulturell-historischen Gegebenheiten, Beschränkungen und Möglichkeiten. Und es hing mit der familiär/verwandtschaftlichen Position der Person zusammen: ob sie Großmutter, Großvater, Mutter, Vater, Ziehmutter, Ziehvater, Tante, Onkel, Patin, Pate, Tochter, Sohn, Enkelin, Enkel, Nichte, Nefte, Vetter oder Base war. Nachdem die Menschen mehrere dieser Positionen gleichzeitig einnahmen, waren ihre Aufgaben, die Erwartungen an sie, ihre Verhaltensweisen in verschiedenen Beziehungen und Situationen vielfältig.

In den bisherigen Ausführungen kamen Frauen bereits in unterschiedlichen Beziehungen vor, es war davon die Rede, wie sich ihre Aufgaben im Laufe ihres Lebens veränderten. Bei diesen Überlegungen und Beschreibungen kamen Arbeit, Austausch- und Ausbeutungsbeziehungen von Menschen in allen möglichen (verwandtschaftlichen, nachbarschaftlichen, gesellschaftlich-hierarchischen, beruflichen, dörflichen, freundschaftlichen) Positionen zur Sprache. Hauptsächlich wurde auf die Arbeit und die Austauschbeziehungen der Mütter in verschiedenen Lebensphasen Bezug genommen.

Im Dorf gab es Wertmaßstäbe für die Tätigkeiten von Frauen, aus denen sich ihr Ansehen im Dorf ableitete. Daraus resultierten Einflußmöglichkeiten, die Frauen sich schufen. Ihre Macht- und Einflußmöglichkeiten setzten Frauen meist mehr im Rahmen ihrer Verantwortlichkeit für die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" ein als für "persönlichen Ehrgeiz".

"Mütter" konnten auch Frauen sein, die keine leiblichen Kinder hatten, wie etwa Tanten, die für verstorbene Mütter einsprangen, Frauen mit Zieh- und Pflegekindern, kinderlose Bäuerinnen, Dienstbotinnen, Dienstmädchen, die Verantwortung für die Existenz von Menschen übernahmen.

Bevor Frauen Mütter wurden, bereiteten sie sich als Töchter auf diese Art der Mütterlichkeit vor. Sie arbeiteten mit Mutter und Vater mit, sie "schaute" von der Mutter "ab". Sie lernten Nahrung zu beschaffen und zuzubereiten, Kleidung zu beschaffen und herzustellen, zu handeln und auszutauschen. Sie trugen selbstverständlich durch Haus-, Feld-, Garten-, Holz-, Stall- und Erwerbsarbeit zur Existenz der Familie bei. Sie sprangen für ihre Mütter ein, wenn diese krank waren. Von Töchtern und Söhnen wurde erwartet, in der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" zu arbeiten. Eltern bestimmten, wie Töchter und Söhne dafür eingesetzt wurden: welche Arbeiten sie zugeteilt bekamen, und wann sie diese zu erledigen, wann sie zur Kirche zu gehen und zu beten, welche Erwerbsarbeiten sie anzunehmen hatten, ob sie in den Dienst gehen oder am Hof, im Betrieb arbeiten sollten, ob sie eine berufliche Ausbildung machen, oder ob sie den elterlichen Hof oder Betrieb übernehmen und sich darauf vorbereiten sollten. Der dabei geforderte Gehorsam, das Akzeptieren der elterlichen Autorität wurde mit dem Vierten Gebot begründet.

War der elterliche Betrieb nicht ertrageich und arbeitskräfteaufwendig genug, so war es selbstverständlich, daß Töchter nach Beendigung der Schulpflicht "in den Dienst gingen". Damit standen sie teilweise außerhalb der elterlichen Kontrolle über ihre Beziehungen zu Männern. Eltern baten manchmal die DienstgeberInnen ihrer Töchter (insbesondere, wenn diese LehrherrInnen waren) auf diese "aufzupassen" (I.17, K.1a, b). Mali arbeitete für einige Zeit am selben Dienstplatz wie eine ihrer älteren Schwestern. Die ältere Schwester hatte die Aufgabe, auf Mali "aufzupassen", damit sie nicht, wie zwei ihrer Schwestern, ein lediges Kind nach Hause brächte (I.1, K.3b). Liesls Schwester, die Hoferbin, versuchte Liesl zu bedrohen oder zu beleidigen, als diese sich eine Dienststelle suchte, indem sie ihr sagte: "Jo, no muasch holt giahn. Bringsch a nit meahr hoam wia a lediges Kind, wia ondara, dia wous giahn vu darhoama." ("Ja, dann mußt du eben gehen. Du wirst auch nicht mehr heimbringen als ein lediges Kind, wie andere, die weggehen von daheim") (I.16, K.1a).

Die "sexuelle Ökonomie" bildete ein wesentliches Moment in der Transformation der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in Ökonomie. Sexualität war im christlichen Verständnis mit Schuld verbunden, wie Körperlichkeit überhaupt. Das betraf die Sexualität der Frauen in besonderer Weise. Außerhalb staatlich-kirchlich geregelter Verhältnisse, also jener Verhältnisse, die als "naturhafte Grundlage" von Staat und Ökonomie theoretisiert wurden, sei Sexualität individuelle Schuld. Nachdem diese "schuldige" Sexualität aber dennoch stattfand, wurden diejenigen, die sich schuldig gemacht hatten, durch gesellschaftliche Ächtung/Marginalisierung und empfundene Scham besonders ausbeutbar. Sie mußten "büßen", also besondere Schwierigkeiten auf sich nehmen, um ihre "Schuld" zu "sühnen". An den ledigen Müttern (Arbeiterinnen, Dienstmädchen) in den Städten, führten die Geburtshelfer und Ärzte seit dem 18./19. Jahrhundert ihre Experimente durch, sie ver-

wendeten sie als das "Material" für die Konstruktion eines gynäkologischen Wissenskorpus. Ledige Mütter mußten besonders schlimme Arbeitsverhältnisse akzeptieren, um sich und ihre Kinder zu ernähren. Sie mußten akzeptieren, ihre Kinder wegzugeben, um Geld zu verdienen.

In der dörflichen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts kam es häufig vor, daß Frauen ledige Kinder bekamen. Die gesellschaftliche Ächtung war weniger rigide, als das etwa in den Mittelmeergesellschaften beim "Verlust der Jungfräulichkeit" der Fall war.

Aus den Interviews ergibt sich, daß Töchter von besitzenden Bauern, die "gute Heiratschancen" hatten, die auch weniger außerhalb des Hofes erwerbstätig waren, da es am Hof genug Arbeit gab, strenger bewacht wurden, als Töchter von ärmeren Leuten. In solchen Fällen war die Scham im Falle eines ledigen Kindes größer, die Sanktionierung durch Ächtung durch die eigene Familie härter.

Ansonsten kam es häufig vor, daß eine ledige Frau schwanger wurde, daß der Vater des Kindes sie aber heiratete, falls er in der gesellschaftlichen Hierarchie nicht allzu weit über ihr stand (wie aus den I.1, 2, 3 hervorgeht). Die ledige Schwangerschaft war auf alle Fälle mit Schuld- und Schamgefühlen verbunden und sie brachte Frauen in Zwangslagen (heiraten zu müssen, obwohl sie es nicht wollten; schlechtere Arbeitsbedingungen akzeptieren zu müssen; entlassen zu werden; mehr arbeiten zu müssen; noch weniger Entscheidungsfreiraum zu haben).

Die Witwen und ihre Kinder

Im Zusammenhang damit, wie in Tirol eine Schicht von männlichen Erben und (Hof)Besitzern hergestellt, wie Patrilinearität als Norm festgelegt wurde, kam bereits zur Sprache, daß es oft Witwen waren, die den Besitz der Familie für die als Besitzer aufscheinenden Kinder erhielten.

Elf von meinen 13 Interviewpartnerinnen waren zum Zeitpunkt des Interviews Witwen. Bei dreien von ihnen starb der Mann, als die Kinder noch klein waren, sodaß die Erfahrung, die Existenz der Familie unter noch schwierigeren Umständen sichern zu müssen, einen großen Teil ihres Lebens bestimmte.

Luisa hatte am Hof ihres Mannes eingeheiratet. Ihr Mann war Witwer. Sein Sohn aus erster Ehe wuchs bei den Eltern seiner verstorbenen Frau auf. Luisa bekam drei Töchter. Die kleinste war dreieinhalb Jahre alt, als ihr Mann an Magenkrebs starb. Sie waren damals zwölf Jahre verheiratet gewesen. Kurz nach dem Tod des Mannes mußten alle Kühe wegen TBC geschlachtet werden.

Luisa führte den Hof 21 Jahre lang fast alleine. Ihre Schwiegereltern halfen ihr und ein Bruder des Schwiegervaters, der am Hof lebte. Ihrem Schwiegervater mußte sie gehorchen. Eine große Hilfe war ihr Bruder, der den Hof der Eltern in Omes geerbt hatte. Er ging etwa für sie Holzen und half ihr mit seinen Maschinen am Feld. Für ihre Töchter war es schwer, den Tod des Vaters zu verarbeiten. Sie selbst mußte den Schmerz oft verdrängen, um mit der Arbeit und der Sorge um die Kinder fertig zu werden. Sie weinte heimlich in ihrem Zimmer. Sie hatte nun die Aufgaben von Bauer und Bäuerin zu bewältigen, die Stall- und Feldarbeit, den Haushalt, die Kinder, die Pflege der Schwiegereltern, als diese gebrechlich wurden. Sie machte den Traktorführerschein. Die Mädchen halfen am Wochenende bzw. nach der Schule und später nach der Arbeit. Auch ihre Mutter, die oft zu Besuch kam, half ihr. Luisa war neben all ihrer Arbeit noch 30 Jahre lang als Ortsbäuerin engagiert. Sie besuchte Kur-

se und organisierte Kurse im Dorf, sie veranstaltete Fahrten und Zusammenkünfte, sie gab Informationen an die Bäuerinnen im Dorf weiter, etwa in Bezug auf finanzielle Unterstützungsmöglichkeiten für ärmere Familien. Bei der Feldarbeit dachte sie darüber nach, was sie machen könnte und wie.

1988 wurde Luisa sehr krank, sie mußte die Landwirtschaft aufgeben und ihre Arbeit als Ortsbäuerin. Sie führt nun den Haushalt für ihre jüngste Tochter, die im Bauernhaus lebt, betreut die Kinder ihrer Töchter und kocht Mittagessen für ihre Töchter, die in ihren Mittagspausen zu ihr kommen. Außerdem arbeitet sie für den Bauernmarkt (I.15, K.1a,b und 2a,b).

Agnes hatte, sie war das einzige überlebende Kind, den Hof ihres Vaters geerbt. Sie heiratete, als sie 30 Jahre alt war. Ihr Mann starb durch einen Unfall, als ihre beiden Söhne 16 und 17 Jahre alt waren. Agnes mußte dann soviel arbeiten, daß sie Wülste an den Händen bekam. Ihr jüngerer Sohn war gerade beim Militär in Salzburg. Sie suchte um seine Versetzung nach Innsbruck an, damit er am Wochenende am Hof mithelfen konnte. Das wurde zwar genehmigt, aber er wurde auch in Innsbruck nicht viel nach Hause gelassen. Eine Familie in Axams half ihr sehr viel, ansonsten erhielt sie wenig Unterstützung. Ein größerer Bauer kam und wollte die Vormundschaft für ihre Söhne übernehmen. Sie schmiß ihn hinaus. Agnes sagte, daß eine Witwe es besonders hart hätte, weil einige Leute meinten, sie könnten mit ihr umspringen, wie es ihnen paßte. Sie sagte wörtlich: "Manche warn schon sou a bißl a dar Witwe eichn gwesn. Manche." ("Mache wären schon so ein bißchen auf die Witwe hinein gewesen."), und: "Af der Witfrau schießt a niader Spoutz oucha." ("Auf die Witwe schießt ein jeder Spaß herunter") (I.9, K.1a,b).

Irma heiratete 1947 nach Axams. Zuvor hatte sie als Lehrerin gearbeitet. Ihr Mann war 15 Jahre älter als sie. Er war Bildhauer, stammte aus einer Bauernfamilie, hatte einen Grund geerbt und ein Haus darauf gebaut. Sie lebten von dem Wenigen, das er als Bildhauer verdiente, vom Gemüsegarten, einer Kuh und ein paar Hennen. Irma bekam eine Tochter und zwei Söhne. Nach zehn Ehejahren erkrankte ihr Mann an einer Sepsis, die der Arzt für eine Grippe hielt und falsch behandelte. Nach seinem Tod stand Irma unversichert mit drei Kindern da. Sie erzählt, daß sie in dieser Situation ruhig blieb, daß sie in ihrem Leben bereits gelernt hatte, Gefühle nach außen nicht zu zeigen. Nach dem Begräbnis ihres Mannes bot ihr der Schuldirektor an, in den Schuldienst zurück zu gehen. So begann sie zu unterrichten, um ihre Kinder zu ernähren. Es kam aber kaum jemand im Dorf auf die Idee, daß sie mit Haushalt und Kindern Hilfe brauchte. Im ersten Stock ihres Hauses wohnte eine Bekannte aus Innsbruck, die Kriegswitwe war. Diese Frau räumte für sie auf, kochte und betreute den jüngsten Sohn, dafür, daß sie und ihre Tochter dort wohnen und essen konnten. Eine Lehrerin, die selbst nicht aus Axams war, übernahm Flickarbeiten für sie. Irma wollte nach dem Tod ihres Mannes einen Mit-Vormund für ihre Kinder, um Hilfe bei der Regelung der Hinterlassenschaft zu haben. Ein Bekannter ihres verstorbenen Mannes übernahm diese Aufgabe. Sie hatte kein Verfügungsrecht über das Erbe, alles ging an ihre Kinder. Wenn sie etwas verkaufen wollte, mußte sie sich an die Obervormundschaft wenden und beweisen, daß sie es für die Ausbildung ihrer Kinder tat (I.12, K.1a,b und 2a,b).

Die Erzählungen der Witwen verweisen darauf, daß Frauen unter härtesten Umständen ihrer Verantwortung für die Sorge der Kinder, der Familie nachkamen. Dabei stellten sie eigene Bedürfnisse weit zurück. Sie weinten heimlich, blieben nach außen ruhig und arbeiteten. Sie erhielten den Besitz für ihre Kinder und achteten auch noch darauf, daß ihre Kinder Ausbil-

dungen bekamen. Von gesetzlicher Seite her gingen die Rechte des Ehemannes, Vaters, Besitzers nicht auf sie über. Der Besitz ging an die Kinder, sie waren lediglich als Verwalterinnen anerkannt. Sie brauchten einen Vormund für ihre Kinder.

5. Regionale und überregionale Politik: weibliche Scham und männliche Ehre

In den vorangegangenen Ausführungen wurde immer wieder die gesetzliche Festschreibung von Männern als Besitzer von Häusern, Höfen, Geräten und Land erörtert. Mit dem Besitz waren die Konstruktion von verschiedenen Abhängigkeitsverhältnissen und deren praktische Durchsetzung, und damit die Einsetzbarkeit von Menschen, Männern und Frauen, als Arbeitskräfte für die Besitzenden verbunden. Diese Verfügbarkeit wurde über Gesetze, Zwänge und über die Anerziehung "moralischer" Normen hergestellt. Zunächst wurde den Kindern beigebracht, die absolute Autorität der Eltern/Älteren zu akzeptieren, das Vierte Gebot zu befolgen. Sie lernten zu "folgen", zu gehorchen. Die Forderung zu "folgen", sah für Mädchen und Buben unterschiedlich aus, sie sah für Menschen, die in wohlhabenderen oder ärmeren Verhältnissen zur Welt kamen, unterschiedlich aus, sie sah unterschiedlich aus, je nach dem, ob einem als jüngerer Geschwister ein Dienstbotendasein, oder als Erbe ein Besitzerdasein beschieden sein würde.

Mädchen und Buben mußten entsprechend dem, was die Eltern anschafften, arbeiten. Die Arbeiten, für die Mädchen herangezogen wurden, waren jedoch umfangreicher. Sie lernten von klein auf, sich unablässig zu betätigen. Mädchen wurden strenger bewacht, vor allem dann, wenn sie in das Alter kamen, in dem sexuelle Beziehungen wahrscheinlich wurden. Sie lernten, sich "schuldig" zu fühlen, sich zu schämen, für alles, was mit Sexualität zu tun hatte (was auch bei Buben der Fall war, allerdings in anderer Weise). Die sowohl staatlich/gesetzlich als auch kirchlich/"moralisch" festgelegte Norm war die Beschränkung der Sexualität, vor allem bei Frauen, auf das eheliche Verhältnis. "Weibliche Ehre" war in diesem Sinne konzipiert.²⁶ Das eheliche Verhältnis wiederum wurde durch den "politischen Ehekonsensus" im 19. Jahrhundert für Menschen, die über einen bestimmten Besitz verfügen konnten, reserviert. Die Instanz, die darüber zu entscheiden hatte, wer heiraten durfte und wer nicht, war eine politische Behörde, wie das Gericht oder die Gemeinde. Die Führung und Verwaltung der Gemeinde oblag Männern der besitzenden Schicht, Männern aus wohlhabenderen Familien.

Männeröffentlichkeit

Die dörfliche Öffentlichkeit, die im sich Zusammenschließen, Treffen, Reden, Handeln, Organisieren und Entscheiden von Männern bestand, war nicht "die Öffentlichkeit" schlechthin, wenn unter Öffentlichkeit Verbindungen/Beziehungen von Menschen verstanden werden, die das "gesellschaftliche Ganze" beeinflussen, formen und verändern.

Vom Handeln, Arbeiten, sich Treffen von Frauen in öffentlicher Form war bereits die Rede. Dabei trafen Frauen und Frauen sowie Männer und Frauen zusammen. Es gab Orte und Zusammenhänge, die fast nur für Frauen vorgesehen waren (z.B. die Läden).

Männer bildeten im Dorf verschiedene Gruppierungen/Formationen/Institutionen, durch die sie zusammenkamen und sich organisierten. Daraus ergab sich eine weitgehend für Männer reservierte und überregional eingebundene Form der Öffentlichkeit. Diese institutionalisierte

²⁶Vgl. dazu im Hinblick auf Basel im 16. Jahrhundert Burghart 1992.

Öffentlichkeit wird im bürgerlichen Denken einer angeblichen Privatheit gegenübergestellt. Dieses Konstrukt beruht auf der Gleichsetzung von Öffentlichkeit mit einer bestimmten Organisationsform von Öffentlichkeit. Zu dieser Form gehört die gesetzliche Festlegung von Hierarchien innerhalb denjenigen, die an der "Öffentlichkeit" teilnehmen. Es sind mit "Macht" ausgestattete Positionen vorgesehen, die die Beteiligten akzeptieren, um ihre eigene gegenwärtige oder zukünftige mit "Macht" ausgestattete Position ausfüllen zu können. Zu dieser Form von Öffentlichkeit gehört die schriftliche Niederlegung von "Spielregeln" (Gesetzen, Protokollen, Statuten, Bescheiden, Verträgen), an die man sich zumindest formal hält, durch die man das eigene Tun legitimieren kann.

"Das Gemeinsame" des Dorfes (die Organisation der Infrastruktur für die Allgemeinheit und die Repräsentation des Dorfes nach "Innen und Außen") wurde und wird wesentlich von Gemeinde, Pfarre und den Vereinen bestimmt. Diese Einheiten funktionierten einerseits entsprechend offiziell festgelegten Spielregeln. Andererseits konstituierten sie sich über Handlungs- und Denkweisen, die im Rahmen des üblichen Öffentlichkeits- und Politikverständnisses kaum beschrieben werden können, die aber für Politik und Ökonomie mindestens ebenso entscheidend waren, wie das "Offizielle".

Zunächst soll nun auf den "offiziellen" Teil der dörflichen Führung und Verwaltung, der Regelung des "Gemeinwesens", auf Gemeinde und Vereine, eingegangen werden.

Die Gemeinde ist und war diejenige Institution, die das Dorf politisch und verwaltungsmäßig mit dem Staat verband. Entscheidungen wurden der gesetzlichen Regelung nach im Gemeinderat getroffen. Dieser bestand in Axams in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hauptsächlich aus wohlhabenderen Bauern und Wirten.²⁷ Die Wohlhabenderen/Besitzenden des Dorfes hatten die Möglichkeit, sich an der Regelung der Gemeindeangelegenheiten zu beteiligen und dadurch diese Angelegenheiten wiederum in ihrem Sinne, zu ihrem Vorteil zu bearbeiten.

Friedas Vater (ein Kleinbauer, ohne großen Landbesitz) wollte den ersten regelmäßigen Personenverkehr zwischen Axams und Innsbruck einrichten. Einer der Dorfwirte, die Gemeinde und der Pfarrer waren dagegen. Er mußte die Straße auf seine Kosten reparieren lassen. Als das Auto ausbrannte, erhielt er keinerlei Unterstützung (I.1, K.6a).

Friedas Vater gehörte als Kleinbauer und kleiner Gewerbetreibender nicht zur Gruppe der Bestimmenden im Dorf, wollte sich aber hocharbeiten. Die Neuerungen, die er vorhatte,

²⁷Die Gemeinderatsprotokolle von 1919 bis 1938 weisen Angehörige von bäuerlichen, von gewerbetreibenden und von Wirtsfamilien als "politisch Aktive" auf, die im Gemeinderat sitzen, zum Bürgermeister und in diverse Kommissionen und Gremien gewählt werden.

Protokollarisch festgehalten sind Entscheidungen über die Finanzierung der Gemeindeangelegenheiten durch diverse Steuern und Zahlungen (etwa Hundesteuer, Schulgeld, Marktgeld), die Bestimmung von Personen für Posten (wie den des Waldaufsehers, des Almhirten oder des Mesners), ihre Bezahlung (etwa die Bezahlung des Organisten, des Gemeidesekretärs), die Ernennung von Ehrenbürgern, infrastrukturelle Verbesserungen und Neuerungen (wie Telefonbau, elektrische Leitungen, 1926 das Ansuchen um die Konzession einer Autofahrt Innsbruck-Axams bei der Landesregierung), die Bewilligung von Holz aus Waldteilen, über die die Gemeinde verfügt, die Verpachtung von Holzrechten oder Jagden, Vormundschaftsangelegenheiten, die Bewilligung von Eheschließungen (zuletzt 1919), Robottleistungen für die Gemeinde, die Wahl von Gremien, Ausschüssen (z.B. Ortsschulrat, Baubewilligungskommission, Finanzausschuß, Sanitätssprengel) und des Bürgermeisters, die Aufnahme von Menschen in den Gemeindeverband. In den 30er Jahren werden zahlreiche Unterstützungsanträge behandelt. Angesucht wurde etwa um finanzielle Unterstützung, um Winterhilfe, Unterstützung durch Holz, Geld für ein Paar Schuhe, Kleidung, Medikamente, Mietbeihilfe. Diese Ansuchen werden teilweise abgelehnt, teilweise bewilligt.

Aus den Gemeinderatsprotokollen läßt sich nichts über die teilweise bürgerkriegsähnlichen Zustände zwischen "Heimatwehrlern" und "Nazis" in den 30er Jahren herauszulesen, die aber in der mündlichen Tradition des Dorfes präsent sind.

wurden behindert, was die Familie letztlich um ihren Besitz brachte und in der dörflichen Hierarchie deklassierte.

In den 60er Jahren wurde die sozialistische Partei (vorübergehend) stärker. Es lebten immer weniger Bauern und immer mehr Pendler, die außerhalb des Dorfes arbeiteten, im Dorf (Tiroler Nachrichten Nr. 302/1965, S. 3). Seit den 50er Jahren organisierte sich (im Zusammenhang mit der Ausrichtung des Ortes auf die Tourismuswirtschaft) der 1953/54 gegründete Wirtschaftsbund und stellte schließlich (seit 1962) den Bürgermeister in den 60er, 70er und 80er Jahren. In dieser Zeit wurde die Modernisierung, wurde die Umgestaltung des Ortes im Sinne der "Dienstleistungsgesellschaft", wurden der Ausbau der Tourismuswirtschaft und die Vergrößerung des Ortes betrieben. Brennpunkte für "Modernisierungsschübe" waren die beiden Olympiaden in den Jahren 1964 und 1976. Die Modernisierung, die Veränderung der wirtschaftlichen Ausrichtung brachte Existenzmöglichkeiten mit sich, etwa in der Zimmervermietung, bei den Liften, als Skilehrer. Bauern gingen in diesen Bereichen in den Nebenerwerb, Männer und Frauen der unteren und oberen Schichten nahmen Arbeiten im Dienstleistungsbereich an, woraus eine Veränderung der dörflichen Machtverhältnisse resultierte.

In der von 1980 bis 1989 erschienenen "Axamer Zeitung" kam Kritik an der Modernisierung der Gemeinde zur Sprache, die zwar eine "Hebung des Wohlstands" für viele Menschen/Familien bewirkte, deren Schritte und Aussehen letztlich aber von einer relativ kleinen Gruppe von Menschen im Dorf entschieden wurden.

Wie in vielen Tiroler Dörfern hat sich mit der letzten Gemeinderatswahl die Zahl der politischen Gruppierungen erweitert. Walter, der in der Gemeindepolitik in dieser Zeit der Modernisierung tätig war, reflektierte im Interview über die Probleme, die die Modernisierung brachte, und die Art, wie die Gemeinde versucht/e, diese zu lösen. *Er meint, in letzter Zeit gäbe es zu viele politische Gruppierungen. Er war lange in der Politik des Dorfes tätig und sah, daß die Politiker aufeinander aufbauen. Die Gemeindepolitiker haben wenig Spielraum. Was im Zusammenhang mit Kanalisierung, Wasser, Schule zu geschehen hat, ist gesetzlich vorgeschrieben. Die Gemeinde bekommt durch die größere Einwohnerzahl höhere Bedarfszuweisungen vom Land. Das Problem der Wasserknappheit wurde durch den Einbau der Wasseruhren und die Bohrung eines Tiefbrunnens für viele Jahrzehnte gelöst (I.6., K.1a).*

Die Menschen/Männer, die die Gemeindepolitik bestimmten, waren und sind in Vereinen, Parteien und Interessensgemeinschaften/Genossenschaften (z.B. Alminteressenschaft, Agrargemeinschaft, Raiffeisengenossenschaft) organisiert. Männer traten meist in jungen Jahren in Vereine ein, machten durch ihr Tun und sich Treffen in mehr oder weniger vorgegebenem Rahmen eine gemeinsame Sozialisation durch, erlebten eine gemeinsame Geschichte, verbanden sich durch einen Code der Verständigung und durch gegenseitige Unterstützung, sie lernten Regeln und Hierarchien, an die sie sich hielten. Die Einhaltbarkeit solcher Regeln war an die Sozialisation geknüpft, in der der Code gelernt worden war. Im Durchmachen gemeinsamer Erfahrungen ergab sich ein Netz von Bezugspunkten, von gemeinsamen Sichtweisen und Beurteilungen und das Anerkennen von bestimmten Autoritäten und Abhängigkeiten.

Diese Sozialisation findet etwa darin Ausdruck, daß sich kleine Buben mit dem identifizierten, was sie bei Männern sahen, und daß sie von Männern und Frauen dazu angehalten und darin bestärkt wurden, sich damit zu identifizieren. Diese Identifizierung wurde im Spiel verarbeitet. *Buben aus der Nachbarschaft von Sepp spielten "soldoutiligs" (Soldaten). In den*

30er Jahren spielten sie den dörflichen Kampf zwischen Heimatwehrlern und illegalen Nationalsozialisten nach, wobei die jeweiligen "Führer" aus heimatwehr- bzw. nationalsozialismushnahen Familien kamen (I.5., K.2a).

Buben bekamen im Dorf Aufgaben zugeteilt, die mit einem gewissen Prestige verbunden waren, bei denen sie sich in jungen Jahren schon als besonders mutig, draufgängerisch, geschickt oder stark erweisen konnten, wie etwa beim Läuten der Kirchenglocken. Wenn neue Glocken ins Dorf kamen, so war das immer ein großes Ereignis, große, schöne Kirchenglocken waren eine Sache, die dem Dorf Ansehen verschaffte (Tiroler Stimmen Nr. 222/1919, S. 3; Tiroler Anzeiger Nr. 74/1924, S. 8). *Wenn das Läuten der Glocke beendet werden sollte, mußten die Buben mit einer Schlinge den Schlegel fangen. F. war einer der Besten bei dieser Aufgabe, obwohl er zitterte. Den B. erwischte der Schlegel einmal. K. war auch Schlegelfänger. Er war außerdem einer der besten Fahnenträger (I.5., K.2a).*

Das Vereinswesen war und ist u.a. durch seine gesetzliche Regelung staatlich eingebunden. Die vereinsmäßig, parteimäßig oder genossenschaftlich organisierten Gruppen bestimmten und beeinflussten die Dorfpolitik. Es gab und gibt praktisch "für alles einen Verein". Zu den bekanntesten häufig zur Charakterisierung von "Tiroler Kultur" gebrauchten Vereinen, gehören Schützen und Musikkapelle. Menschen schließen sich zu Vereinen zusammen, die Bezug auf historische Erfahrungen und gesellschaftliche Veränderungen nehmen, wie die "Veteraner" (Kameradschaftsbund) oder der Skiclub. Menschen betätigen sich kulturell und sportlich in Vereinsform, etwa im Krippenverein, Fasnachtsverein, Theaterverein, Reit- und Fahreclub, Fußballclub, Eisschützenclub. Sie konstituieren ihre Vereine über die Beschäftigung mit Tieren und Pflanzen, z.B. im Ziegenzuchtverein, bei den "Schafelem" (Schafzuchtverein), im Obst- und Gartenbauverein. Vereine verschreiben sich dem Einsatz in Notfällen, so die Feuerwehr oder die Bergrettung. Manche Vereine werden damit assoziiert, für Wohl- habendere, Bestimmendere da zu sein, wie es etwa bei den Jägern oder beim Tennisclub der Fall ist.

Im folgenden werden einige Beispiele für die Herkunft und die Tätigkeit von Vereinen angeführt.

Die Schützen gibt es in Axams seit 1648. Als Belohnung für ihre "Schneid" (Tapferkeit, Wagemut) an der Reichsgrenze erhielten sie im ausgehenden 18. Jahrhundert die schwarzgelbe Fahne vom Kaiser. Nach dem Ersten Weltkrieg formierten sie sich neu. 1922 bekamen sie neue Trachten nach alten Bildern (Innsbruck aktuell Nr. 30/1992, S. 4). Seither rücken sie zu den Prozessionen, zu kirchlichen und weltlichen Festen, zum Gefallenengedenken, bei Begräbnissen und Ehrungen aus und betreiben einen eigenen Schießstand.

Die Musikkapelle findet sich 1810 erstmalig erwähnt, als sie gezwungen wurde, für den bayrischen Kronprinzen und seine Frau zu spielen. Sie wurde von einem Lehrer gegründet, der in den Kriegen Anfang des 19. Jahrhunderts mitkämpfte (Leitner 1984, S. 109). Auch für die Musikkapelle wurden 1922 neue Trachten angefertigt (I.2., K.1a). Sie ist bei ähnlichen Ereignissen anwesend wie die Schützen und gibt darüber hinaus Konzerte. Probelokal und Feuerwehrhaus waren und sind in einem Gebäude untergebracht. *Sepp lernte ab seinem 12. Lebensjahr, Blasmusik zu spielen. Er besuchte für einen Winter das Konservatorium und engagierte sich immer weiter bei der Musikkapelle. Vertretungsweise übernahm er immer wieder die Aufgabe des Kapellmeisters. Als er mit über 60 Jahren aus gesundheitlichen Gründen sein Instrument, das Flügelhorn, nicht mehr spielen konnte, lernte er, den Baß zu blasen. Immer wieder, auch jetzt noch, spielte er in kleineren Gruppen, die sich aus Musikanten der Musikkapelle zusammensetzten, leitet sie und tritt mit ihnen auf. Er war auch bei*

der Feuerwehr, lange Zeit als Feuerwehrhauptmannstellvertreter, und Obmann der dörflichen Raiffeisengenossenschaft. Die Familie litt manchmal unter seinem Engagement in den Vereinen. Es gab viele Probleme, und das machte ihn nervös, da er Dinge, die anderen "wurscht" (gleichgültig) waren, nicht mitanschauen konnte. Es kam vor, daß er die ganze Woche keinen Abend zu Hause war, da er in den Vorständen saß, und diese Aufgaben ernst nahm (I.5, K.1b, 2a,b).

Zu den alten Verpflichtungen der Bauern gehörte es, sich bei Feuergefahr gegenseitig beizustehen. Da die Häuser und Scheunen großteils aus Holz bestanden, geschah es oft, daß mehrere Häuser mitabbrannten, wenn ein Feuer fing. So äscherte etwa ein Brand in Axams im Jahr 1911 neun Häuser ein (Tiroler Anzeiger Nr. 156/1911, S. 8). Die freiwillige Feuerwehr in Axams bildete sich 1888 (Tiroler Bote vom 16.9.1888, S. 1092).

Der Skiclub wurde 1928 gegründet. Walter kam 1953 als Lehrer ins Dorf und wurde nach einer Woche gebeten, die Aufgabe des Schriftführers für den Club zu übernehmen. Durch diese ehrenamtliche Tätigkeit lernte er schnell Leute kennen und erfuhr eine Einbindung ins Dorfgeschehen. Auch seine Frau, Hedi, arbeitete als Kassierin und Buchhalterin für den Skiclub. Anfangs hatte der Club 30, 40 Mitglieder, inzwischen sind es fast 700. Ein Wirtschaftsbandmandatar, der später auch Bürgermeister wurde, versuchte in der Funktion des Skiclubobmanns, Axams als Fremdenverkehrsort bekannt zu machen. Der Wirtschaftsband hatte zwar nicht viele Mitglieder, erhielt aber viel Zuspruch. Damals dachte man, mit der Bevölkerungszahl des Ortes stiege der Wohlstand. Viel Land wurde als Baugrund umgewidmet. Das schnelle Wachstum überlastete aber die Infrastruktur (I.6, K.1a).

Ein Merkmal dieser Vereine ist über Konflikte und Jahrzehnte hinweg ihre Beständigkeit, die auf eine ausgeprägte Selbstverständlichkeit hinweist, sich zu engagieren, daraus Einbindung und Sicherheit zu beziehen, Verbindlichkeiten in dieser Weise herzustellen und aufrechtzuerhalten. Vereine sind Organisationsformen, die menschliches Tun im Dorf in den Bereich des "Offizielleren" heben, ihm dadurch Gewicht verleihen, es durch festgelegte Regeln in den Bereich von Politik und Ökonomie einbinden, die das menschlich-gesellschaftliche Tun, sich Treffen und Austauschen in Politik und Ökonomie transformierbar machen.

Menschen, Frauen und Männer, die nicht in den entsprechenden und anerkannten Vereinen organisiert sind, bekommen Schwierigkeiten, wenn sie eine Initiative ergreifen wollen, die in den Bereich von "offiziellerer" dörflicher Politik, Kultur, Wirtschaft fällt. Es kommt vor, daß sie behindert und/oder kontrolliert werden.

Durch ihre Arbeit in Vereinen, Gruppierungen, in anerkannten Organisationsformen konnten und können Männer im Dorf viel "Ehre" erwerben (und es sei unbestritten, daß Männer beim Erwerb von Ehre wichtige, interessante und bereichernde Dinge für die Gemeinschaft, für das Dorf leisten). Diese Ehre wird durch Zeremonien und Rituale (Ehrungen, Ständchen, Danksagungen, schriftliche und verbale Floskeln in Festschriften, Zeitungen, Büchern) und Gegenstände (Urkunden, Abzeichen, Geschenke, Ringe, Fahnen, Wappen, Medaillen, Orden) materialisiert. Diese Ehre kann gesammelt werden. Diese Ehre und ihre verschiedenen Ausdrucksformen markieren das "Öffentliche" als einen Verdienst von Männern, als Ergebnis der Kreativität, des Pflichtbewußtseins, des Einsatzes von Männern. Die Zuerkennung dieser Ehre bestimmt dörfliches Ansehen, da die Menschen im Dorf emotionell damit verbunden sind. Es ist auch für Frauen möglich, sich Ehre und Ansehen zu schaffen. Es wird darüber geredet, wenn Frauen sich dafür einsetzen, die Kirche zu schmücken, für Weihnachtsbasare zu basteln und zu organisieren, wenn sie karitativ und sozial tätig sind. Aller-

dings gibt es kaum Ehrungen von Frauen am Dorfplatz, Ehrenbürgerschaften von Frauen oder Ständchen der Blasmusikkapelle für Frauen. Das Ansehen von Frauen im Rahmen der "Öffentlichkeit" war und ist eng daran geknüpft, ob sie Männern mit dem, was diese machen und wollen, nicht allzusehr ins Gehege kommen. Deshalb ist es auch unproblematisch, Frauen für ihre Erfolge im Blumenschmuckwettbewerb zu ehren.

Die Vereine bzw. Gruppen, in denen Frauen in "offiziellerer" Form organisiert sind und zusammenkommen, sind meist "Untergruppen" der Gruppen der Männer (Bäuerinnenorganisation, Partei-Frauenbewegungen). Nichts desto trotz werden diese Untergruppen oft sehr selbständig aktiv (wie etwa die Bäuerinnenorganisation). Mädchen und junge Frauen wurden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von der Kirche her in Gruppen organisiert, etwa als Marienkinder oder im Jungfrauenbund. Bei ihren Treffen hielten sie Andachten, oder sie gingen zusammen zur Kirche. Geführt wurden sie vom Kooperator. Bei den Marienkindern ging es streng zu. Jeden zweiten Sonntag mußten die Mädchen zur Vesper, in der Schule wurden Bibelstunden abgehalten. Es war schlimm, wenn man fehlte (I.16, K.3b). Frauen waren zu Beginn dieses Jahrhunderts im "Dritten Orden" organisiert, für den, nach Friedas Auskunft, einmal monatlich am Sonntagnachmittag ein Pater predigte. Friedas Mutter besuchte diese Predigten. Wenn sie davon nach Hause kam, meinte sie, sie müsse "die Welt aus den Angeln heben" (I.2, K.4b).

Das Ansehen, die "Ehre" der Frauen bestand in erster Linie, wie erläutert, in ihrem Durchhalten des harten Alltags, ihrer unablässigen Arbeit im weniger "offiziellen" Bereich des dörflichen Lebens, in ihrer Mildtätigkeit und in ihrer moralischen Unbescholtenheit. Frauen wurden weniger geehrt für ihren Einsatz, für Verdienste und Pflichterfüllung im politischen, kulturellen oder wirtschaftlichen dörflichen Leben. Ihre "Ehre" findet selten Ausdruck in Form von Ehrentafeln, Abzeichen und Zeremonien.

Das Arbeiten und die Beziehungsgeflechte von Frauen werden aber in das "Offiziellere" eingebunden und tragen zur "offiziell bescheinigten" Ehre der Männer bei.

Frieda trat am 27. Februar 1922 mit ihrem 14. Geburtstag aus der Schule aus, da sie gemeinsam mit ihrer Mutter die Strümpfe zur neuen Tracht der Musikkapelle stricken mußte. Auftraggeber war ein wohlhabender Bauer, Mitglied der Musikkapelle und Feuerwehrhauptmann, der sich sehr für das Brauchtum einsetzte. Gestrickt wurde mit Baumwollgarn. Frieda strickte die Füße, ihre Mutter strickte das Muster. Es gab noch kein "richtiges" Licht, aber sie saßen Tag und Nacht am Tisch, da die Strümpfe bis Fronleichnam fertig sein mußten (I.2, K.1a). Der wohlhabendere Bauer konnte deshalb Feuerwehrhauptmann und wichtiges Musikkapellenmitglied sein, weil er einen Hof erbt, auf dem Menschen arbeiten, und weil seine Erziehung/Sozialisation ihn darauf vorbereitet hatte, den Hof und diese Arbeit in Anspruch zu nehmen. Deshalb verfügte er über Geld zur Finanzierung von Trachten, was ihm Ehre einbrachte und politischen Einfluß. Die Strümpfe strickten Frauen (bezahlterweise), denen diese Arbeit zwar Anerkennung (Bewunderung ihres Geschicks) einbrachte, aber nicht diejenige "Ehre", aus der Einfluß und Macht in der dörflichen Politik bezogen werden konnten.

Sepp erzählte über den Schwiegervater von Luisa, daß er Kapellmeister war, Theaterleiter, Kulissen anfertigte, das Josefenspiel wieder ins Leben gerufen hatte, daß er ein Genie war - ein sehr vielseitiger Laie, ein Naturtalent (I.5, K.1b). Luisa erzählte, daß ihr Schwiegervater ein wichtiger Mann im Dorf war. Er engagierte sich im kulturellen Bereich im Theaterverein, bei der Musikkapelle, im Krippenverein. Er schnitzte Krippen und stellte Theaterkulissen her. Er war politisch aktiv. Wenn er Krippen bastelte, mußte Luisa (neben all ihrer ande-

ren Arbeit noch) *hinter ihm herräumen* (I.15, K.2b). Der Schwiegervater war aufgrund seiner kreativen Arbeit und seiner politischen Tätigkeit in Vereinen und Gemeinde einer der angesehensten und geehrtesten Männer im Dorf. Die Unordnung, die durch seine Kreativität zu Hause zustande kam, räumten Frauen auf, deren diesbezügliche Tätigkeit weder mit Ehrenabzeichen bedacht noch in Zeremonien gefeiert wurde.

Die Kontrolle über den Besitz und die "Ehre der Männer"

Der "inoffiziellere" Teil der Dorfpolitik, der "Vorhof des Gemeinderates" war und ist teilweise noch charakterisiert durch einen weitgehenden Ausschluß von Frauen. Diese politisch-ökonomische Praxis von Männern erschließt sich aus Erzählungen von Männern, da Orte, Zeiten, Gelegenheiten, in und an denen sie stattfindet, für Frauen weitgehend unzugänglich waren. Sie erschließt sich außerdem aus den Auswirkungen, die sie für Männer wie Frauen hatte.

Einen wichtigen Ort dafür stellten und stellen Wirtshäuser bzw. Bars dar, in denen sich Männer am Abend, nach ihrer Arbeit, am Sonntag vor und nach der Messe, bei Feierlichkeiten, nach Zeremonien trafen. Dabei mußte getrunken werden. Die jungen Burschen wurden ins Trinken initiiert. Ein guter Teil des dörflichen Gesprächs und des dörflichen Humors bezog sich auf das Trinken. *Früher versuchten Männer den jungen Burschen bei ihrem ersten Ausrücken mit der Musikkapelle, "oan unzhängin" (einen anzuhängen=sie betrunken zu machen). Das versuchten sie auch mit Sepp, sie "bekamen ihn aber nicht dran", da er gar keinen Alkohol trank. Zu Hause, in Sepps Familie, bekamen die Kinder keinen, daher wußten sie gar nicht, was das ist* (I.5, K.1b).

Nach der Arbeit ins Wirtshaus zu gehen, stellte gleichzeitig einen Akt der Behauptung gegen die von Frauen an Männer gestellte Erwartung, nach Hause zu kommen, das Geld für den gemeinsamen Haushalt zu verwenden und sich zu Hause nützlich zu machen, dar. Es "bewies" die Macht des Mannes im familiären Bereich. *Der Mann von Liesl ging ins Wirtshaus und trank mit anderen Männern nach dem Holzen oder nach der Arbeit am Bau seiner Tochter, obwohl Liesl ihn für die Stallarbeit brauchte, die sie selbst nicht machen konnte, da ihre Hände vom vielen Stricken Schaden genommen hatten. Ein Nachbar mußte dann für ihren Mann im Stall einspringen* (I.16, K.1b).

Neben Wirtshäusern, Bars, Cafés gab und gibt es aber viele weitere Zentren dieser Politik-Ökonomie, Zentren, die entstehen und vergehen. Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts etwa gingen die Männer des Dorfes sonntags zu bestimmten Männern, um sich rasieren zu lassen. *Zu Malis Vater kamen die Männer am Sonntag zum Rasieren. Er war bei der Feuerwehr und beim Kameradschaftsbund und spielte im Gasthaus den "feinen Mann" (I.1, K.2b). Auch Friedas Vater rasierte am Sonntag (I.2, K.1a).* Später übernahmen diese Funktion Männer, die das Rasieren und Haare schneiden gewerbsmäßig betrieben.²⁸ Solche Orte fungierten als Informations- und "Realitätsinterpretationsbörsen" von Männern. An solchen Orten, zu solchen Gelegenheiten kamen/kommen sowohl Männer, die im dörflichen Kontext mit mehr, als auch solche, die mit weniger (politischer, ökonomischer) Macht ausgestattet sind, zu-

²⁸Maria Heidegger schreibt, daß auch die Werkstätten von Schustern in Tirol Teil der "männlich besetzten Dorfföfentlichkeit" waren, daß im Winter arbeitslose Maurer und Bauhandwerker sich die Zeit dort vertrieben. Das "ganze Dorf" kam vorbei, und man wußte in der Werkstatt alle Neuigkeiten (Heidegger 1993, S. 112).

sammen. Hier wird vorverhandelt, was dann "offiziell" beschlossen und durchgesetzt wird, es werden Meinungen und Machtansprüche verhandelt und durchgesetzt.

Dies sind aber auch die Orte, Zeiten, Gelegenheiten, wo die "Politikfähigkeit" der einzelnen Männer geprüft und festgelegt wird, wo die Plätze in der Hierarchie verteidigt und zugewiesen werden. Männer, die sich an diese Orte begaben, mußten immer wieder beweisen, daß sie ihren "Besitz" unter Kontrolle haben, was etwa bedeutet, daß Verwandte, Frauen, Kinder, die zu ihnen gehören, den regionalen Normen für Ehrhaftigkeit entsprechen sollten. Männer stellten ihre Ehre, die an diese Kontrolle geknüpft war, gegenseitig in ritualisierter Form beständig in Frage. Ein solches Ritual heißt in Axams "zwickn" (in etwa: jemanden provokant anreden, versuchen, einen Schwachpunkt zu treffen, etwas wofür derjenige sich schämt, was seine Ehre in Frage stellt). Das "augezwickt wern" (auf diese Weise provoziert werden) traf Männer aus "unordentlichen Familienverhältnissen", oder Männer, die nicht viel besaßen, aber dennoch zu dieser Männeröffentlichkeit gehören wollten, stärker. Wenn alles "ordentlich", der Haushalt, die Verwandtschaft "anständig", wenn allein schon durch (ererbten) Besitz eine mächtigere Position im Dorf gegeben war, stand ein Mann, stand seine Ehre, von vornherein weniger zur Diskussion. Aber wehe ein Mann "hatte" oder gab sich eine Blöße. Dann fanden sich bestimmt zu verschiedenen Gelegenheiten die "Zwicker". Bestimmte Männer waren als "Zwicker" bekannt, andere dafür, daß sie sich besonders gut provozieren ließen. Diese Sache wurde sogar ökonomisiert im engeren Sinne: "Zwicker" legten es darauf an, sich schlagen zu lassen, um Schmerzensgeldforderungen stellen zu können.

Trotz der Gefahr, in dieser "Öffentlichkeit" provoziert und in der Ehre verletzt zu werden, zog diese Form der Auseinandersetzung einen großen Teil der Männer "magisch" an. Das Selbstverständnis der Männer, ihre gefühlsmäßige Einstellung dazu, wie man Plätze in der Hierarchie aushandelt und verteidigt, worüber man lacht und sich aufregt, woraus man Bestätigung und sogar Sicherheit bezieht, waren und sind mit diesen Ritualen verbunden.

Kam es zu einer Ehrverletzung, das heißt, wurde jemand wegen einer Schwachstelle oder Blöße "gezwickelt", mußte er darauf reagieren. Das Spektrum an Reaktionsmöglichkeiten hing wiederum mit seiner Stellung, seiner Macht, seinem Ansehen im Dorf zusammen. Es hing selbstverständlich auch mit seiner Persönlichkeit zusammen, die im Dorf bekannt war und besprochen wurde. Daß der "Charakter" der Menschen, der Familien im Dorf besprochen (und damit auch "produziert") wurde, half, die jeweilige Reaktion zu verstehen und einzuordnen, gewisse Reaktionen wurden von bestimmten Menschen erwartet.

Die Wiederherstellung der in Frage gestellten/verletzten Ehre konnte dadurch geschehen, daß ein Mann über die Ehrverletzung hinweg sah und dabei vermittelte, daß ihn das nicht antasten konnte. Das gelang umso besser, je angesehener die Familie, je besser der Ruf der Familie, je größer der Besitz und damit die Macht im Dorf waren. Der Ehrverletzung konnte begegnet werden, indem ein Mann zurückredete und den Provokateur auf eigene Schwachstellen hinwies. Es konnte ihr begegnet werden, indem der betroffene Mann seine Ehre mit physischer Gewalt verteidigte. Dann "raft" (rauft) er. Die Ehrverletzungen konnten kleine Sticheleien sein, die nicht so ernst genommen werden mußten, die als humorvolle (auf Außenstehende mitunter sehr grob wirkende) Wortgeplänkel ritualisiert wurden.²⁹ Sie konnten

²⁹Sepp erzählte, daß er "gezwickelt" wurde, weil er in den 60er Jahren bereits einen Kinderwagen durch den Ort schob.

schwerwiegend sein, wenn etwa die Treue, die sexuelle Unbescholtenheit der Frau oder der Mutter des Provozierten angegriffen wurde.³⁰

Die Form des Raufens zur Verteidigung der Ehre verwendeten am ehesten diejenigen, deren Ehre von vornherein am meisten in Frage stand, die sich also in der dörflichen Hierarchie weiter unten befanden. Zu diesem Ritual gehörten (wie zum Ritual des "Zwickens" überhaupt) mehr als zwei Männer. Außer dem Provokateur und dem Provozierten gehörten dazu "Zeugen", die (je nach Konstellation und Persönlichkeit), die Rolle von Schlichtern übernehmen oder auch die Provokation durch ihre "interessierte" Anteilnahme noch verstärken konnten. Manchmal genügte es für die Wiederherstellung der Ehre, daß eine physische Gewaltreaktion angedeutet wurde, deren Ausführung die Schlichter (in ritualisierter Form) verhinderten. Die Ehre war dadurch wiederhergestellt, daß die Schlichter beruhigend auf den Provozierten einredeten, und ihm versicherten, daß er die Provokation nicht ernst zu nehmen habe.

Diese Provokationen, das "Zwickn", war im lebensgeschichtlichen Kontext besonders wichtig, in der Zeit, in der junge Männer begannen, ihre "Plätze im Dorf" auszuhandeln und einzunehmen (im Übergehen vom Kindes- zum Erwachsenenstatus). Es ging aber lebenslang in für manche intensiver, für manche abgeschwächer Form weiter. Für einige ging es lebenslang intensiv weiter, da sie sich als "gute Opfer" für Provokationen erwiesen, was den dörflichen Humor nährte und das dörfliche "Humorgespenst" mit immer neuen Referenzpunkten versorgte. Einigen Männern (die politisch, ökonomisch Erfolgreicheren, bei denen "zu Hause alles in Ordnung war") war ihre Ehre so sicher, daß sie kaum mehr angegriffen wurden, daß sie sich durch (politische, ökonomische) Machtpositionen relativ unangreifbar gemacht hatten. Aber auch diesen gefiel es weiterhin, zumindest als "Zeugen" bei dem Ritual des "Zwickens" anwesend und dadurch über das wichtige Geschehen informiert zu sein, um in Zukunft über das Geschehene mitreden und -lachen zu können.

Die Beobachtung und Beschreibung dieses Geschehens unter Männern mag witzig klingen. Es blieb aber nicht, wie angedeutet, beim ritualisierter Machtkampf, beim "Gehege Abstecken" unter Männern, da ein Kernpunkt der zu erwerbenden oder in Frage stehenden Ehre, in der Anständigkeit der Frauen, Kinder, der Verwandten, der Familie bestand, die zu den entsprechenden Männern gehörten, bzw. in der Kontrolle der Männer über ihren Besitz, und über die, die mit diesem Besitz verbunden waren. Diese Kontrolle, die Verfügbarkeit des Besitzes, die Verfügbarkeit dessen, was von verschiedenen Menschen erarbeitet wurde, ermöglichte die Teilnahme an beiden hier besprochenen Formen der Öffentlichkeit von Männern: an der "Gemeinde" und am "Wirtshaus".

Es gab und gibt auch Männer, die mit dieser Form der dörflichen "Öffentlichkeit" wenig anfangen konnten und sich mit anderen Codes und Gruppen (außerhalb des Dorfes) verbunden fühlten. *Max, dessen Vater Anfang dieses Jahrhunderts als Arzt in den Ort gekommen war, erzählte daß er ein bewegtes Eigenleben hat und eine "Mordsbibliothek". Das sagt ihm mehr, als im Wirtshaus, "den Deppn aulousn" (den Deppen zuzuhören) (I.7, K.1b).*

In den öffentlichen Räumen von Männern wurde ausgehandelt, wer wie politikfähig/mächtig im Dorf sein konnte. Die (zeitlichen, geographischen, beziehungsmaßigen) Bereiche, die in Hinblick auf das Essen, die Kleidung, den Handel und das Kinder Bekommen zur Erörterung gelangten, wurden nicht nur durch ihre Zuschreibung an Männer als Besitz, sondern auch durch ihre Verknüpfung mit "männlicher Ehre" für den Bereich der "offizielleren" Po-

³⁰In solchen Situationen kam es ziemlich sicher zu gewalttätigen Raufereien. Sepp erzählte, daß ein Mann sich umgebracht hatte, nachdem über seine Frau schlecht geredet worden war.

litik vereinnahmbar, kontrollierbar, einsetzbar, zum "Material", zur Lebensgrundlage für diese Politik und Verwaltung. Ein unkontrollierter Haushalt schwächte die Position eines Mannes in der Männeröffentlichkeit. Männer mußten in dieser "Öffentlichkeit" beweisen, daß sie sich Mittel aus dem Haushalt zu Verfügung stellen konnten, um an der Männeröffentlichkeit teilzunehmen, daß zu Hause "alles in Ordnung war", und daß sie tun und lassen konnten, was immer sie wollten, ohne ihre Frauen um Erlaubnis fragen zu müssen.

Da das in der Realität oft nicht so war, da die Frauen, die für den Familienunterhalt sorgten, die Mithilfe und Anteilnahme der Männer einforderten, begannen viele Männer einen "Zweifrontenkrieg": sie kämpften zu Hause gegen ihre Frauen (und Kinder) um die Inanspruchnahme dessen, was im Haushalt produziert wurde, für ihre Teilnahme an der "Öffentlichkeit" der Männer, und sie kämpften im Wirtshaus (oder wo immer man sich traf) um die Zuerkennung ihrer Ehre. In diesem Sinne, über diesen Mechanismus ließen sich Männer verschiedener Schichten in die Verwandlung der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in überregional vernetzte Politik und Ökonomie einbinden, da diese dörfliche Konstellation eine konkret-lokale Basis der herrschaftlichen Vernetzung darstellte. Was dabei verhandelt und geschaffen wurde, war das, was hier als "sexuelle Ökonomie" bezeichnet wird. Die Kontrollfähigkeit, die Männer unter Beweis zu stellen hatten, und die ihre Ehre ausmachte, erstreckte sich auch und im Kern auf die Sexualität ihrer Frauen (ihrer Ehefrauen, ihrer Schwestern, ihrer Mütter). Die Kontrolle, und im Fall der Ehefrauen die Monopolisierung der Sexualität der Frauen bildete einen Kern der männlichen Ehre, die sexuelle Unbescholtenheit einen Kern der weiblichen Ehre. Die Scham, die Schuld, die Angst, die Menschen, Männer und Frauen, auf verschiedene Art bei der Nichterfüllung dieser Norm empfanden, die Ausgrenzung, der Spott, die Ausbeutung die darauf folgten, machten Menschen abhängig von diesem Mechanismus - und zwar ökonomisch, emotionell und in ihrem Denken.³¹

Der Vater von Annemarie machte oft Schwierigkeiten, weil seine Frau, bevor sie mit ihm zusammen war, Kinder von anderen Männern bekommen hatte. Er blieb dann im Bett liegen, und Annemarie mußte ihm das Essen ins Zimmer bringen (I.3, K.3b).

³¹Lyndal Roper fragt nach dem Verhältnis von Männlichkeit und männlicher Ehre anhand von Stadtgesellschaften/zünftisch organisierten Gesellschaften im Deutschland des 16. Jahrhundert. Sie stellt fest, daß Männlichkeit in Konflikt mit der gesellschaftlichen Dominanz von Männern stehen konnte, insofern sie (über den Exzeß) die Ordnung der Stadt störte. "Das Verhältnis zwischen Männlichkeit und Männerdominanz muß anders verstanden werden. Die Macht des Mannes kann nicht an Hand einer einfachen Rollentheorie erörtert werden. Denn der exzessive Mann, der ja gerade die Männlichkeit verkörpern sollte, war selbst ein Produkt der Kultur, und das, was auf den ersten Blick als unzivilisiert erscheint, wurde gerade durch gesellschaftliche bzw. literarische Mittel vorstrukturiert. Die rauhe Handwerkerkultur, die dem Rat so viele Sorgen bereitete, diente letztlich dazu, die Autorität des Rats zu verstärken. Die Sicherheit der Stadt beruhte letztlich auf der Bereitschaft ihrer Bürger, sich zur Wehr zu setzen und Aggressionen freisetzen zu können." (Roper 1992, S. 169) In Axams im 20. Jahrhundert diente der männliche Exzeß als ein Feld der Feststellung der Politikfähigkeit, als ein Feld der Rekrutierung von Männern, die im Feld der offiziellen Ordnung tätig sein und werden konnten. Die Kultur des männlichen Exzesses diente also nicht nur, wie Roper es feststellt, der Fähigkeit und Bereitschaft zur Verteidigung der Stadt, sondern der Sicherung des männlichen Besitzes für den Bereich des "Offizielleren" durch die Stärkung des Willens der einzelnen Männer, diese Besitzstruktur/Gesellschaftsform aufrecht zu erhalten. Susanna Burghartz kommt bei ihrer Untersuchung des Konzeptes von weiblicher Ehre in Basel im 16. Jahrhundert zum Ergebnis, daß es seit dem Hochmittelalter eine Veränderung gegeben hatte (wie das für Tirol bereits festgestellt wurde), insofern die Ehre immer weniger eine Familiensache und immer mehr eine individuelle Verantwortlichkeit der Frau war; weiters, daß die Ehre des verheirateten Mannes an das sexuelle Verhalten seiner Frau geknüpft war. "Die Funktion, die 'weibliche Ehre' im 16. Jahrhundert hatte, erweist sich somit als eindeutig stabilisierend für die Unterordnung von je einzelnen Frauen unter je einzelnen Männern, auch wenn Frauen mit Hilfe des Ehegerichtes bestimmte Ansprüche gegenüber Männern durchsetzen konnten." (Burghartz 1992, S. 181/82)

Frieda erzählte über die Schwierigkeiten zwischen ihren Eltern (in diesem Fall war die Mutter diejenige, die ihren Mann und Frieda schlug): "Nocha isch's a sou gwesn (...), deis isch a amoul a Hauptursocha gwesn, i bin bei Muattarn gschlofn, Votar hot miaßn alloana schlofn. Do geaht sich's schon un, die gonza Soche, nit. Dou geahts schon un. Und nocha bin i bei Votarn gschlofn und der P. (ihr Bruder) bei Muattarn (...)." Frage: "Und des isch von deinar Muattar ausgingin?" "Sicher." Frage: "Des isch glab i a eppis, was häufigig war." "Jo, des woar häufigig, nit.(...) Obar deis hot die Mutti miaßn selbar amoul zuagebn (...), daß hot miaßn dar Pfforarr ins Mittl tretn, sonscht hat sie ihn goar nit loßn bei ihr schlofn. Und sie hots zuagebn, sie hot gsog, sie hot 'n nia gmeg." (.....) "Oubar sie (die Mutter), sie hot holt olbm Votarn die Schulda gebn. Daß Votar gongin ischt (ins Gasthaus), i kunns verschtiahn. Wenn min in gonzn Toug koa netts Woarscht heart und nicht, no giahn holt die Mander, ge."³² (I.2, K.4b)

Der Schwiegervater von Liesl, richtete sich sein Leben (wie in der nacherzählten lebensgeschichtlichen Erzählung dargestellt) durch familiäre Erbpolitik (insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg) so ein, daß andere für ihn arbeiteten. Das gab ihm Freiraum, um mit der regionalen Prominenz jagen zu gehen. Seine Frau trug ihm noch den "Schnerfer" (Rucksack) ein Stück in Richtung Alm nach. (I.16, K.1a).

Der Schwiegervater der Tochter einer Interviewpartnerin und deren Mann tranken. Der Schwiegervater schlug seine Frau als sie schwanger war (in den 40er Jahren), riß sie aus dem Bett und beschimpfte sie wegen der Schwangerschaft. Daraufhin sperrte sie das Zimmer ab und schob den Kasten vor die Tür. Ein Geistlicher wollte (in den 60er Jahren), daß meine Interviewpartnerin mit der Schwiegermutter ihrer Tochter reden sollte, damit diese ihren Mann in ihr Zimmer ließe. Sie sagte ihm, er kenne das nicht, man bekäme einen Grausen vor solchen Männern. Auf der Hochzeit ihrer Tochter bekam sie die Aufgabe, darauf aufzupassen, daß der Schwiegervater nicht zuviel trinke. Er begann dennoch, seine Frau zu beschimpfen, daß sie andere Männer gehabt habe. Dabei hatte er selbst andere Frauen und sogar ein Kind bei einer.

Der Vater von Mali spielte im Wirtshaus den "feinen Mann" (in den 20er und 30er Jahren). Er trank dort, kam betrunken nach Hause und schlug Frau und Kinder. Als er einmal nach dem Bezug des Notstandsgeldes (in den 30er Jahren) "mit einem Rausch" (betrunken) heimkam, bedrohte er seine älteste Tochter, die in der Stube nähte. Der Mutter schmiß er einmal die Schmalzpfanne nach, in der sie Blattln buk, und verbrannte ihr damit den Fuß. Einmal schmiß er die Hennensteige durch die Küche. Er schnitzte Krippenzeug, anstatt mit aufs Feld zu gehen. Er gab der Mutter keinen Groschen. Sie wußte oft nicht, wie sie die Familie ernähren sollte. Er vertrank die Pensionsnachzahlung mit anderen Frauen auf einem Ball. Er hatte auch eine andere Frau, als Mali gerade ihn Innsbruck ihr Pflichtjahr machte. Mit dieser besuchte er sie. Mali schämte sich dafür und wich ihm aus. Der Krieg gegen die Mutter dauerte bis zu ihrem Tod. (Der Vater starb eine Woche vor der Mutter im Jahr 1949.) Frage: "Obar was hot er denn gegn sie ghob (der Vater gegen die Mutter)?" "Er hot sie nimma leidn kennin. Erschtns hot, wors a so, ebn wegn ihrar Schweschter. Die isch holt

³²"Dann war es auch so, das war nun einmal eine Hauptursache, ich schlief bei der Mutter, der Vater mußte allein schlafen. So beginnt die ganze Sache. Und dann schlief ich beim Vater und der P. (Friedas Bruder) bei der Mutter." - Frage: "Und das ging von der Mutter aus?" - "Sicher." - Frage: "Ich glaube, das war etwas, was es häufig gab." - "Ja, das war häufig. Aber das mußte die Mutter selbst zugeben, daß der Pfarrer ins Mittel treten mußte, sonst hätte sie ihn nie bei sich schlafen lassen. Und sie gab es zu, sie sagte, daß sie ihn nie mochte. (...) Aber sie gab immer dem Vater die Schuld. Daß der Vater ging, kann ich verstehen. Wenn man den ganzen Tag kein nettes Wort hört, dann gehen die Männer eben."

olm bei ihr gewesn, ge. Wous in Prinzip eigentlich woar, deis hom mar von der Muattar nia darfrog, deis hot sa nia gsog. Jedenfalls hot se gsog: 'Kinder', hot se gsog, 'hob's mar nicht faribl, i kunn ihn nimma unschaugn, i kunn nicht meah mochn.' Und sie sein jo viel Joahr vu Tisch und Bett wek gwesn, ge. Vielleicht woar deis dar Grund bei ihm, daß ar a sou woarn isch, oder wous, i woaß is nit. Jedenfalls hot ar sich holt aufffahrt, ge, wie a Sau, ge."³³ Frauen verweigerten sich, wenn ihre Männer betrunken waren. Frage: "Monche erzählen holt, daß die Frauen sich verweigert hobn, den Männern." "Jo, weard a gwesn sein. Jo, bisch du olm augleg. Bisch du olm augleg, wenn ar hoamkimp mit an Rausch! Und do sollsch du do parat sein. Do tuasch di weahrn mit Händ und mit Fiaß. Kunnsch nit olm zuaschtimmin, ge, wenn's in an so an Stadium sein, ge."³⁴

Da ihr Mann das Geld vertrank, ging Mali zur Firma, bei der er arbeitete, und ließ sich einen Lohnvorschuß geben. Er wurde rabiat gegen Mali, wenn kein Geld mehr da war. Sie war allerdings stärker als er. Einmal verbrauchte er das letzte Geld, das sie hatten, um auf eine Hochzeit zu gehen, sie mußte warten, bis die nächste Kinderbeihilfe kam, um wieder etwas zu haben.

Ihr Mann zechte bis ein Uhr nachts im Wirtshaus und bezahlte selbst, obwohl er für seinen Zechkumpanen ein Dach deckte. Währenddessen machte Mali, hochschwanger, zu Hause am Abend und am Morgen alle Arbeit. Sie bekam die Wehen und fuhr alleine mit dem Bus in die Klinik. Sie wollte seinen Besuch nicht, er kam trotzdem. Als sie den ersten Buben auf die Welt gebracht hatte, feierte er acht Tage lang.

Die Männer stachelten sich im Gasthaus gegenseitig auf. Sie zitierte ihren Mann folgendermaßen: er wollte sie heiraten "...daß i epparn zun orbitn hun." ("Damit ich jemanden zum Arbeiten habe.") (I.1, 1a,b und 2a,b).

Elsa, die von einem Hof in Südtirol stammte und 1947 nach Axams geheiratet hatte, wurde von ihrem Mann geschlagen. Er war eifersüchtig. Danach, wenn sie ihn fragte, ob das wirklich habe sein müssen, sagte er "Jo, jo, hosch schon recht." ("Ja, ja, du hast schon recht"). Er war um einiges älter als sie und lange krank und schlief im Winter in der Stube wegen der wärmeren Luft. Nachts kam er ein paar Mal nachschauen, ob sie auch allein wäre. Sie konnte ihrem Mann seine Falschheit nicht verzeihen. Er war brutal, und er war falsch, damit sie bei ihm blieb. Sie konnte nicht weg von ihm, obwohl sie oft wollte, weil sie die Kinder nicht hätte allein lassen können. Damals gab es kein Frauenhaus. Man konnte nur "drüberschlafen", wenn es gar nicht mehr ging. Bei der vielen Arbeit hatte man auch nicht viel Zeit, um darüber nachzudenken. Heute haben Frauen Berufe, um selber durchzukommen. Früher wurde nicht geschieden (I.10, K.1b).

Frauen wußten um diese Zusammenhänge, sie hatten Verständnis füreinander und unterstützten sich gegenseitig. Frieda war in Seefeld in Dienst. Ihr Dienstgeber soff und schlug dann seine Frau. Damit diese sich davor "drücken" konnte, mußte Frieda in solchen Situationen für ihn kochen (I.2, K.4a). Diese Unterstützung führte jedoch kaum zu einer Verände-

³³Frage: "Aber was hat er denn gegen sie gehabt?" - "Er hat sie nicht mehr leiden können. Erstens war es eben wegen ihrer Schwester. Die war immer bei ihr. Was im Prinzip eigentlich war, haben wir von der Mutter nie erfragt, das hat sie nie gesagt. Jedenfalls sagte sie: 'Kinder, nehmt es mir nicht übel, ich kann ihn nicht mehr anschauen, ich kann nichts mehr machen.' Und sie waren ja viele Jahre von Tisch und Bett getrennt. Vielleicht war das der Grund bei ihm, daß er so wurde, ich weiß es nicht."

³⁴Frage: "Manche erzählen, daß die Frauen sich den Männern verweigert haben." - "Ja, das wird auch vorgekommen sein. Ja, bist du immer aufgelegt, wenn er betrunken nach Hause kommt! Und du sollst parat sein. Da wehrst du dich mit Händen und Füßen. Ich habe das auch mitgemacht. Du kannst du nicht immer zustimmen, wenn sie in so einem Stadium sind."

rung der Zustände. Sie spendeten sich Trost, der half, die Situation zu ertragen. Frauen kämpften auch um Mittel und um Arbeitszeit, die viele Männer den Haushalten durch ihre Teilnahme an dieser "Öffentlichkeit" entzogen (wie Mali es tat, indem sie sich Vorschüsse auf den Lohnes ihres Mannes von dessen Arbeitgeber direkt auszahlen ließ).

Auch Frauen, Mütter, achteten und achteten auf das Ansehen des Haushalts, der Familie (etwa auf die Ehre der Töchter). Auch sie wollten einen "ordentlichen Haushalt", wollten die Ehre der Familie im Ort gewahrt wissen. Auch sie waren gefühlsmäßig mit dem Konzept von Ehre und Scham verbunden. Die Wahrung der Ehre der Familie gab ihnen Sicherheit. Die Verletzung der Ehre machte ihnen Angst, bereitete ihnen Scham, Genieren, Peinlichkeit. In diesem Sinne erzogen sie ihre Kinder. Auch viele Frauen wollten, daß die Familie angesehen und wohlhabend sein sollte, wollten einen Aufstieg der Familie in der dörflichen Hierarchie. Sie arbeiteten dafür, setzten ihre Verbindungen dafür ein und erwarteten, daß ihre Männer dafür arbeiteten und sich in der dörflichen Politik, in für Frauen relativ unzugänglichen Zusammenhängen dafür einsetzten. Frauen versuchten, durch eine Heirat in eine gute Ausgangsposition im Bemühen um dörfliches, soziales Ansehen zu kommen. Oft waren sie von ihren Männern enttäuscht, wenn diese diesbezügliche Erwartungen nicht erfüllen konnten. Es kam vor, daß sie ihre Männer unter Druck setzten, und daß sie sich für ihre Männer schämten. In solchen Fällen strafte sie die Männer mit Verachtung.

Es wird hier folgende These zum sich ergebenden Geschlechterverhältnis, zur emotionalen Konstellation in Entsprechung zur "sexuellen Ökonomie" aufgestellt: Höfe erbende Männer waren als Besitzer festgeschrieben, als Personen, die über die Arbeitskraft anderer Personen und über die Sexualität von Frauen verfügen können sollten. Mit politischen und ökonomischen Veränderungen im 20. Jahrhundert, mit dem Fallen von Heiratsbeschränkungen des 19. Jahrhunderts ("politischer Ehekonsensus", gültig von 1820 bis 1920), erweiterte sich der Kreis der Männer, die diesbezügliche Ansprüche erhoben auch auf diejenigen, die keine Höfe besaßen. Die Verfügung über einen "Besitz" war Voraussetzung für das Ansehen und die Ehre in der (überregional verbundenen) "Öffentlichkeit von Männern" im Dorf. Im alltäglichen Dorfgeschehen unter Männern mußte die Kontrolle über Haushalt und Familie, über den Besitz, immer wieder unter Beweis gestellt werden. Sie stand umso mehr in Frage, je kleiner der Besitz, je geringer das Verdienst, je eigensinniger die Familienmitglieder waren. Die Norm der "Politikfähigkeit" konstituierte sich in Abgrenzung gegen das "Abweichende", das an Familien, an Personen festgemacht bzw. an ihnen produziert wurde. So wurden etwa bestimmte Frauen (vornehmlich aus weniger angesehenen Familien) in ziemlich jungen Jahren (zum Teil noch als Kinder) bereits zu Dorfhuren gemacht. Daß die Ehre von Männern aus weniger angesehenen Familien in Frage stand, war ein Beweis für die Ehre der Angeseheneren.

Der Zugang zum Raum der "wichtigen Entscheidungen", der Ehre und der Macht erforderte Geld (zum Trinken, zum Runden Spendieren, zum Sponsoren von Vereinen, zum Kauf von prestigeträchtigen Dingen), das dem Haushalt entzogen werden mußte. Frauen waren verärgert über den Entzug von Geld, über den Entzug der Arbeitskraft der Männer und deren Verantwortlichkeit für die alltägliche gemeinsame Existenz. Männer empfanden diese Verärgerung und daraus resultierende Verweigerungen der Frauen als einen Angriff auf ihre Ehre, auf ihr Verfügungsrecht, der sie in der "Öffentlichkeit der Männer" bloßstellen und dem Spott und Hohn ausliefern konnte. Frauen arbeiteten zwar weiterhin, da sie meist auf die Sicherung der Existenz des Haushaltes orientiert waren. Sie verweigerten sich aber häufig sexuell. Männer tranken daraufhin noch mehr (stachelten sich gegenseitig gegen Frauen

auf), schlugen ihre Frauen (und Kinder). Sie fühlten sich gekränkt dadurch, daß Frauen ihnen etwas verweigerten, von dem sie überzeugt waren, ein Anrecht darauf zu haben. Männer und Frauen wiesen sich wegen ihrer unterschiedlichen Erwartungshaltung und der Unmöglichkeit, sich darüber zu verständigen, gegenseitig Schuld zu. Geistliche traten für die Männer ins Mittel, die von ihren Frauen nicht in die Kammer gelassen wurden.

Der Verfügungsanspruch der Männer war in überregionalen Vernetzungen festgelegt und abgestützt (von der Kirche, in Gesetzen) und ermöglichte die Ausbeutung der Haushalte für überregionale Politik und Ökonomie, ermöglichte die Transformation der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in die "Ehre" von Männern in der "Öffentlichkeit" und in darauf basierende Politik und Ökonomie.

Frauen konnten sich ihre Ansichten im lokalen Rahmen bestätigen, konnten sich im lokalen Rahmen unterstützen, was aber keine wesentlichen Veränderungen brachte. Frauen "hingen", wie Männer, in dieser emotionalen Konstellation, waren durch Ängste und Schuldgefühle (neben den handfesten ökonomischen Abhängigkeiten) kaum fähig, sich davon weg zu bewegen. Sie trugen zur Reproduktion dieser Konstellation bei, durch die Art, wie sie wiederum ihre Söhne und Töchter erzogen. Für Frauen war es sehr schwer möglich, selbst zu Besitz zu kommen, und noch schwerer, selbst überregional verbundene Dorfpolitik zu machen. Ehrgeizigere Frauen versuchten daher oft über eine Heirat, gemeinsam mit dem Mann, in der dörflichen Hierarchie aufzusteigen, oder indem sie ihre Kinder zu Ehrgeiz erzogen.

6. Heidnische (pagane) Traditionen, kirchliche Traditionen und "modernes Leben" in Axams im 20. Jahrhundert

Im Lateinischen heißt "paganus" in der Grundbedeutung soviel wie "dörflich, ländlich", "pagus" soviel wie "Dorf" oder auch "Dorfleute". Es gab auch eine abwertende Verwendung des Begriffs im Sinne von "bäuerisch, ungebildet". Das Wort "Tradition" wurde (laut Duden) im 16. Jahrhundert vom lateinischen "traditio" ("Übergabe, Überlieferung") entlehnt, das seinerseits von "tradere" ("übergeben, überliefern", einer Bildung von "dare" - "geben") kommt. "Pagane Tradition" meint hier, das, was aus früheren Zeiten und kulturellen Zusammenhängen hergebracht wurde, ein Ausdruck des Erlebens natürlicher Zyklen, eine "Ritualisierung" dieses Erlebens. Formen der menschlichen Existenzsicherung orientierten sich an natürlichen Zyklen. Formen menschlicher Beziehungsgeflechte und Austauschbeziehungen entstanden im Zusammenhang damit. Traditionen waren und sind nie festgelegt oder authentisch, sie wandelten sich mit historischen Umständen, gesellschaftlichen Veränderungen und herrschaftlichen Einbindungen. Traditionen erhielten neue Bedeutungen. Sie wurden neu gestaltet. Dennoch offenbaren selbst im 20. Jahrhundert viele Traditionen (Bräuche) ihre Herkunft aus einem zyklischen Zeitverständnis, aus einer unmittelbaren Abhängigkeit der Leute von natürlichen Zyklen. Paganes Weltverständnis konstruiert im Gegensatz zu "religiösem" Weltverständnis keine hermetischen Glaubensgebäude, in die sich alles Wahrgenommene und Erfahrene fügen muß. Die Inhalte des Paganen bleiben im Fluß. Sie kreisen um die kreative Gestaltung der alltäglichen, jahreszeitlichen, lebenszyklischen Erfahrungen an konkreten Orten, in konkreten Beziehungsgeflechten.

Christliche Denker formulierten "das Heidentum" als das "Andere" zum Christentum, als den "falschen" ("Aberglauben", "Götzendienst") gegenüber dem "wahren Glauben", als das,

was vernichtet oder konvertiert/christianisiert werden mußte. In der Praxis der Kirchengründung erwies sich die Vereinnahmung paganer Tradition in christliches Denken und christliches Ritual, die "Überlagerung" paganer Tradition, als eine erfolgreiche Strategie, die jedoch ohne die Anwendung von physischer Gewalt und Disziplinierungstechniken kaum zum Ziel geführt hätte. Die "Missionierten" wandten diese Strategie nämlich ihrerseits an, indem sie hinter einer christlichen Fassade ihre Denk-, Fühl-, und Lebensweisen weiterpraktizierten. Die folgenden Abschnitte erläutern die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in ihrer Herkunft aus paganer Tradition, die christlich-kirchliche Vereinnahmung dieser Tradition und neue Bedeutungen paganer Tradition in veränderten historisch/kulturellen Zusammenhängen in Axams im 20. Jahrhundert.

Christliche Markierung von Orten und Zeiten

Die Orte, ihre Namen, das lokale Wissen darüber, was an bestimmten Orten passiert war, welche Qualitäten und Eigenheiten sie hatten, wer sie besaß, was man dort machte, zu welchen Zeiten man dorthin ging, konstituieren eine gesellschaftlich-kulturelle Geographie des Dorfes, der Felder, Wälder, Gewässer, Berge, der ganzen Gegend, in der das Dorf liegt.

Seit der Missionierung wurde die Gegend mit einem Netz von Referenzpunkten der katholischen Kirche überzogen. Das Zentrum dieses Netzes bildete die Kirche.

Die erste urkundliche Erwähnung der Pfarre Axams stammt aus dem 10. Jahrhundert nach Christi Geburt. Über den ersten, romanischen Kirchenbau ist wenig bekannt. Der zweite Kirchenbau wurde 1498 eingeweiht, und der dritte Neubau erfolgte von 1732 bis 1734, wobei der Turm der zweiten Kirche stehengelassen wurde (Leitner 1984, S. 34-38; Tschernikl 1931, S. 93-94). Die Kirche mit dem alten Friedhof und zwei Kapellen befindet sich im Zentrum des Ortes, nahe am Dorfplatz. Von der Kirche aus gingen, und zur Kirche hin führten Prozessionen und Begräbniszüge. In der Kirche fanden Hochzeiten, Taufen, Begräbnismessen, Erstkommunionen, seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts auch Firmungen statt. Der Kirchbesuch gehörte bei vielen Menschen zu den täglichen Verrichtungen: die Kinder gingen vor der Schule zur Schülermesse, die Leute gingen zur Abendmesse, zu den Orata im Dezember, zu den Maiandachten, zu Rosenkränzen, zur Sonntagsmesse, zu Messen, Andachten, Rosenkränzen, Litaneien an verschiedenen Gedenk-, Bitt-, Buß- und Feiertagen, sie gingen zur Beichte in die Kirche. Andachten und Rosenkränze fanden in den Kapellen statt. Bittgänge gingen von den Kapellen aus. Eine der Kapellen, die Linden- bzw. Sebastianskapelle wurde 1635 am westlichen Dorfbende in Folge eines Gelöbnisses errichtet. Axamer gelobten, eine Kapelle zu bauen, falls das Dorf von der Pest, die 1630 wütete, verschont bliebe, was dann auch der Fall war (Leitner 1984, S. 39). Hinter dieser Kapelle befindet sich ebenfalls ein Friedhof, der frühere Kinderfriedhof, der seit einigen Jahrzehnten Gemeindefriedhof benutzt wird. Eine weitere Kapelle steht im Osten des Dorfes, am sogenannten "Baderbühel", an einem Ort, an dem einmal ein Bader praktizierte. Eine weitere Kapelle gibt es in auch Omes. An verschiedenen Stellen (in Gärten, an Feld- und Wegrändern) befanden sich Marterln und Kruzifixe, von denen es seit etwa 20 Jahren immer weniger gibt. Von den Vorübergehenden wurde erwartet, daß sie an diesen Stellen ein Kreuz schlugen, früher sogar, daß sie das Knie beugten. Ging der Pfarrer mit der Krankenkommunion durchs Dorf, mußten die Leute auf der Straße niederknien. Läuteten die Glocken, so hatten sie ein Kreuz zu schlagen. Auf viele Hausfassaden waren Fresken mit Heiligendarstellungen aufgemalt. In den Stuben gab es den Herrgottswinkel, dem man sich etwa beim

Tischgebet zuwandte. Kleine Weihwasserbehälter hingen hinter den Türen zu den einzelnen Räumen. Betrat man, oder verließ man einen Raum, so tunkte man zwei Finger ins Wasser und schlug das Kreuz.

Die Kirche, ihre Rituale und Zeichen waren (beinahe) allgegenwärtig, markierten Orte, Zeiten und gesellschaftliche Beziehungen, beschäftigten die Menschen in ihrem alltäglichen Leben, in ihrem Feiern und Trauern, bei lebenszyklischen Übergängen durch Beten, Kreuzschlagen, das Beugen des Knies, Knien, Hände Falten, durch viele kleine vorgeschriebene Gesten und Worte.

Luisa erzählt über einen Bruder, drei Großtanten und einen Großonkel ihres Vaters, die als ledige DienstbotInnen an dessen Hof lebten und arbeiteten. *Frage: "Was glabsch du, warum dia so fromm worn sein?" "Jo, die Erziehung wors, die Erziehung von die Eltern, vom Opa. Und sie hobn eigentlich nix kennt, als was nur Kirchn gehn und bettn und aufopfern. (...) Des sein jo so nette Leit gwesn, so feine Leit olls. Und holt olm so fleißig Kirchn gongin und bettet, und die Sunntig nomitoug, wenn sie hoam sein vun Kirchn, gessn, no houm sie si zun Tisch ghockt Evangelbuach lesn. (...) Und die Sunntig jo nicht toan, nix toan derfn, nur s'Noatwendigschte, kochn und ouschpialin und sinsch ibarhaupt nix. Nit amoul auskeahrn, goar nix. Des sein oanfoch sou Fromme gwesn. Und sinsch sou fleißige Leit, obar die Sunntigs nix toan. (...) "* *Frage: "Und hobs eis donn a so obends Roasnkrone gebetet?" "Jo, immer, jedn Toug, bei ins isch jedn Toug Roasnkrone bettet worn, abends, und Tischgebet sowieso. Isch man nia niederkocht und nit augschtodn vor man nit betet hot ghob, und nit wekgonging." "Frage: "Und M. hot a derzählt, daß man den 'Engl des Herrn', wenn die Gloggn gleitet hobn. Hobs ihr des a geton?" "Jo, hot man si niederknialt, sogor in Feld außn, jo." "Frage: "Also, no wor oanfoch die Religion so was gonz Alltägliches, was oan dauernd begleitet hot?" "Jo, des ischt oanfoch. A so mogsch bold sougn, wie heit der Fernsehner, nit. Heit hockt olls vorn Fernsehner hin, oder wenn eppis isch, schaug min, und a so wors oanfoch friahar des, nit." (...) "Do hot min oanfoch gfolg, der Geischting wor jo krount nit gor dar Herrgott, nit. A was bei die Kronnkommunionen gwesn isch, wenn der Pforrar nit die Minischtrontrn gongin isch zu an Kronkn, do hot min si miaßn niedarknialn af dar Stroßn. Hosch tun was willsch, hosch miaßn af dar Schtroßn niedarknialn. Des woäß i no gnuag, nit." Zu Marterln: "Heit geahsch holt viar, vielleicht mochscht an guatn Gedonkn, obar Kreiz mochscht woll eigentlich koans meah, nit. Des woar friahar olm a so." ³⁵ (I.15, K.2a)*

³⁵Frage: "Was glaubst du, warum sie so fromm wurden?" - "Das war die Erziehung, die Erziehung der Eltern, vom Opa. Sie kannten eigentlich nichts als Kirche gehen, beten, aufopfern. Das waren so nette Leute. Sie gingen immer fleißig zur Kirche, beteten. Am Sonntag Nachmittag, sie kamen von der Kirche heim, aßen, dann setzten sie sich zum Tisch hin und lasen im Evangelienbuch. Am Sonntag durfte man nichts machen, nur das Notwendigste, kochen, abspülen und sonst nichts. Nicht einmal auskehren. Sie waren einfach so fromm. Sonst waren es so fleißige Leute, aber am Sonntag durfte man nichts tun." - Frage: "Und habt ihr Rosenkranz gebetet abends?" - "Ja, immer, jeden Tag, bei uns wurde jeden Tag Rosenkranz gebetet und Tischgebet ohnein. Man setzte sich nie hin und stand nie auf, bevor man nicht gebetet hatte." - Frage: "M. erzählte, daß man den 'Engel des Herren' betete, wenn die Glocken läuteten. Habt ihr das auch gemacht?" - "Ja, man kniete sich hin, sogar auf dem Feld." - Frage: "Also dann war die Religion etwas ganz Alltägliches, etwas, was einen dauernd begleitete?" - "Ja, man möchte sagen, es war, wie heute der Fernseher. Heute setzten sich alle vor den Fernseher, wenn etwas ist, und schauen. Und so etwas war das früher. (...) Ja, man gehorchte. Der Geistliche war fast ein Herrgott. Mit der Krankenkommunion war es so, wenn der Pfarrer mit den Ministranten zu einem Kranken ging, mußte man sich auf der Straße hinknien. Was immer du gemacht hast, du mußt auf der Straße niederknien. Das weiß ich noch genau." - Zu Marterln: "Heute gehst du daran vorbei, du denkst vielleicht einen guten Gedanken, aber Kreuz schlägst du eigentlich keines mehr. Das war früher aber immer so."

Zyklisches Zeitverständnis

Das alltägliche Leben der Menschen im Dorf war zumindest in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von einer ausgeprägten Kultur der Aufmerksamkeit für Tageszeiten, Wochentagen, für Jahres- und Lebenszyklus bestimmt. In dieser Kultur vermischten sich pagane Traditionen, christliche Traditionen und veränderte Verständnisweisen und Ausdrucksformen dieser Traditionen entsprechend neuen Gegebenheiten.

In diesem Abschnitt soll das jahreszyklische Verständnis der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nachgezeichnet werden, mit Bemerkungen zu Veränderungen in den letzten Jahrzehnten, so weit es sich aus Interviews, aus der Erfahrung beim Aufwachsen im Dorf und aus der teilnehmenden Beobachtung erschlossen hat.

Die InterviewpartnerInnen bezogen sich in ihren Erzählungen häufig auf Zeitpunkte aus dem Jahreszyklus. Sie nahmen selbstverständlich Bezug auf das lokale Wissen um die Bedeutung dieser Zeitpunkte. Zum Beispiel: *Frieda lernte ihren Mann am Montag nach Maria Himmelfahrt kennen. Sie erzählte, daß am Kirchtag im Jahr 1924 das Licht (die elektrische Beleuchtung) nach Axams kam. Eine Nachbarin, die die Fallsucht hatte, starb nachdem sie für den Weißen Sonntag eine Torte bestellt hatte, als sie einen Anfall bekam und in einen Brunnen fiel (I.2, K.1b, 2b, 3b). Der Vater von Annemarie und seine Geschwister arbeiteten vom "Roggaschnitt" (von der Roggennernte) bis zum Nikolausabend allein am Hof, nach dem Tod der Eltern und des Großvaters. Eine Magd stahl dem Vater von Annemarie Geld, um ihrem Vater zum Josefitag, zum Namenstag, etwas zu schenken. Die Mutter von Annemarie hätte ihr Hochzeitsgewand zum Kirchen Gehen am Blutstag gebraucht, ihre Tochter nahm es aber heimlich zum "Kranzl Aussetzen" (Prozession Gehen bei jungen Mädchen) mit nach Zirl, wo ihre Dienststelle war (I.3, K. 1a,3b). Die Tochter von Liesl heiratete zu Maria Heimsuchung. Ein verwandter Geistlicher kam einmal am Frauentag mit zwei anderen an ihrem Haus vorbei. Eine Woche nach der Geburt ihres ersten Kindes ging sie, da das Wetter schön war, zum Gebet zur Einsetzung (Nierzigstündiges Gebet) (I.16, K.1a,b).*

Das Dorf Axams befindet sich in einer Gegend der Erde mit ausgeprägten jahreszeitlichen Veränderungen. Der Großteil dessen, was im Winter gegessen wurde (zumindest an den Höfen), mußte in Frühjahr, Sommer und Herbst erarbeitet werden.

Außerdem verändert sich die Dauer der Tage und Nächte im Verlauf des Jahres merklich: vom 21. Dezember bis zum 21. Juni werden die Tage länger, in der übrigen Zeit werden sie kürzer. Dieses natürliche Geschehen und die daran orientierte Existenzsicherungsweise einer Gesellschaft von ViehzüchterInnen und AckerbauerInnen (die auch sammelten und jagten) fanden Ausdruck im gesellschaftlichen Begehen des Jahreszyklus. In arbeitsärmeren Zeiten, von Oktober bis Mai/Juni wurde viel gefeiert, in arbeitsreichen Zeiten, im Sommer, weniger. Die Feiern und Zeremonien des Frühjahrs waren eher Bittfeiern, die des Herbstes eher Dankesfeiern, die an bestimmten Örtlichkeiten stattfanden. Sowohl pagan als auch christlich interpretiert unterscheidet sich dieses jahreszyklische, ortsgebundene Arbeiten und Feiern vom "modernen Leben", in dem Arbeit und Freizeit so organisiert werden, daß sie von natürlichen Zyklen möglichst unbeeinflusst ablaufen.

- *Der November beginnt mit Allerheiligen. Früher wurde mit dem Grabschmücken weniger Aufwand betrieben als heute. Die Leute kauften, wenn jemand starb, einen Kranz aus*

Papierblumen, den sie in einer Schachtel aufbewahrten und zu Allerheiligen ans Grabkreuz hängte. Früher wie heute versammelten sie sich am Nachmittag des 1. November am Friedhof, vor den jeweiligen Familiengräbern. Der Priester geht mit den Ministranten, vorbetend, zwei Runden um den Friedhof. Während sich der Priester auf der jeweils anderen Seite des Friedhofes befindet, betet eine Person vor, die anderen beten nach. Seit den 50er Jahren gehen diejenigen, die auch noch ein Grab am neueren Friedhof des Dorfes haben (und das werden immer mehr), nach dem Gräberbesuch am Friedhof bei der Kirche, dorthin, da dort eine weitere Zeremonie stattfindet. Mit der Amtsübernahme des neuen Dekans fand in den letzten Jahren eine merkliche Straffung der Zeremonien auf den beiden Friedhöfen statt. Allerheiligen ist ein Tag, an dem Verwandte von auswärts kommen, um zum Familiengrab zu gehen, es ist ein Tag der Besuche. Außerdem bekommen die "Gotlkinder" an diesem Tag von ihren "Goutn" und "Geitn" einen der zwei jährlichen "Gottpack". Früher gingen zu Allerheiligen v.a. Kinder ärmerer Familien "Buchilin betteln".

- *Zu Allerseelen, am 2. November, gingen die Leute am Vormittag nach der 8.00 Uhr-Messe aufs Grab. Seit einigen Jahrzehnten arbeiteten viele Menschen außerhalb des Dorfes, oder sie hatten an diesem Tag nicht frei, sodaß bei weitem nicht mehr so viele Leute zu diesem Gräberbesuch erschienen. Seit neuestem wird diese Zeremonie daher auf den Abend verlegt.*
- *Am 22. November finden die Cäcilienfeiern (Cäcilia ist die Patronin der Musik) der Musikkapelle und des Kirchenchores statt, am letzten Sonntag vor dem ersten Advent der Kathreinaball, der seit einigen Jahren von den Schützen organisiert wird.*
- *Mit dem ersten Adventssonntag beginnen die Orata, die "Goldenen Ämter", Messen, die früher um 6.00 Uhr morgens abgehalten wurden, die es jetzt auch am Abend gibt. Früher sang bei diesen Messen jeder Chor, die Kirche war voller Leute. Sie wurden sehr feierlich gestaltet. Die Leute standen gern früh dafür auf.*
- *Am 4. Dezember schnitt man Barbarazweige ab. Früher hatten alle Bauern Kirschbäume, viele Kirschbäume wuchsen wild.*
- *In den Wochen vor Nikolo laufen Buben mit um die Taille gebundenen Schellen in Bänden im Dorf herum, die sogenannten "Vorlafar" (Vorläufer). Ihr Hauptzweck war und ist es, andere Kinder zu erschrecken, ihnen nachzulaufen, sie zu verfolgen und zu "rußigen" (mit Ruß zu beschmieren).*
- *Am Vorabend des Nikolaustages, am 5. Dezember, kommen und kamen als Nikolo verkleidete Männer mit als Engel verkleideten Frauen (auf Bestellung bei der Pfarre) zu den Kindern in die Häuser, um sie (nach den Anweisungen der Eltern) zu loben und zu tadeln, und um sie zu beschenken. An diesem Abend verkleiden sich Burschen und Männer als Krampusse. Deren oft ausschweifend-gefährliches Verhalten wurde in den letzten Jahrzehnten durch polizeiliche Kontrolle reglementiert. Zu Nikolaus backen die BäckerInnen die sogenannten "Tumisradln" (Thomasräder), ein Brot in Form von vier, zwei und zwei jeweils zusammenhängenden, über Kreuz gelegten Spiralen.*
- *Am 8. Dezember, zu Maria Empfängnis, einem Frauentag, ging man zur Messe.*
- *Im Dezember gingen und gehen Gruppen von Menschen "klöpfln", und zwar Chöre oder Leute, die sich speziell dafür zusammentaten. Sie gehen von Haus zu Haus und singen Weihnachtslieder vor.*
- *Außerdem finden im Advent Basare statt, die Frauen organisieren, für die sie basteln und handarbeiten und deren Erlös sie für gute Zwecke spenden.*

Diese Feiern, Zeremonien, Bräuche, Traditionen begleiteten die sehr kurzen Tage im November und Dezember. Im christlichen Verständnis geht es um das Gedenken der und Beten für die Toten und um die Vorbereitung auf die Geburt des Erlösers. Im paganen Verständnis bereiteten sich die Leute auf die Wiederkehr des Lichts vor, des Wiedererwachens der Natur. Vor allem im Zusammenhang mit den Nikolaus-Bräuchen taucht das Motiv des Kampfes von zwei Prinzipien, im christlichen Sinn einem guten (belohnend-tadelndem) und einem bösen (bestrafenden) auf. "Vorläufer" und Krampusse sind Figuren, die gerne (von Buben und Männern) gespielt werden, da es diesen Figuren erlaubt ist, die normale hierarchisch-"gute" Ordnung in Frage zu stellen. Die Krampusmaske erlaubte das unerkannte Begleichen "offener Rechnungen", sie erlaubte, durch die Identifikation mit dem "Bösen", außerhalb des Zugriffs der ("guten") Autoritäten zu stehen.

- Der 21. Dezember war der Tag, an dem die Frauen früher die Zelten buken, das einzig süße Brot, das die Leute kannten, süß gemacht durch das Einmengen von gedörrten Früchten. Es war außerdem der Tag, an dem in Innsbruck der "Thumismarkt" abgehalten wurde, ein Markt, auf dem handwerkliche Dinge aus den Tälern und dem Mittelgebirge verhandelt wurden, wie Socken, Jacken, Handschuhe, Zuber³⁶, Patschen, Krautfässer, Rodeln. Auch Knechte und Mägde verkauften hier Produkte, die sie angefertigt hatten, um etwas Geld zu verdienen. Als in Axams noch Flachs angebaut wurde, boten Axamer auf diesem Markt Flachs und Leinenprodukte an. Der Markt hat seinen Namen daher, daß der 21. Dezember früher dem Thomas ("Althomastag") geweiht war.
- Der 24. Dezember, der Heiligabend, ist die erste Rauhnacht. Man bereitet eine Glut im Herd, gibt die Glut zusammen mit Weihrauchkörnern in eine Pfanne und geht betend und weihwasserspritzend damit durch Haus, Stall, Tenne und in den Garten. In einigen Häusern wird das heute noch gemacht. In den Rauh Nächten sollte keine Wäsche aufgehängt werden. An diesem Tag stellte und stellt die Leute in den Häusern, in der Kirche und der Lindenkappelle die Krippen auf. Axams hat seit langem einen Ruf als "Krippelesdorf", der zum dörflich-offiziellen Selbstverständnis gehört. Es gibt einen Krippenverein. Das Bauen schöner Krippen, das Schnitzen schöner Figuren bringen Ansehen im Dorf. Bestimmte Menschen sind bekannt für ihr Geschick beim Krippenberg Bauen, Figuren Schnitzen oder Hintergrundlandschaft Malen. Eine der berühmten, manchmal seit Generationen in einer Familie vererbten, Krippen zu besitzen, bringt dem Haus, der Familie Ehre. In den Interviews finden sich Bemerkungen, die darauf hinweisen, daß die Leute auch zu Beginn dieses Jahrhunderts Christbäume aufstellten, und daß die Kinder beschenkt wurden. Erzählungen über besonders krasse Verletzungen der Verpflichtung zur Gegenseitigkeit oder Barmherzigkeit gegenüber Ärmern sind häufig mit Weihnachten verbunden.
- Der 25. Dezember, der Christtag, wurde als ein "stiller Tag" begangen. Man ging zur Messe und aß gut. Vor Weihnachten wurde auf den Höfen geschlachtet, sodaß dies einer der wenigen Tage des Jahres war, an denen es Fleisch zu essen gab.
- Am 26. Dezember, Stephanitag, wurde früher der Zelten angeschnitten, es war der "Zeltunschneidoug". Den Zelten buken die Bäuerinnen, etwa um weihnachtlichen BesucherInnen etwas anbieten zu können. Es war wichtig, daß vor dem Anschneiden "Rach drübergangin isch" (Rauch darübergegangen war), das hieß, daß man ihn in der ersten Rauhnacht gesegnet hatte. Manche Frauen halten diese Regel heute noch ein. Früher gab es zu Stephani den ersten Ball nach Weihnachten, auf den die Leute sich freuten, weil ja im Advent "nit viel los" war.

³⁶Holzgefäß, Bottich zum Kleiderwaschen und Baden.

- Am 28. Dezember, dem "Unschuldig Kinder Tag", hält der Pfarrer um 13.00 Uhr in der Kirche den Kindersegen ab. Mütter gehen und gingen mit ihren Kindern dorthin, um für sie einen priesterlichen Segen zu erhalten.
- Am 31. Dezember, zu Sylvester gab es früher keine kirchlichen Zeremonien. Seit einigen Jahren wird um 16.00 Uhr eine Messe zum Jahresausklang abgehalten. Der 31. Dezember ist die zweite Rauhnacht. Seit dem 70er Jahren erlangte an diesem Tag das Fernsehen (wie auch am 24. Dezember, an dem von den österreichischen Fernsehsendern ganztägiges Programm geboten wurde), insbesondere für die Kinder, große Bedeutung. Sylvester ist die zweite Rauhnacht mit derselben Zeremonie wie zu Heiligabend.
- Am 1. Jänner besuchten die, auch erwachsenen, Gotlkinder ihre Gotln und Geitn. Es wurden Zelten und seit einigen Jahrzehnten auch Weihnachtskeks aufgetischt. Die Kinder gingen früher von Haus zu Haus "Nuijoahrougwingin" (Neujahr abgewinnen, ein gutes Neues Jahr wünschen) und bekamen dafür von den Erwachsenen einen Groschen. In den letzten Jahrzehnten beschränkte sich dieser Brauch immer mehr darauf, daß die Kinder von Verwandten, Bekannten und BesucherInnen Geld erhielten (dafür von denen aber immer mehr).
- Der 6. Jänner ist "Dreikinigoug". In den Tagen davor gehen Gruppen von Kindern (früher Ministrantengruppen) mit einer Begleitperson in der Verkleidung der Drei Heiligen Könige von Haus zu Haus. Sie singen in den Häusern vor und sammeln für einen guten Zweck.³⁷ Am Vorabend des 6. Jänner, der dritten Rauhnacht gehen die Menschen wie am 24. und am 31. Dezember "Rauchen". Am 6. Jänner besuchen sie die Frühmesse oder das Hochamt. In dieser Zeit nach Weihnachten kamen und kommen Leute nach Axams zum "Krippele schaugn" (Krippen schauen).

Damit enden die Zeremonien und Gewohnheiten rund um Weihnachten, rund um die Wintersonnwende. Es beginnt der Fasching. Vorläufer und Krampusse erinnern an Faschingsfiguren (wie auch die Figuren der alten sol in victus Feier). Der Fasching ist der am wenigsten christlich vereinnahmte und überlagerte Traditionszusammenhang im Jahreszyklus.

- Der Fasching dauert etwa von Mitte Jänner bis zum Aschermittwoch (Februar/März). Früher waren Montage, Dienstag und Donnerstage "Lanigertoug", jetzt sind es noch die Dienstag und vor allem die Donnerstage. An diesen Tagen stellten und stellen die Leute aus Axams "Lanigarbandn" zusammen - sie treffen sich, maskieren sich und gehen am Abend als Bande mit einem Ziehharmonikaspieler (oder auch mit mehreren Instrumentalisten) ums Dorf. Früher kehrten sie in den Bauernhäusern ein. Nachdem die Bauernhäuser renoviert (oder auch abgerissen) wurden, erlauben nur mehr sehr wenige Bewohner von Privathäusern die Einkehr dieser Banden. Sie gehen jetzt von Wirtshaus zu Wirtshaus. In den Wirtshäusern warten Menschen (die oft auch aus den umliegenden Dörfern oder sogar aus der Stadt kommen) auf die einkehrenden Banden, die dort einige Musikstücke spielen und Leute zum Tanzen auffordern. Die Maskierten heißen im dörflichen Dialekt "Laniger", "Schleicher" oder "Maschger", sich zu maskieren und am entsprechenden Geschehen teilzunehmen, heißt "Laniger-", "Schleicher"- oder "Maschger giahn". Traditionellerweise gibt es "schiane" (schöne) und "schiache" (häßliche) Masken, die hier nicht genauer beschrieben werden sollen. Die bekanntesten und spezifischsten für das Dorf sind die "Wampeler", außerdem gibt es "Tuxer", "Nadln" (Hexen),

³⁷Die Dreikönigsaktion der Katholischen Jungschar wird seit 1955 durchgeführt. Zunächst zogen die drei Waisen hauptsächlich in Oberösterreich von Haus zu Haus, allmählich dehnte sich die Aktion auf ganz Österreich aus (Auskunft vom Büro der Katholischen Jungschar, Innsbruck).

"Bijazl", "Zottler", Bären und Bärenreiber, "Paarlin" (Paare), früher gab es "Bluatigar" (Blutiger). Wie zum Kirchtag wird auch im Fasching "Goaßl gschnellt". Max erzählte, früher habe "gonz Axams gschnellt" (das heißt, daß es sehr viele machten). Die Burschen schnappten sich "vom Hoar a Drum zum Goaßl Moch'n" (ein Stück Flachs zum Geißel Machen) (I.7, K.1a). Der wichtigste Tag für die "Schleicher" ist der Donnerstag vor dem Aschermittwoch. Alle vier Jahre findet am Sonntag vor Aschermittwoch ein Umzug statt, an dem, außer den traditionellen Figuren, Wagen teilnehmen, die in wochenlanger Arbeit hergerichtet werden.

Um 1850 versuchte ein "schleicherfeindlicher" Pfarrer gemeinsam mit dem Gemeinderat das "Schleicher Giahn" zu verbieten. Die Dorfborgkeiten fürchteten zum Gespött im Vergleich mit anderen, "ordentlicheren" Gemeinden zu werden und ersuchten sogar die k.k. Bezirkshauptmannschaft um Hilfe. Die Gemeinderäte versteckten sich, fingen die "Schleicher" ab, zogen sie in der Gemeindestube aus und jagten sie nach Hause. 128 Hausbesitzer gelobten, es ihren Kindern und Untergebenen zu verbieten. Es gab aber nie mehr so viele "Schleicher" wie in dieser Zeit. Die Bevölkerung signalisierte den "Schleichern", ob die Luft rein ist (Tschernikl 1931, I, S. 21-24). Das "Schleichergehen" war in dieser Zeit ein Ausdruck des Widerstandes von Kindern und Untergebenen gegen die dörflichen Autoritäten - den Pfarrer, den Gemeinderat, die Hausbesitzer. Soweit vom "Laniger Giahn" im 20. Jahrhundert in den Interviews erzählt wird, stellte es in dieser Zeit einen auch von den Dorfborgkeiten anerkannten Brauch dar, der sicher hauptsächlich von jungen Burschen praktiziert wurde, und der es erlaubte, die normale Ordnung des Dorfes auf den Kopf zu stellen. Paul und seine Altersgenossen sind (etwa in den 30er Jahren) "gonz verrückt Laniger gongin" (ganz verrückt Laniger gegangen), montags, dienstags und donnerstags. Früher schnitt man um diese Zeit des Jahres mit der Wiegsäge Holz ab. Mittags kamen schon Burschen zu ihm und seinen Brüdern und berieten, wie sie sich an diesem Tag verkleiden würden. Um etwa 11.00 Uhr ließ man die Arbeit sein, und kümmerte sich um das "Gwond zomtoan" (Verkleidung organisieren). Nachmittags ging man Maschger und nachts ohnehin. Frauen trauten sich damals nicht, Maschger zu gehen (I.13, K.1a). Zu letzterer Aussage im Widerspruch stehen die Erzählungen von zwei meiner Interviewpartnerinnen. In den 30er Jahren begannen sie, die von auswärts nach Axams gekommen waren, die Regel, daß nur Männer "Schleicher giahn" durften, zu brechen. Anna, die in den 20er Jahren nach Omes geheiratet hatte, hatte "fürs Maschger Giahn viel übrig" (sie tat es gern). Sie stellte an Lanigertagen eine Bande zusammen. K. spielte Ziehharmonika. Sie kamen bis nach Grinzens (I.14, K.1b). Rita und ihre Tochter Sefa, Rita war in den 20er Jahren mit Mann und Kindern nach Axams gekommen, meinten, sie waren die ersten Frauen die in Axams Maschger gingen. Durch sie wurde es üblich, daß Frauen gingen (I.11, K.1a).

Egon Tschernikl hörte einen alten Bauern, einige Jahre bevor er 1931 den Artikel zum Schleicherwesen in Axams verfaßte, klagen: "Huir werd'n m'a a greil wianig Tirgg'n mach'n, weil völlig gar koane Wampeler sein. Ja, ja, die heutig'n Löter sein nit so wia mir g'west sein. Die nuie Modi ...". (Heuer werden wir sehr wenig Mais ernten, weil beinahe keine Wampeler sind. Ja, ja, die heutigen Burschen sind nicht so, wie wir waren. Die neue Mode ...) (Tschernikl 1931, I, S. 24).

Dieses Zitat macht deutlich, daß die Leute einen Zusammenhang zwischen Faschingsbräuchen und dem Ernteerfolg des kommenden Jahres sahen, daß selbst im 20. Jahrhundert noch ein Bewußtsein von einem Einfluß auf natürliche Zyklen durch menschlich-gesellschaftliches jahreszyklisches Feiern bestand.

- In der Faschingszeit finden und fanden Bälle statt, die von den Vereinen organisiert werden.
- Am 20. Jänner, dem Sebastianstag wird in der Linden- bzw. Sebastiankapelle am Morgen eine Messe abgehalten und in den zehn darauffolgenden Tagen kommen die Leute dort zu den Sebastianrosenkränzen zusammen. Die jährliche Abhaltung dieser Rosenkränze wurde, wie auch die Erbauung der Kapelle, gelobt, falls Axams (1630) von der Pest verschont bliebe. Man ging gern zum Rosenkranz Beten, da man dort Leute traf und sich im Anschluß daran ein bißchen unterhalten konnte. Verschiedene Fresken an Häusern stellten/stellen übrigens den Hlg. Sebastian dar.
- Der 2. Februar ist Maria Lichtmeß, der "Schlenglgtag", an dem die bäuerlichen DienstbotInnen früher ihre Dienstplätze wechselten. Gesetzlich waren die DienstbotInnen verpflichtet, diesen Zeitpunkt abzuwarten, um die Dienststelle wechseln zu dürfen. Da sie mit den Dienststellen oft unzufrieden waren, waren Wechsel an diesem Tag, in der Hoffnung auf eine bessere Situation im kommenden Jahr, sehr üblich. In der Kirche fand und findet an diesem Tag eine Kerzenweihe statt.
- Am 3. Februar erhalten die Leute nach der Abendmesse bzw. erhielten sie früher nach der Frühmesse den Blasiussegen gegen Halsweh, der erteilt wird, indem dem Priester vor jeder Person eine kurzes Gebet mit Segen und zwei gekreuzten Kreuzen spricht.
- Freitag, Samstag und Sonntag vor dem Aschermittwoch wird das Vierzigstündige Gebet abgehalten, das sogenannte "Stundenbeten". Nach den morgendlichen Messen wird "s'heachschte Guat" (die Monstranz) aus dem Tabernakel geholt und auf den Hochalter gestellt, bzw. "eingesetzt", wie sich diese Tätigkeit nennt. Jede halbe Stunde kommen die Leute aus einer anderen Straße des Dorfes in die Kirche, um dort still zu beten, es sei denn, jemand traut sich den Rosenkranz laut vorzubeten (was früher viel selbstverständlicher gemacht wurde als heute).
- Mit dem Aschermittwoch endet der Fasching. Die Leute gingen und gehen zur Kirche, um das Aschekreuz vom "Geistling" (Priester) auf die Stirn gemalt zu bekommen.
- In der Fastenzeit wird die Kirche in violett gehalten. Gefastet werden mußte an Freitagen, am Aschermittwoch und vor allem am Karfreitag. Die Gläubigen aßen kein Fleisch (was sie ja ohnehin kaum taten). An den Freitagen in der Fastenzeit findet und fand am Nachmittag in der Kirche ein "Kreuzweg", eine Andacht statt.
- Am Schmerzf Freitag, dem Freitag vor dem Palmsonntag, fand in der Baderbühelkapelle eine Litaneilesung mit Messe statt, im Anschluß daran ein Gang über die Felder.
- Der 19. März gilt der Feier des Tiroler Landespatrons, des Hlg. Josef. Gefeiert wurde mit Frühmesse oder Hauptamt, jetzt findet eine Abendmesse statt. Viele Männer und auch Frauen hatten an diesem Tag Namenstag. Der Namenstag war früher wichtig, der Geburtstag ziemlich bedeutungslos. Häufig wurden Menschen auf den Namen des/der Heiligen getauft, an dessen/deren Tag sie zur Welt kamen. Als Feiertag war der Josefitag arbeitsfrei.³⁸
- Für den Palmsonntag schmückten die Leute die "Polmsteckn" (Palmlatten). Die Männer und Burschen holten eine dünne, möglichst lange Latte aus dem Wald (der Ehrgeiz der Burschen bzw. Familien bestand darin, die längste Palmlatte zu tragen), band ganz oben einen Buchs- oder Ölzweig fest, wickelte Krepppapierstreifen mit Spagat um die Latte und befestigte Brezen an ihr. Früher verwendeten "bessere Leute" anstelle von Krepppapier

³⁸Der Josefitag ist inzwischen nur mehr für SchülerInnen und LehrerInnen frei. Auch Landesbedienstete, Angestellte der Stadtmagistrats und in den Banken Tätige müssen seit 1996 an diesem Tag arbeiten.

auch Seidenpapier, Seidenmasken und "Beschter" (das waren Preise, die Schützen für Siege beim Wetschießen erhielten - Seidenmasken mit Wachsblumen). Die "Beschter" wurden unten am Stab angebunden. Sie wurden jedes Jahr wiederverwendet und von Generation zu Generation in der Familie vererbt. Familien konnten durch die von den Buben der Familie getragenen Palmlatten ihre Erfolge als Schützen demonstrieren, was zum Ansehen der Familie beitrug. Am Palmsonntag versammelten und versammeln sich die Leute bei der Lindenkappele und gehen in einer Prozession nach einer kleinen Zeremonie zur Kirche, wo eine Messe mit einer Palmstockweihe abgehalten wird. Die Buchs- bzw. Ölweige kamen nachher in den Herrgottswinkel. Sie wurden im Sommer bei Gewittern verbrannt.

- In der Osterwoche putzten die Frauen die Häuser und hielten große Wäsche. Nach dem Winter konnten sie wieder gut waschen und spülen. Von Gründonnerstag bis Karfreitag läuteten und läuten keine Glocken. Am Gründonnerstag fand eine Messe statt. Am Karfreitag gingen die Leute zum Kreuzweg und "Heiligs Groub schaugn" (Heiliges Grab schauen). Das Heilige Grab wurde früher (am Gründonnerstag) in der Kirche "augmocht" (aufgebaut), jetzt steht es in einer Kapelle bei der Kirche. Es bleibt bis zur Auferstehung am Karsamstag.
- Am Ostersonntag war um 16.00 Uhr "Auferstehung". Alle "schniegelten sich" (richteten sich schön her) und gingen hin. Die Frauen buken für den Ostersonntag. Am Abend buken sie Blattln und Kraut, während sie zu Mittag noch "Fastenkost" richteten. Vor der Kirche fand eine Feuerweihe statt.
- Am Ostersonntag bekamen die Kinder von ihren Goutn und Geitn den zweiten der zwei jährlichen Gottpack. Die Kinder gingen wiederum mit einem Tuch zu den PatInnen, in das eine Henne (für Mädchen) oder ein Hase oder eine Breze (für Buben) aus Weißbrotteig, ein Stoff oder Schuhe hineingelegt wurden. Selbstverständlich besuchten die Menschen die Messe. Frauen kochten, während Männer und Kinder zum Hauptamt gingen. Es gab eines der besseren Essen des Jahres und am Nachmittag einen Gugelhupf.
- Am Ostermontag rasteten die Menschen und gingen in die Kirche.
- Der "Weiße Sonntag" fand eine Woche nach Ostern statt. An diesem Tag wurde für die Kinder die Erstkommunion abgehalten, zu der jetzt die Kinder der zweiten Klasse Volksschule hingeführt werden. Früher kam es vor, daß Kinder mehrerer Jahrgänge zugleich Erstkommunion hatten. Am Nachmittag fand ein Bittgang mit einem Kreuz über die Felder in den Nachbarort Birgitz statt.

Mit Ostern geht der Winter ins Frühjahr über, es endet der Teil des Jahreszyklus, in dem die Symbolik von Licht und Feuer eine große Rolle spielte, in dem der Beginn des neuen Arbeitsjahres auf den Feldern und im Garten rituell begleitet, und in dem christlich interpretiert das Sterben und die Auferstehung des Erlösers der Welt von der Schuld gefeiert wird. Die Zeremonien, in denen um die Fruchtbarkeit der Felder und um eine gute Ernte gebeten wird, beginnen.

- Im Mai, dem Marienmonat, fanden und finden allabendlich die Maiandachten statt. Es wurden Rosenkränze mit Litaneien gebetet. Viele Leute gingen gern hin, etwa auch deshalb, als Schülerinnen waren dafür z.B. bei der Schul-Klosterschwester gut angeschrieben und bekamen ab und zu die Hausaufgabe erlassen.
- Den 12. bis 15. Mai nehmen die "Drei Eismander" und die "kalte Sophie" ein. In dieser Zeit rechnete man mit Wettereinbrüchen.

- Der 6. Sonntag nach Ostern heißt "Bittsonntag". Montag bis Mittwoch wurden die drei Bittage abgehalten. Am ersten taten die Leute einen Bittgang nach Götzens, am zweiten einen Bittgang nach Birgitz, am dritten einen zur Lindenkappele, der früher nach Oberperfuß führte. Sie baten um eine gute Ernte, um Gesundheit und um gutes Wetter. Die Schüler bekamen schulfrei, um mitgehen zu können. Die Prozessionen führten zur Kirche des Dorfes, das Ziel des jeweiligen Bittganges war und zurück zur Heimatkirche. Die (männlichen, jüngeren) Bewohner der verschiedenen Orte lagen in ständigem Streit. Begegneten sie sich auf den Bittgängen (was unvermeidlich war), so konnte es zu Provokationen und sogar zu Schlägereien kommen.
- Der Donnerstag darauf ist Christi Himmelfahrt geweiht und heute noch ein Feiertag (wir werden sehen, wie lange diese Feiertage bestehen bleiben, nachdem die politisch-ökonomische Diskussion um deren Abschaffung sich verdichtet). Die Leute gingen zur Messe.
- Am 8. Sonntag und Montag nach Ostern findet das Pfingstfest statt.
- Eineinhalb Wochen danach, am Donnerstag, kommt Fronleichnam, der sogenannte "Bluatstoug" (Blutstag) oder "Antlaßtag", ein sehr wichtiger Feiertag, an dem die erste der jährlichen Prozessionen stattfand und stattfindet. Der Prozessionszug war und ist so aufgebaut, daß die Stellung von Menschen im "offizielleren" Bereich des Ortes daraus deutlich wird. Aufgaben wie das Fahnen Tragen, Ferggelen (große Säfnien mit Statuen) Tragen, Polster Tragen, die Darstellung der Hlg. Notburga werden von den jeweiligen Personen als sehr ehrenvoll empfunden. Der Prozessionszug setzt sich folgendermaßen zusammen: den Beginn bildet der Zug der Männer, eine der beiden Fahnen wird hier getragen. Ihnen folgen die "Formationen", das sind Musikkapelle, Schützen, "Veteraner" (Kameradschaftsbund) und Kirchenchor. (Die einheitliche Tracht, die Musikkapelle und Schützen 1922 bekamen, an der auch Frieda und ihre Mutter arbeiteten, sollte 1922 bis Fronleichnam fertig sein. Frieda wurde daher an ihrem 14. Geburtstag, dem 29. März 1922, von der Schule befreit; I.2, K.1a.) In diesem Teil der Prozession gibt es einige wenige Frauen (seit den 70er Jahren) bei der Musikkapelle und als Marketenderinnen bei den Schützen. Der Chor besteht größtenteils aus Frauen. Als nächstes kommt die Geistlichkeit mit den Ministranten und dem "Himmel", einem textilen "Dach", unter dem die Geistlichkeit geht. Dieses Dach ist an seinen vier Ecken an Stangen befestigt, an denen es getragen wird. Daran schließen sich Gemeinderat und Pfarrgemeinderat an. Im Pfarrgemeinderat sind Frauen stärker vertreten als im Gemeinderat. Nun sind Kinder und Betreuer des Elisabethinums an der Reihe, eines von Klosterschwestern geführten Heimes für körperbehinderte Kinder, das es in Axams seit den 70er Jahren gibt. Dahinter gehen die Schulkinder und mit ihnen Lehrpersonen, die für Ordnung sorgen, sowie "Polsterträgerinnen", (Mädchen mit "Polstern") und die Hlg. Notburga. Auf den Polstern liegen oder stehen heilige Gegenstände, wie etwa eine Gottesmutterstatue. Die Notburga wird von einer Frau in Tracht, mit Sichel und einem Korb mit Getreide dargestellt, an ihren Seiten gehen zwei Erstkommunionkinder, die Gilgen (Lilien aus Wachs) in der Hand halten. Es schließt sich das "Jungfrauenferggele" an. (In Axamerisch ist die Aussprache: "Ferchila.") Das ist eine Säfnie mit einer Marienstatue, die von vier Männern getragen wird. Ferggeleträger zu sein, ist eine große Ehre. Insgesamt gibt es drei Ferggelen im Prozessionszug. Bestimmte Frauen oder Frauengruppen sind für das Herrichten und die Betreuung der Ferggelen zuständig. Sie sind es, die Männer fragen, ob sie Träger sein wollen. Träger ist man normalerweise jahre- und jahrzehntelang.

Diese Frauen belohnen die Träger, indem sie sie zum Essen einladen. Den Schluß des Prozessionszuges bilden die Frauen. Früher kamen vor ihnen noch die "Kranzmädchen" oder Jungfrauen - die jungen Mädchen mit einem Kranz am Kopf. Im Zug der Frauen werden die zwei weiteren Ferggelen, ein Rosenkranzkönigin (=Hlg. Maria)-Fergele und ein Mutter Anna-Fergele getragen. Hinter dem Mutter Anna Fergele gehen die Frauen, die Trachten tragen. In den letzten Jahren wird die geschlechtsspezifische Trennung in diesem letzten Teil der Prozession nicht mehr so genau eingehalten. Männliche Öffentlichkeit präsentiert sich in der Prozession in den Formationen, in den Gremien und in der geistlichen "Leitung". Die Männer haben den Himmel, die Monstranz, die Fahnen. Frauen und Kinder gehen hintereinander und haben die Mutter Gottes, die Mutter Anna und die heilige Notburga. "Öffentlichkeit" von Frauen ist über weibliche Heilige repräsentiert. "Öffentlichkeit" von Frauen spielt sich rund um die Vorbereitung der Prozession, rund um diese weibliche Repräsentation und um das Aufräumen nachher ab. Wie gesagt, ist es eine große Ehre für Männer von den Frauen als Ferggeleträger engagiert und nachher dafür belohnt zu werden. Dörfliche Austauschbeziehungen gestalten sich in diesen Vorgängen, in der Verständigung darüber, wie alles zu gestalten ist, wie es abzulaufen hat. Es gibt einen Rahmen, eine Anordnung, die variiert und sich verändert durch die konkreten Protagonisten und Gegebenheiten (wie etwa dem Wetter), durch geschichtliche Veränderung (die "Kranzmädchen", auch "Jungfrauen" genannt, tauchen heutzutage nicht mehr auf im Prozessionszug; die Veteraner haben vor einem der Altäre, vor denen angehalten wird, Platz getauscht mit den Schützen). Die Prozession inszeniert dörfliche Öffentlichkeit. Die Inszenierung, so wie sie ausgehandelt wird, und es gibt, wie gesagt, eine gewisse Flexibilität diesbezüglich bzw. Rollen, die flexibel zu verteilen sind, spiegelt dörfliche Machtverhältnisse. Ein Teil der gestalteten Symbolik stammt aus dem Feiern des Jahreszyklus, ein Teil stammt aus kirchlichen Zusammenhängen, ein anderer Teil aus historischen Erfahrungen (wie etwa den "Freiheitskämpfen"). Die ersten zwei der vier immer noch jährlich stattfindenden Prozessionen führen durchs Dorf und halten am Weg vier Mal an - vor Altären, die vor bestimmten Häusern aufgebaut werden und zu diesen Häusern gehören. Vor den Altären wird gebetet, der Chor singt, die Musikkapelle spielt und die Schützen schießen. Die Prozession beginnt und endet in der Kirche.

Tabelle der Axamer Prozessionen:

Datum	Anlaß	Weg	Altäre - Stationen	Aktualität
9. Donnerstag nach Ostern	Fronleichnam, "Blutstag"	durchs Dorf	vier	bis in die Gegenwart
11. Sonntag nach Ostern	Herz Jesu Sonntag, Gelöbnis anlässlich der "Tiroler Freiheitskämpfe"	durchs Dorf	vier	bis in die Gegenwart
24. Juni	Johannistag, Axamer Kirchenpatrozinium	durchs Dorf	vier	bis in die 50er Jahre
15. August	Maria Himmelfahrt, "Hoher Frauentag", Gedenken an 1809	über die Felder	keine Altäre Station: Lindenkapelle	bis in die Gegenwart
1. Sonntag im Oktober	Rosenkranzsonntag, Marienprozession	über die Felder	keine Altäre Station: Lindenkapelle	bis in die Gegenwart

- Am Sonntag nach Fronleichnam beging man Kleinfronleichnam, es fand eine weiterer kleiner "Umagang" um den Gasthof Neuwirt herum statt, die es inzwischen nicht mehr gibt. Dieser Tag hieß auch "Kranztag".
- Um die Zeit von Fronleichnam wird das Vieh auf die Almen getrieben.
- Der darauffolgende Sonntag heißt "Herz-Jesu-Sonntag" und ist das Tiroler Landeshauptfest, ein Gelöbnistag aus den "Tiroler Freiheitskämpfen" Ende 18./Anfang 19. Jahrhundert. Der Herz-Jesu-Kult wurde, wie erwähnt, im 18. Jahrhundert im Rahmen einer Missionsbewegung der Jesuiten verbreitet und spielte bei der Konstruktion der Vorstellung vom Heiligen Land Tirol, vom auserwählten Volk Gottes, dem Volk mit einer besonderen Verbindung zur Mutter Gottes, das die Aufgabe habe, im Namen von Gott, Kaiser und Vaterland die Feinde zu bekämpfen und zu besiegen, eine wichtige Rolle. An diesem Tag findet wiederum zur Einlösung des Gelöbnisses eine Prozession statt. Am Vorabend werden auf den Bergen die Herz-Jesu-Feuer entzündet. In der Erzählung von Mali kommen Geschichten im Zusammenhang mit vier der früher stattfindenden fünf Prozessionen vor. Diese Geschichten handeln jeweils vom konflikthaften Verhältnis zum Vater. Gerade zu den Prozessionen wurde dörfliche Ehre verhandelt und repräsentiert. Nach den Prozessionen kam man im Wirtshaus zusammen und trank. Diese Tage waren also besonders kritisch für Männer, die sich beständig in ihrem dörflichen Ehrgefühl in Frage gestellt sahen. Leidtragende waren Frauen und Kinder. Mali kam zu Fronleichnam 1925 auf die Welt. Es schneite an diesem Tag. Der Vater kam heim (nach der Prozession) und schmiß die Mutter mit der Neugeborenen fast aus dem Bett. Am Tag einer Herz Jesu Sonntagsprozession war dem Vater ein Kalb am Berg abgestürzt. Er durchquerte am Dorfplatz die Prozession mit dem Almstock. Zu Hause spielten Mali und ihre Schwester im Garten unter einem Baum "aukochilin" (kochen). Sie waren nicht zur Prozession gegangen, weil sie für die Prozession nichts zum Anziehen hatten. Der Vater kam und

"zog" der Schwester von Mali, weil sie nicht zur Kirche gegangen waren, den Stock über den Rücken (er schlug sie), daß sie ihr Leben lang darunter zu leiden hatte. Zum Arzt gehen konnte sie nicht, weil kein Geld dafür vorhanden war. Einmal kam eine Nachbarin am Hohen Frauentag zu ihnen, um ein bestimmtes Kraut für ihren "Weihnbischl" zu holen. Der Vater war am Morgen betrunken nach Hause gekommen und hatte den Bruder von Mali verprügelt. Die älteste Schwester und der Bruder setzten sich zur Wehr und verprügelten zusammen den Vater, der stürzte und sich eine Beule zuzog. Die Nachbarin sagte: "Tiat's enk nit schamin, enkarn Votar schlougn!" ("Schämt ihr euch nicht, euren Vater zu schlagen!") Der Bruder antwortete ihr: "Schaug daß'd weiterkimsch und schaug bei enk obn." ("Verschwinde und kehre vor deiner eigenen Tür."). Am Johannistag im Jahr 1949 hatte der Vater wie üblich bei der Prozession am Vormittag "Himml gitrougn" (den Himmel getragen). Am Nachmittag fand man ihn tot. Er lehnte mit Anzug, Hut und Augengläsern und einem Roman im Bett, am Nachtkästchen stand eine ziemlich leere Schnapsflasche. Er war gestorben, da er vom Arzt eine Penicillinspritze bekommen und dennoch getrunken hatte. Sie mußten ihn sofort einsargen. Sein Körper schwoll von dem Gift so an, daß sie ihn kaum mehr in den Sarg hinein bekamen (I.1, K.1a,b, 2a). Beim Prozession Gehen war es wichtig ein ordentliches Gewand zu besitzen. Annemarie ging kaum zu Prozession, da sie kein Geld für entsprechende Kleidung hatte (I.3., K.4a).

- Am 24. Juni findet und fand das Fest des Johannes des Täufers statt (auch Sommerweihnacht genannt; es werden auf den Bergen Sommersonnwendfeuer entzündet), des Patrons der Axamer Kirche. Heute wird das Patrozinium in der Kirche mit einer Messe begangen. Früher wurde eine Prozession abgehalten, die ein Pfarrer in den 50er Jahren abschaffte, da er meinte, daß drei Prozessionen plus die von August und Oktober zuviel wären. Sein Ansinnen stieß auf großen Widerstand. Ein Bekannter erzählte, sogar seine Mutter habe darunter gelitten, weil sein Vater deswegen "sou goschtiit hot" (sich unheimlich aufgeregt hat). Als Axamer und Katholik konnte er die Abschaffung dieser Prozession nicht ertragen. (Die Götzner würden sich ja Peter und Paul auch nicht nehmen lassen!)
- Der 2. Juli, Maria Heimsuchung und Kirchenpatrozinium im Nachbarort Birgitz, ist auch ein Hauptlostag. Von diesen Lostagen gibt es viele und die BäuerInnen beobachteten das Wetter an diesen Tagen, um Schlüsse über die Wetterentwicklung in diesem Jahr zu ziehen und ihre Arbeitsplanung darauf einzustellen.

Im Juni endet die Zeit der Feste und Bittfeiern des Frühjahrs. Im Sommer wurde wesentlich weniger gefeiert, dafür standen die Bäuerinnen, Bauern, Mägde und Knechte insbesondere zur Heumahd und zum "Groamitn" (zweites Mähen der Felder) sehr früh auf und arbeiteten bis zum Sonnenuntergang. In den letzten Jahrzehnten hat sich das sehr verändert, die meisten Menschen, weit entfernt von der bäuerlichen Lebensweise, machen gerade im Sommer Ferien und Urlaub.

- Am 22. Juli beginnen die "Hundstag" - die heißesten Tage des Jahres, die bis zum 23. August dauern.
- Zwei Sonntage vor dem Frauentag (dem 15. August), also Anfang August, wurde das Fest der Portiunkula gefeiert, das Ablaß Beten. Die KirchgängerInnen begaben sich zu allen drei Kirchtüren hinaus und wieder herein, beteten an den Kirchtüren um Ablaß. An diesem Tag war es ratsam, nicht auf den Berg zu gehen und möglichst nichts in Angriff zu nehmen, was Gefahren in sich barg, da die Leute meinten, daß die Gefahr zu verunglücken gerade besonders groß war.

- Maria Himmelfahrt am 15. August war und ist einer der wichtigsten Feiertage des Jahres, auch der "Hohe Frauentag" genannt - ein Tiroler Landesfeiertag, mit den Ereignissen rund um 1809 verbunden. In Axams wird er besonders feierlich begangen, es wird eine Prozession abgehalten, die vom Dorf auf die Felder führt. An diesem Tag werden die "Weichnbischl" (Weihbüschel) geweiht. Diese Weihbüschel stellten die Frauen aus verschiedenen Heilkräutern, denen "von alters her" eine besondere Heilkraft zugesprochen wurden, und aus Blumen zusammen.
- Wenn es in dieser Zeit lange nicht oder zuviel regnete, gingen die Menschen betend um den Friedhof herum. Bei Gewittern wurden und werden die Glocken geläutet, da der Klang der Glocken die Wolken vertreibt. Die Leute beten leise und verwenden die Formel "Heiligs Kreuz, Wettarsegn" (Heiliges Kreuz, Wettersegn).
- Der 15. August bis zum 8. September wird als Altweibersommer bezeichnet. Er endet am 8. September mit dem Kleinen Frauentag.
- Im September finden der Almbtrieb statt, ein Erntedank- und ein Bittgang.

Mit Oktober endet die Zeit der harten Arbeit und der wenigen Feste des Sommers. Es gab und gibt nun Dankesfeste und -zeremonien, es gibt Märkte, auf denen Ernteerträge verkauft und gekauft werden konnten, es wird geschlemmt und die Ernte genossen.

- Am ersten Sonntag im Oktober, dem Rosenkranzsonntag, findet die letzte Prozession im Jahreszyklus statt. Sie führt über die Felder.
- Der zweite Sonntag im Oktober heißt "Schafsonntag". Die Schafe kommen um diese Zeit vom Berg, am Montag wurde der Schafmarkt abgehalten.
- Eine der schönsten Wochen im Jahr war früher die Kirchtagswoche. Am Montag vor dem dritten Sonntag im Oktober fand der Kirchtagsmarkt statt. Auf diesem Markt konnten die Leute v.a. Arbeitsgeräte, Gerätschaften, die für die Tiere gebraucht wurden, kaufen. Inzwischen gibt es dort hauptsächlich Kinderspielzeug, Kleidung und Süßigkeiten. Die Leute gehen aber immer noch gern "markt!". Während der Woche machten die Frauen ihren großen Hausputz vor dem Winter. Am Abend des Kirchsamstag bereiteten die Frauen Blattln und Krapfen zu. Am Sonntag Morgen gab es Gugelhupf aus Weizenmehl mit Rosinen. Die Menschen besuchten die Messe am Vormittag. Die Frauen, die das Mittagessen kochten, gingen zur Frühmesse um 6.00 Uhr. Mittag gegessen wurde um etwa 11.00 Uhr nach dem Hochamt. Es gab (in den bessergestellten Häusern) Nudelsuppe mit Würsteln (Nudel und Würsteln wurden gekauft). Vor dem Kirchtag schlachteten die BäuerInnen ein Schaf. Daraus bereiteten die Frauen "a Hoafßgsouts" (in der Suppe gekochtes Fleisch) mit Sauerkraut. Anschließend gab es entweder Schnitzel oder Schafbraten - "Schepsinis". Für diesen Tag buken die Frauen eine Torte aus Biskuitteig, in manchen Häusern auch Kekse. Am Montag Abend gingen Gruppen von jungen Leuten in andere Häuser zum "Kirchtigsuachn" (Kirchtags suchen). Ein junger Bursche zog sich einen "Wettermantel" (Umhangmantel) an, nahm eine Laterne und machte sich mit einer Gruppe von Nachbarn und Freunden auf den Weg zu Verwandten oder Bekannten "schaugn, ob sa eppis Guats houbn" (schauen, ob sie etwas Gutes haben). Die Burschen gingen insbesondere in Häuser, "wo se a Madl gern gseachn houbn" (in denen ihnen ein Mädchen gefiel). In der Kirchtagswoche und am Kirchsonntag wurde "Kirchtiggschnelli". Mit einer Geißel (die früher aus "Hoar" - Flachs - angefertigt wurde) knallten Männer und Burschen in den Gassen. Am Kirchtags genossen die Leute die eingebrachte Ernte, das Ende der arbeitsreichsten Zeit des Jahres.

Ohne dem detailliert nachgegangen zu sein, muß dieser jahreszyklischen Beschreibung angefügt werden, daß die BäuerInnen früher und inzwischen erneut wieder in ihre Anbau-, Pflege-, Ernterhythmen die "Zoachn" (zwei- bis dreitägig wechselnde Sternzeichen) und den Zyklus des Mondes berücksichtigten. *So kam etwa zur Sprache, daß manche Häuser früher teilweise "larchene Kamin" (Kamine aus Lärchenholz) hatten, die nicht zu brennen begannen, da das Holz beim richtigen "Zoachn" geschlagen worden war.*

Krippen, Heilige, Wallfahrten, Mysterienspiele und Theatertradition

Axams war und ist, wie erwähnt, ein bekanntes "Krippeledorf". Es gab und gibt bekannte Schnitzer, die auch Krippen herstellten. Diese Krippen werden ab Weihnachten aufgebaut und ausgestellt. Menschen kommen teilweise von weither, um sie zu besichtigen. Der Krippenverein repräsentiert die Krippenkultur im offizielleren Bereich des Ortes. Das Herstellen von Krippen bringt Ehre als Künstler oder Kunsthandwerker, der Besitz einer schönen Krippe bringt dem Haus Ansehen, Krippen gehörten zu den im dörflichen Kontext anerkannten Reichtümern wohlhabenderer Familien, Reichtümer die den sozialen Status einer Familie im Ort ausdrückten. Darüber, aus welchem Material eine Krippe, die Figuren, die Landschaft bestanden, wann sie von wem gebaut oder geschnitzt wurde, wurde dörflicher Status verhandelt. Der "Krippelekt" ist Bestandteil des Ansehens, der Besonderheit des Dorfes.

Wie die Pflege der Krippenkultur tragen zum Ansehen des Dorfes die Pflege der Prozessionen, des Faschings und der Theatertradition bei. Das "offizielle Axams" und die "Einheimischen" betrachten das Dorf als ein "Kulturdorf", in dem Traditionen hochgehalten werden. Beim "Hochhalten der Traditionen" geht es aber weniger um die Beschwörung einer Vergangenheit. Das Verständnis der Tradition, ihr Ausdruck bleiben aktuell. Über die Gestaltung der Tradition werden Positionen im Dorf, politische und ökonomische Macht, Ansehen und Ehre (sowie auch die andere Seite der Ehre, die Scham), sowie das Ansehen des Dorfes gegenüber anderen Orten verhandelt und ausgedrückt. Das Geflecht der Austauschbeziehungen entsteht und verändert sich in diesem Zusammenhang. Diejenigen, die in die Lage kommen, diese Tradition mitzugestalten, bekommen das Sagen im Dorf. Diejenigen, deren Vorstellungen über die Gestaltung der Tradition weiter ab vom "main stream" liegen, gelten als Außenseiter. Sie fügen sich irgendwann besser ein, oder sie geben irgendwann auf und betätigen sich in anderen (als den dörflichen) Zusammenhängen.

Symbole und Rituale im Zusammenhang mit der Kultur von Krippen, Theater, Prozessionen und Fasching erinnern an ihre pagane Herkunft. Im 16., 17. Jahrhundert begann eine Mysterienspieltradition, die bei der Verarbeitung der Erfahrung von Kriegen und Seuchen, von gesellschaftlichen Katastrophen und Bedrohungen half. Sie wurde zunächst obrigkeitlicherseits gefördert, da sie half (in einer Zeit, in der eine massive kirchlich-staatliche Disziplinierung der Menschen begann) pagane Tradition zu christianisieren. Bald schon versuchte aber der absolutistisch aufgeklärte Staat, dieses "Treiben", das dennoch das Fortwähren einer gewissen "Undiszipliniertheit" gestattete, wieder einzudämmen.

In christlicher Version handelten Mysterienspiele von Heiligen oder von in der Bibel beschriebenen Ereignissen. Die christlichen Heiligen wurden kirchlicherseits eingesetzt, um pagane, "heidnische" göttliche Wesen zu verdrängen. In der Prozession geht die Hlg. Notburga mit, die mit Sichel und Korn dargestellt wird, eine von Tiroler Frauen besonders verehrte Heilige. In Axams fällt die Verehrung des Hlg. Christophorus auf, des Patrons der Reisenden, dessen Abbildung sich an Hauswänden fand und findet. Ein Christophorus Fresko

aus 1521 vom alten Gerichtshaus in Axams befindet sich im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Gritsch 1951, S. 77 ff.). Zum Hlg. Sebastian, dem Pestheiligen, dem die Pestkapelle geweiht ist, werden immer noch zehn Tage lang im Jänner die Sebastianrosenkränze gebetet. Eine Gruft bei der Pfarrkirche ist der Hlg. Kümmerneiß (im Axamerischen: "Kummarnuß") geweiht. Die Verehrung dieser Heiligen findet sich auch an Orten wie St. Gandolf/Thürigen und Burghausen/Bayern. Die Herkunft der Legende verfolgen Forscher in die Niederlande und nach Iberien (Noderer 1929, S. 78; Dörrer 1962, S. 174/75). Den Kult der Hlg. Kümmerneiß bzw. Hlg. Wilgefortis förderten vermutlich die Benediktinerinnen des Chiemseer Frauenklosters. Er ist auch in den übrigen Tiroler Besitzungen des Frauenklosters nachzuweisen (Leitner 1984, S. 44)³⁹. Die Kümmerneiß war/ist ein Ziel für WallfahrerInnen, sie galt als Nothelferin. Das Wallfahrten zu weiblichen Heiligen und zu Orten der Marienverehrung bildet/e einen wichtigen Bestandteil im Leben von vielen Tiroler Frauen. *Luisa organisierte als Ortsbäuerin jährlich Ausflüge für die Bäuerinnen des Dorfes. Oft gingen sie Wallfahrten. Ihre Töchter halfen ihr bei der Organisation und gaben ihr Tips. In 30 Jahren organisierte sie 45 Wallfahrten. Fast immer war eine dabei, zu der man sonst nicht hinkommt. Sie und ihre Töchter machen Nachtwallfahrten nach Absam, da sie "auf die Mutter Gottes so viel halten" (der Mutter Gottes sehr vertrauen) (I.15, K.1a, 2b). Agnes ist eine Mutter Gottes Verehrerin. Als ihre Küche vor einigen Jahren ausbrannte, war alles schwarz außer einer Statue der Mutter Gottes, die sie den Nachbarn zeigte. "Nur die Mutter Gottes hat mich grettet." ("Nur die Mutter Gottes hat mich gerettet.") (I.9, K.1b).*

Mysterienspiele wurden vor einigen Jahrhunderten teilweise im Freien, auf Feldern und Fluren abgehalten. Außerdem gab es (bis in unser Jahrhundert) Spieltennen (zu Bauernhöfen gehörige Tennen) die als Aufführungsorte dienten. Die Spiele gehen gutenteils auf Gelöbnisse aus der Zeit der Kriege gegen die Türken und der Pestepidemien im 17./18. Jahrhundert zurück. Für Axams ist die Aufführung eines Spiels erstmals für den Pfingstmontag 1651 bezeugt. Aufführungen von Gelöbnisspielen gab es von 1651 bis 1750. In der Zeit des aufgeklärten Absolutismus wurde staatlicherseits versucht die Aufführung von Spielen zu unterbinden.⁴⁰

1946 wurde eines Genovevaspiel gegeben, das für Axams seit 1790 belegt ist. Das Spiel im Jahr 1946 dauerte drei Stunden. Die Leute weinten, lachten, klatschten (Tiroler Nachrichten Nr. 184/1946, S. 3).⁴¹ 1957 wurden nach einer Pause von 145 Jahren Passionsspiele aufge-

³⁹Eine alte Version der Legende besagt, daß die Kümmerneiß die wunderschöne Tochter eines spanischen Königs war, die nicht heiraten wollte. Schließlich versprach ihr Vater sie einem Heidenkönig. Nachdem sie sich weigerte, ließ ihr Vater sie einsperren. In ihrer Verzweiflung betete sie zu Gott, er möge sie vor der Ehe mit dem Heiden bewahren und so verwandeln, daß sie keinem Mann mehr gefiele. Gott ließ ihr Haar und Bart wachsen. Ihr Vater geriet noch mehr in Zorn und ließ sie ans Kreuz schlagen. Sie starb den Kreuzestod (Leitner 1984, S. 45/46).

⁴⁰Aus dem Jahr 1788 stammt eine Polizeianzeige, die besagt, in der Gegend, besonders in Axams, würden immer wieder Komödien gespielt. Die Menschen machten ohne behördliche Erlaubnis damit weiter (Leitner 1984, S. 49).

⁴¹Das Genovevaspiel handelt davon, daß Pfalzgraf Siegfried seine Gemahlin Genoveva allein lassen muß, als er gegen die Heiden in den Krieg zieht. Er läßt sie in der Obhut seines Dienstmannes Golo zurück, der in Liebe zu ihr entbrennt. Sie weist ihn ab. Aus Haß redet er dem heimgekehrten Siegfried ein, der inzwischen zur Welt gekommene Sohn sei nicht von ihm, sondern von seinem Koch. Knechte wurden nun damit betret, die Frau und das Kind zu töten. Aus Mitleid ließen sie sie am Leben und setzten sie im Wald aus, wo eine Hindin ihr Kind mit Milch ernährte. Nach Jahren fand Siegfried Genoveva im Wald, als er dort zur Jagd ging. Sie erzählte ihre Geschichte, Golo wurde hingerichtet. Genoveva, wieder daheim, konnte die Speisen nicht mehr ertragen, da sie an Waldkräuter gewöhnt war, und starb. Auf ihren Wunsch wurde aber der Ort, an dem sie im Wald lebte, der Heiligen Jungfrau geweiht. Eine Kirche wurde dort erbaut.

1946, als das Genovevaspiel in Axams zum letzten Mal aufgeführt wurde, war der Zweite Weltkrieg gerade zu Ende gegangen. Die Männer kehrten aus dem Krieg heim und hofften, daß ihre Frauen ihnen inzwischen treu geblieben waren.

führt (Tiroler Nachrichten Nr. 187/1957, S. 5), 1970 das Mysterienspiel "Der Totentanz" von Alois J. Lippl. Das bekannteste Axamer Mysterienspiel handelt von der Geschichte des ägyptischen Josef. Es kam am 1. Juni 1683 zum ersten Mal zur Aufführung und geht auf ein Gelöbnis in Hinblick auf die "Abwendung der Türkengefahr" zurück.⁴² Mit einigen längeren Unterbrechungen wurde es seither etwa alle zehn Jahre gespielt.

Ins Jahr 1925 fällt die Gründung des Theatervereins auf Initiative eines Axamer Bauern. Er ergriff die Initiative zum Bau eines Theatersaales, schrieb Theaterstücke, malte Bühnenbilder, betätigte sich als Kapellmeister und in der Dorfpolitik. Die Gründungsmitglieder des Theatervereins waren besser gestellte Bauern, Wirte, Gewerbetreibende, die sich auch im Gemeinderat dieser Zeit wiederfinden. Im Jahre 1969 fand eine Änderung der Statuten statt, dahingehend, daß auch Frauen in den Verein aufgenommen werden können. In diesem Jahr wurde eine Frau Spielleiterin (die Tochter des vormaligen Spielleiters). Im Theaterverein wurden außer Mysterienspielen auch Ritterspiele, ländliche Lustspiele und eine ganze Reihe von Karl Schönherrstücken eingeprobt.⁴³ Das einzige aufführungsfreie Jahrzehnt war das der 30er Jahre, der Zeit, in der sich das Dorf teilweise in einem "bürgerkriegsähnlichen Zustand" befand. 1947 gab es die erste Aufführung nach dem Krieg (in dieser Zeit war das Dorf trotz der "widrigen Umstände" in kultureller Hinsicht sehr aktiv: es sei an das Genovevaspiel erinnert; 1947 wurde eine Dorfausstellung gestaltet). Es kam zu so etwas wie einer "Neuverhandlung der Aufteilung der Ehre" für die zustandegebrachten Leistungen.

Irma erzählte, ihr Mann habe das Josefenspiel (1947) wieder ausgegraben. Er war ausgebildeter Schnitzer, für seine Ausbildung einige Zeit vom Ort weggegangen, jüngster Sohn eines Bauern. Er hatte "spinnete Ideen", er war ein "Spinner im Dorf" aber "mit den Gedanken voraus". Nichtsdestotrotz setzte er sich sehr für die dörfliche Kultur ein. Er arbeitete (einige Zeit als Mesner) für den Erhalt der Kirche, er schnitzte Krippen, die zum Teil weit weg verkauft wurden, er organisierte 1948 eine Dorfausstellung, in der er die Idee präsentierte, die Lizum verkehrsmäßig für den Fremdenverkehr zu erschließen. Er gab mit dem Landeskulturreferenten Dörrer ein Buch zum Josefsspiel heraus, das überall verkauft wurde. Er hatte vor, ein Kulturhaus auf dem eigenen ererbten Grund zu bauen, mit einem Mehrzwecksaal und Fremdenzimmern. Das Projekt wäre subventioniert worden. Er starb während der Planungen im Jahr 1957 (I.12, K.1a,b).

In der Broschüre zur Josefenspieltradition seit 1683 findet der Mann von Irma keine Erwähnung. Wessen "Gedenken" hochgehalten wird, ist im Dorf eine Frage des politischen Einflusses von Familien und Gruppierungen. Welche Familien, Gruppierungen und Personen zu diesem Einfluß kommen, ist eine Frage ökonomischer und "moralischer" Macht im lokalen Hierarchiegefüge.

Brot, Erdäpfel, Milch und christliche Barmherzigkeit

In der Zeit von November bis Ostern, also in der Zeit des Übergangs zum Winter und zum Frühjahr, wurden zu bestimmten Anlässen bestimmte Brote gebacken. Diese Brote begleiten "kritische" lebenszyklische und jahreszeitliche Übergänge.

⁴²Im Jahr 1683 belagerte Sultan Muhammed IV. mit türkischen Truppen Wien. Türkische Stoßtrupps kamen bis in die Steiermark und nach Kärnten. Das Kloster Neustift bei Brixen baute Befestigungsmauern. Die Eroberung von Wien gelang nicht. Das Josefsspiel diente als ein Gleichnis für den Verrat "Frankreichs" an der Kaiserstadt Wien, die wie Josef gerade noch vor der "Versklavung" gerettet werden konnte.

⁴³Vgl. Hölzl und Zorn in der Broschüre "Josefsspiel 1683 - 1993, S. 13 ff. und S. 22 ff.; Leitner 1984, S. 49 ff.

Zu Allerheiligen buken die Bäuerinnen die "Buchilin", die vor allem Kinder ärmerer Familien sammeln kamen. Zum Gottpack bekamen die Kinder an diesem Tag einen Brezen aus Weißbrotteig. Seit den 50er Jahren in etwa werden die Brezen aus Mürbrotteig angefertigt, die Buchilin gibt es schon lange nicht mehr. Weißbrot buken die Bäuerinnen auch bei Todesfällen in ihrem Haus, und wiederum kamen Kinder, um sich von diesem Brot zu holen. In Zeiten, in denen besonders der Toten gedacht wurde, und bei Todesfällen wurde Brot an Ärmere (Kinder) verteilt.

Zu Nikolaus gab es die "Thumisradln". Sie bilden von ihrer Form her (vier Spiralen) ein Symbol für das Zyklische. Am 21. Dezember buken die Bäuerinnen die Zelten (was sie auch heute noch machen: im allgemeinen mischen sie den Teig und lassen ihn beim Bäcker backen, da es die alten Backöfen in den Häusern nicht mehr gibt). Die Zelten waren durch die Beimengung von gedörrten Früchten das einzig süße Brot des Jahres (Kuchen oder Keks buken die Leute kaum), sie wurden erst am 26. Dezember, nachdem "Rauch darüber gegangen" war, angeschnitten und Besuchern angeboten.

Im Fasching buken und backen die Bäcker eine bestimmte Art von Brezen (wiederum ein Zyklussymbol). Früher wurden diese nur an Montagen, Dienstagen und Donnerstagen gebacken. Leute taten sich zu Paaren zusammen, kauften Brezen, verkleideten sich und gingen von Haus zu Haus, um Brezen zu verkaufen. Kinder taten und tun es, um ein bißchen Geld zu verdienen, Erwachsene mehr wegen "der Hetz" (dem Spaß).

Zu Ostern, zum Gottpack bekamen die Kinder wiederum Hennen bzw. Hasen und Brezen aus Weißbrotteig.

Alle paar Wochen wurde an den Höfen Brot gebacken. Beim Anschneiden eines Brotes ritzen die Menschen mit dem Messer Kreuze ins Brot.

Getreide bildete, wie bereits ausgeführt, für Jahrhunderte eine wesentliche Ernährungsgrundlage der Menschen in Tirol. Das war aus der Art, wie bis vor kurzem vor allem in traditionelleren Haushalten gekocht wurde, deutlich ersichtlich, wenn inzwischen auch das Mehl zur Zubereitung der Speisen aus Ungarn, Bayern oder den USA importiert und von den Haushalten angekauft wurde.

Das Backen und Essen spezieller Brote begleitete den arbeitsärmeren Teil des Jahres, in dem die Menschen viel feierten. Es markierte die menschlichen Austauschbeziehungen: unter Ärmern und Reicheren, unter Erwachsenen und Kindern (etwa in der Patenschaft), unter GastgeberInnen und BesucherInnen. Es begleitete den Übergang vom Leben zum Tod⁴⁴, vom Sommer zum Winter und vom Winter zum Frühjahr. Brote erhielten die Form von Symbolen für die zyklische Zeit, für das natürliche Werden und Vergehen.

Besonders im Brauch des "Buchilin Bettlins" zu Allerheiligen vereinten sich Austauschbeziehungen, jahres- und lebenszyklische Übergänge, eingebettet in das Gebot christlicher

⁴⁴Dieser Brauch hieß an anderen Orten "Krapfenbettln", "Krapfenlottern" oder "Krapfenschnappen". Vermummte Burschen kamen zu den Bäuerinnen und bettelten mit verstellter Stimme in Versen oder Arme-Seelen-Liedern um Krapfen. "Diese Gaben, die den Armen unter den 'Lotterern' einen vollen Krapfenkorb bescherten, sollten einerseits die - erzürrten - armen Seelen befriedigen; nach uralten Glauben gab es keinen natürlichen Tod. Andererseits sollte die Mildtätigkeit der Nachkommen bei der Abkürzung der Leidenszeit der schmachenden Seelen im Jenseits helfen: Die Krapfenbettler dankten daher in deren Namen. (...) Die Seelen sollten durch die Krapfengaben gütig gestimmt werden und damit zugänglich für die Bitten nach Fruchtbarkeit. Die volksfromme Annahme, daß die Verstorbenen die irdische Fruchtbarkeit also nicht nur negativ, sondern auch positiv beeinflussen konnten, weist in besonders starkem Ausmaß auf die intensive Beziehung zwischen Toten und Lebenden früherer Zeiten hin." (Rieser 1991, S. 117) Susanne Rieser führt aus, daß die von der Kirche produzierte Angst vor dem Fegefeuer durch Armeseelenbräuche gemildert werden konnte. Die mögliche Hilfe für die armen Seelen durch Gebete und Mildtätigkeit gab Hoffnung für die Rettung der eigenen armen Seele nach dem Tod.

Barmherzigkeit: der Übergang vom Leben zum Tod, der Austausch zwischen Lebenden und Toten, der Übergang vom Herbst zum Winter, die Mildtätigkeit von Erwachsenen gegenüber Kindern, von wohlhabenderen Höfen gegenüber ärmeren Familien, von Bäuerinnen (den Herrinnen der Küchen, des Essens) gegenüber ärmeren Kindern. Egon Tschernikl schrieb im Jahr 1931, daß die Bäuerinnen in der Woche vor Allerheiligen den armen Seelen zuliebe für die ärmeren Dorfbewohner Buchilin buken. Am Vorabend von Allerheiligen zogen die Kinder der Ärmern mit "Zeggern" und "Ruggakörben" von Haus zu Haus der wohlhabenderen Bauern und sagten "I bitt' di gar schian um a Armeseelenbrot" (Ich bitte dich schön um ein Armeseelenbrot). Sie bekamen zwei, drei Buchilin. Sogar Kinder aus St. Nikolaus/Innsbruck kamen nach Axams. In der Schule fehlten 30% der Schulkinder (Tschernikl 1931,3, S. 345). *Annemarie ging nicht Buchilin betteln* (obwohl ihre Familie besitzlos und arm war), *da sie für so etwas zu stolz war. Auch ihre Tochter ging nicht. Die Ziehtochter ihres Vater ging* (30er Jahre) (I.3, K.4a). *Am Herkunftshof von Liesl wurden Buchilin gebacken, um die die Kinder aus Dornach und auch andere Kinder betteln kamen* (I.16, K.3b). *Die Dornacher kamen zum Buchilin Bettln bis nach Kematen und passierten dabei den Hof, an den Anna geheiratet hatte, in Omes. Dort lagen immer zwei Laden voll mit Buchilin bereit* (I.14, K.1b). *Max erzählt, daß sogar Reithner* (Kinder aus Reith bei Seefeld) *zum Buchilin Bettln nach Axams kamen. Axams war nämlich eine Urfparre und Reith gehörte früher dazu* (I.7, K.1a).

Im christlichen Sinne verbanden die Menschen ihre "Kultur der Existenzsicherung durch einen ausgewogenen Austausch" mit dem Glauben an die "Gnade", an den "Segen" Gottes. *Auf die Frage, wie sie all ihre Arbeit schaffen und dabei noch für die Bäuerinnenorganisation arbeiten konnte, antwortete Luisa: "I hun die Gnode ghob."* (Ich hatte die Gnade.) (I.15, K.1b). *Die Herkunftsfamilie von Agnes hatte nie Not, obwohl die Mutter viel verschenkte. Es kam immer wieder "a Segn Gottes"* (ein Segen Gottes) *herein* (I.9, K.1b).

Frauen sahen ihre Fähigkeiten, die Produkte ihrer Arbeit, was "die Natur bot", als Geschenk (als Gnade oder Segen) Gottes. Der Glaube, von Gott beschenkt zu werden, verpflichtete zu Fügsamkeit und Fleiß, sowie zu Mildtätigkeit und Barmherzigkeit gegenüber denjenigen, die weniger hatten. Die Mildtätigkeit sollte im Jenseits belohnt werden. Der Austausch im christlichen Sinne wurde als ein über Gott vermittelter gedacht - eine oberste, unirdische Autorität belohnt/hilft/schenkt/verteilt um, im Austausch gegen Gläubigkeit, gegen die Einhaltung von Geboten. In einer Gesellschaft, in der eine Hierarchisierung der Menschen in Wohlhabendere/politisch Mächtigere und Ärmere-Arme/politisch Machtlosere über Besitzverhältnisse institutionalisiert war/ist, braucht es eine "umverteilende" Instanz. Diese Instanz war in diesem Fall Gott, der die Menschen über eine "Moral der Mildtätigkeit", über die Schaffung einer Angst vor dem Jenseits dazu veranlaßte, barmherzig zu sein.

Die Mutter von Agnes, die viel verschenkte, gab an jedem Samstag, dem "Tag der Mutter Gottes", nachdem sie geschlögelt hatte, drei Almosen an eine bestimmte Familie mit vielen Kindern: Milch, einen Laib Brot und "a Wuggila" Butter. Wie gesagt: *Die Not war groß. Aber sie hatten keine Not, obwohl die Mutter viel verschenkte. Es kam immer wieder "a Segn Gottes" herein. Mit dem Herrgott konnte man das Schicksal ertragen* (I.9, K.1b).

In der Zeit während und nach den Kriegen und in den 30er Jahren war die Barmherzigkeit der Bäuerinnen und Bauern besonders gefordert, da sie zu denjenigen gehörten, die aufgrund ihres Besitzes die Möglichkeit hatten, Nahrungsmittel herzustellen.

Die InterviewpartnerInnen erzählten als "Geber" und als "Nehmer" Geschichten von der Erfüllung und von der Verletzung der Verpflichtung zum Austausch bzw. des Gebotes christlicher Barmherzigkeit.

Sefa, die Tochter von Rita, deren Familie in den 20er Jahren aus Südtirol nach Axams gekommen war und dort zu den Besitzlosen, Arbeitslosen, Armen gehörte, erzählte vor allem von der Verweigerung von Hilfe. Rita ging zu Weihnachten zum Pfarrer, um 5 Schilling für ein Stück Fleisch für ihre Kinder zu leihen. Der meinte: "Do kennt jo a jeder kemmin" ("Da könnte ja jeder kommen."). *Rita ging daraufhin zu einer Gotl ihrer Kinder, die ihr heimlich (vor ihrer Familie wiederum) zwei Schilling gab. Diese Frau war "eine Heilige". Rita weinte vor Freude. So etwas vergißt man nicht, das vom Pfarrer aber auch nicht. In der Schule bettelten Sefa und ihre Geschwister wohlhabendere Mädchen um die Äpfelputzen von ihren Jausenäpfeln. Die schmissen die Putzen aber über den Zaun. Ihre Schwester ging mit einem Bekannten nach Innsbruck betteln. Ein Gendarm erwischte sie. Die Schwester hatte Angst, eingesperrt zu werden. Sefa ging mit ihrer Großmutter "fechtn" (betteln) nach Oberperfuß. In einer Villa mit Glasterasse sah sie ein Mädchen im weißen Kleid, das eine Honigsemmel mit Milch aß. Sie drückte sich ihre Nase am Fenster platt. Die Großmutter tröstete sie, das Mädchen wäre krank, und müsse dieses Essen deshalb haben* (I.11, K.1a).

Paul erzählte, daß die Not vor dem Krieg wahnsinnig groß war. Leute gingen von Haus zu Haus betteln. Man gab ihnen zwei Groschen oder Erdäpfel. Bei ihnen bekam jeder etwas, da es ihnen durch die Frächtereie etwas besser ging. An vielen Orten wurde aber abgesperrt, weil die Leute selber nichts hatten (I.13, K.1a). *An den Hof der Herkunftsfamilie von Liesl kamen in den 30er Jahren Kostgänger, sogar aus Wien. Einige kamen ganz zerrissen. Vom Bürgermeister aus gab es in Axams keinen Platz für sie. So sagten die Leute im Dorf, sie könnten zu den letzten Häusern am Dorfende gehen und dort schlafen. Sie und der Nachbarhof teilten sich die Kostgänger. Sie schliefen im Sommer im Heu, im Winter um den Ofen in der Stube. Es kam nie etwas weg (wurde nie etwas gestohlen). Abends bekamen die Kostgänger Erdäpfel und Suppe, morgens Mus und Milch, wie die Familie selbst auch. Der Vater nahm ihnen das Rauchzeug und die Zündhölzer ab, wegen der Brandgefahr im Heu. Täglich kamen welche. Manche blieben als Knechte. Es waren großteils Männer* (I.16, K.3a). *Ähnlich war es auch am Hof der Herkunftsfamilie von Luisa in Omes. Während des Krieges kamen Leute aus der Stadt, die zwei, drei Wochen gegen Erdäpfel und Milch arbeiteten. Heute gibt es noch Kontakte zu solchen Leuten* (I.15, K.1a). *Max erzählte, daß während des Krieges die Kapuziner sammeln kamen. Ein Dorfbewohner ging mit ihnen mit und trug ihnen den Sack, in den die gesammelten Kartoffel kamen* (I.7, K.1a). *Die Kapuziner brauchten die gesammelten Lebensmittel für eine Armenauspeisungsstelle, die sie in Innsbruck organisierten. Am Hof, auf dem Anna Bäuerin war, schenkten sie während des Krieges viele Erdäpfel her. Säcke voller Erdäpfel gaben sie den Kapuzinern* (I.14, K.1b). *Auch an dem Hof, auf den Elsa nach dem Krieg einheiratete, kamen Leute während des Krieges Erdäpfel betteln. Zwei Krippen voller Erdäpfel wurden bis zum Frühjahr leer. Sudetendeutsche, die im Messerschmittwerk in Kematen arbeiteten, halfen "Erdäpfelklaubern" (in der Kartoffelernte) und bekamen dafür Naturalien. Leute aus dem Stubei tauschten Obst gegen Gegenstände, wie etwa Hacken, ein* (I.10, K. 2b). *Die Mutter von Agnes stellte heimlich vor dem Vater während des Krieges einen Kübel Milch "in die Speis" (Speisekammer) beiseite, da Leute aus der Stadt kamen, die Hunger hatten. Einem Bub, der irgendwo in Axams aufgezogen worden war, klopfte sie durchs Fenster zu, als er am Haus vorbeiging. Sein Kriegsur-*

laub war gerade zu Ende. Sie wußte das und hatte ihm ein Päckchen hergerichtet. Er meinte, kein Mensch hätte ihm etwas gegeben außer ihr (I.9, K.1a,b).

Im Krieg wurde aus der Brotgabe die Erdäpfelgabe.

Lebenszyklische Übergänge

Die katholische Kirche markierte lebenszyklische Übergänge mit Sakramenten: der Taufe, der (Erst)Kommunion, der Firmung, der Ehe, der Krankensalbung (oft am Sterbebett). Diese Stationen waren im Leben der Dorfbewohner sehr bedeutungsvoll.

Bei Taufe und Firmung (teilweise auch bei der Erstkommunion) wurde die Beziehung eines Kindes mit einer erwachsenen Person, "der Gouta" oder dem "Geita" (Patin, Pate) festgelegt. Eine Taufpatenschaft zu übernehmen hieß, das Kind "heibn" (das kommt von "halten" - das Kind bei der Taufe tragen). Mit einem Kind als Pate/Patin zur Firmung zu gehen, hieß, es "zuachnfiahn" (das Kind zur Firmung hinführen).

Pate oder Patin hatten die Aufgabe, ihr Patenkind zu beschenken und zu unterstützen. Übernommene Patenschaften schufen Beziehungen zwischen den beteiligten Familien. Aus der Perspektive der Kinder, waren die "Gottpack" (Geschenke zu Allerheiligen und zu Ostern) der wichtigste Aspekt an der Patenschaft.

Zur Firmung begaben PatInnen und Patenkinder sich nach Innsbruck (zu Fuß, mit dem Zug, in der Kutsche). Nach der Zeremonie gingen sie dort in ein Gasthaus essen. Die Kinder bekamen Rosenkranzketten und Gebetbücher geschenkt. Manchmal taten sich FirmpatInnen mit ihren Firmkindern zu Gruppen zusammen, kehrten am Weg zwischen Innsbruck und dem Dorf in sämtliche Gasthäuser ein und beendeten den Tag spätnachts beim Tanz in einem Gasthof im Mittelgebirge.

Die Patenkinder besuchten ihre Paten solange diese lebten, insbesondere zu Neujahr. Sie sprachen sie zeitlebens als "Gouta", "Geita" an und maßen der Beziehung mit ihnen eine besondere Bedeutung bei. Paten waren häufig Geschwister der Eltern, konnten aber auch Bekannte, andere Verwandte oder NachbarInnen sein.

Die Menschen im Dorf, insbesondere die Frauen, wußten gegenseitig darüber Bescheid, ob ein Pate bzw. eine Patin gebraucht wurde, und fühlten sich dafür verantwortlich, daß jedes Kind eine Patin/einen Paten bekam. Meist fragten die Eltern, ob eine Person eine Patenschaft für eines ihrer Kinder übernehmen würde. Patenschaften wurden aber auch angeboten. Es wurden insbesondere wohlhabendere Menschen darum gefragt, da von ihnen größere Geschenke zu erwarten waren. So kam es, daß wohlhabendere Frauen oft Unmengen an Patenschaften übernahmen. Nein sagen konnten sie kaum, da das die Verpflichtung zur Gegenseitigkeit verletzt hätte. Oft war es auch so, daß weniger wohlhabendere Frauen, verheiratete oder alleinstehende, sehr großzügige Patinnen waren. Sie bemühten sich um so mehr, ihrer Aufgabe, die sie als Ehre empfanden, nachzukommen.

Der Sohn des Onkels ihrer Mutter (wohlhabenderer Bauer) war Taufpate von Frieda und ihrem Bruder (in den 10er Jahren). Die Pflichten der Patenschaft übernahmen in der Praxis aber dieser Onkel und dessen Frau. Frieda und ihr Bruder bekamen viel zum Gottpack: Stoffe, Schuhe, Schürzen, Wäschestoff, der Bruder bekam einmal einen Kinderanzug. Frieda nennt den Onkel der Mutter und dessen Frau "Geita" und "alte Gouta", den Sohn des Onkels und dessen Frau "Geita" und "Gouta". Der Firmpate ihres Bruders stammte aus einer

wohlhabenderen Familie - das war wichtig, da man sich "etwas erhoffte" (ein Sohn dieses Paten übernahm später eine Bürgerschaft, damit Frieda ihr Haus bauen konnte).

Frieda übernahm mit siebzehn Jahren schon eine Firmpatenschaft (in den 20er Jahren). Vater und Mutter steckten ihr heimlich voreinander Geld zu für die Firmung. Der Nachbar fuhr sie und ihr Firmkind mit der Kutsche in die Stadt. Beim "Hirschen" aßen sie Nudelsuppe mit Würsteln und Schnitzeln. Sie schenkte ihrem Patenkind eine Rosenkranzketten und ein Gebetsbüchlein, außerdem eine Handtasche. Als Frieda in Bayern in Dienst war (in den 30er Jahren), schrieb ihr ihre Mutter: "S. hot koa Gouta für E." ("S. hat keine Patin für ihre Tochter E."). Frieda müsse diese Patenschaft übernehmen. Frieda konnte von der Arbeit nicht weg und schickte deshalb das Geld an ihre Mutter, damit diese stellvertretend mit E. firmen ginge. Die Wirtin in dem Gasthof, in dem einige meiner Interviewpartnerinnen irgendwann im Laufe ihres Lebens gearbeitet hatten, wurde allgemein die "alte Gouta" genannt (20er, 30er Jahre). Sie hatte offenbar sehr viele Patenschaften übernommen (I.2, K.1a,b, 2a,b).

Als Liesl zur Schule ging (in den 20er Jahren), mußte sie zum "Kronz Ausetzen" (Kranz Aufsetzen; so wird das Prozession Gehen der Mädchen nach der Erstkommunion genannt, da sie dabei einen Kranz am Kopf tragen) nach Birgitz, weil ihre Patin dort wohnte. Sie ging zusammen mit der Nachbarstochter, die aus demselben Grund nach Birgitz mußte. Der Vater der Nachbarstochter ging mit ihnen dorthin und holte sie von dort ab. Am Nachbarseweg bekamen sie ein Würstel und ein Kracherl (I.16, K.2b).

Die Gouta von Agnes, einer Bauerntochter, war eine Schwester der Mutter in Birgitz. Agnes bekam (in den 20er und 30er Jahren) Schokolade und Zuckerln (I.9, K.1a).

Die Patin eines Kindes von Rita (der "Zuagroasten" aus Südtirol) war eine unverheiratete Schwester eines Geschäftsmannes in Axams. Sie gab der armen Familie (in den 20er/30er Jahren) heimlich immer wieder etwas (I.11, K.1a).

Drei Brüder und eine Schwester von Hanni, die 1945 einen Axamer Bauern und Ladenbesitzer geheiratet hatte, waren die Paten ihrer Kinder. Dadurch war der Kontakt enger. Man besuchte sich an den Gottpacktagen.

Hanni hatte viele Patenkinder. Es wurde ihr ab und zu schwummerig am Gottpacktag. Einmal hatte sie zwölf zugleich. Man traute sich nicht, nein zu sagen, wenn man gefragt wurde, Pate zu machen, auch wenn es nicht um die Kinder der Geschwister ging (I.17, K.1b).

Als Elsa, die 1947 nach Axams geheiratet hatte, kurz vor der Geburt ihres Kindes stand, bot sich eine Ladenbesitzerin als Patin an. Ihre Stiefsöhne gingen mit ihren Söhnen zum Firmen. Das war nett. Sonst hätte sie es selbst gemacht, da sie niemand fragen wollte (I.10, K.3a).

Luisa übernahm (in den 50er Jahren) die Patenschaft der ältesten Tochter ihrer Freundin und umgekehrt. Sie hat insgesamt acht Patenkinder von näheren und weiltläufigeren Verwandten (I.15, K.1a,b).

Eine Eheschließung stellte im dörflichen Kontext neue Austauschzusammenhänge her, da Braut und Bräutigam in Beziehung zu den jeweiligen Schwiegerfamilien kamen.

Mütter und Väter versuchten zu verhindern, daß ihre Töchter voreheliche sexuelle Beziehungen hatten, da das ihre Heiratschancen schmälerte und als "schamlos" empfunden wurde, als ein schwarzer Fleck auf der Familienehre. In der Praxis hatten im 20. Jahrhundert die meisten Töchter voreheliche sexuelle Beziehungen und uneheliche Kinder, heirateten die entsprechenden Männer dann aber oft. Die meisten Töchter arbeiteten irgendwann außerhalb

des elterlichen Haushaltes. Töchter, die ständig im elterlichen Haushalt, am elterlichen Hof arbeiteten, waren wesentlich behüteter.

Die anerkannte Form der männlichen Werbung um eine Frau hieß "in Hoangarscht giahn". Die Männer kamen ins Haus des "Madls" (junge Frau) "des se gern gseachn hobn" (das sie gern sahen, das sie mochten) zu Besuch, etwa am Sonntag Abend. Sie saßen in der Stube, Küche oder auf der Hausbank und unterhielten sich mit "dem Madl" (bzw. mit allen Anwesenden) unter den Augen der Eltern.

Hofbesitzende Eltern, die nicht wollten, daß die Töchter ausgingen, erlaubten oft, daß junge Leute zum Musizieren, Singen, Tanzen, Feiern an den Hof kamen. Diese Feste fanden wiederum unter den Augen der Eltern/Älteren statt. Burschen und Mädchen konnten miteinander tanzen, sich kennenlernen und näherkommen. Ob die Werbung eines Mannes in der Familie der Frau willkommen war, hing von seinem und den Ruf seiner Familie, sowie von Besitz, in Aussicht stehendem Erbe, vom Beruf oder von der Zugehörigkeit zu Vereinen und seinem Einfluß im Dorf ab.

Zur Werbung gehörte, daß die Männer sich um die Frauen bemühten, ihnen Versprechungen machten. Der Ehealltag war dann oft für beide Seiten enttäuschend, nicht zuletzt deshalb, weil die Werbung eine außerordentliche Situation darstellte, in der die Menschen sich eher von den "guten" als von den "schlechten" Seiten kennenlernten.

Während des Zweiten Weltkrieges entstand ein neues Muster, nach dem Eheschließungen zustande kamen. Männer, die auf Kriegsurlaub waren, drängten Frauen, mit denen sie schon vor dem Krieg befreundet waren, oder die sie während des Krieges kennengelernt hatten, sie zu heiraten. Die Frauen gingen oft darauf ein und bereuten es häufig. In den Kriegsurlauben entstanden Kinder, für die die Frauen zunächst ohne Männer sorgen mußten. In die Eheschließungen wurden von Seiten der Männer (die, jung in den Krieg und weg von ihren Familien, in sehr schwierigen Situationen zurecht kommen mußten) große Erwartungen gesetzt.

Mutter und Vater des Mannes von Annemarie machten (Anfang dieses Jahrhunderts) das Heiraten aus, als sie zu ihm kam, um ihn ein von ihr genähtes Hemd (sie war Näherin) anprobieren zu lassen. Die aus dieser Ehe entstehende Familie übernahm die Taufpatenschaft für die Familie der Schwester von Annemaries Schwiegermutter und umgekehrt.

Malis Mutter war (Anfang dieses Jahrhunderts) stolz darauf, daß ihr Arbeitgeber sie bei ihrer Hochzeit mit der Kutsche nach Absam fuhr. Weniger Wohlhabende bettelten die Rosser, mit ihnen zu fahren, die Wohlhabenderen fuhren sowieso. Man fuhr tagsüber nach Innsbruck und feierte am Abend (oder auch nicht), nachdem die Trauung bei der Frühmesse stattgefunden hatte. Bevor man heiratete wurde man dreimal in der Kirche "verkündet" (die Heirat wurde dreimal in der Kirche bekanntgegeben) (I.2, K.3a, 4b).

Die Schwester von Liesl, die (in den 20er Jahren) einen Bauern heiratete, hatte noch eine traditionelle Bauernhochzeit: zuerst wurde mit drei Wagen und schön geschmückten Pferden die Aussteuer und die Habe der Frau ins zukünftige Heim gebracht. Das wurde "Sämern" genannt. Dann wurde gepoltert und schließlich geheiratet (I.16, K.2b). Annemarie erinnert sich, daß es solche Hochzeiten noch in ihrer Jugendzeit gab (20er/30er Jahre). Die Freundinnen der Braut begleiteten die Wagen ins neue Heim und stellten in dem, mit den mitgebrachten Möbeln neu eingerichteten, Schlafzimmer allerhand Unfug an.

Paul heiratete seine Frau während eines Kriegsurlaubes 1945. Er bekam Sonderurlaub dafür (I.13, K.1a). Liesl kannte ihren Mann schon vor dem Krieg. Während eines Kriegsurlaubes drängte er sie aber zur Heirat, da er nicht wollte, daß sie in Dienst ging, obwohl bei ihm

zu Hause "genug Platz" war. Sie fand im Nachhinein, daß sie es sich zu wenig überlegt hatte. "Und dumm isch min a gwesn af Deitsch gseit." ("Und dumm war man auch, auf Deutsch gesagt.") (I.16, K.1a). Mali lernte ihren Mann kennen, als dieser aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war. Er drängte zur Heirat, wollte eine Frau zum Arbeiten. Er begleitete sie heim, nachdem sie ihn kennengelernt hatte, und sie blieben zusammen, obwohl sie ihm oft sagte, daß sie nichts von ihm wissen wolle (I.1, K.1b).

Luisa, eine Bauerstochter, lernte ihren Mann, einen verwitweten Bauern, nach einer Prozession am Hohen Frauentag kennen (in den 50er Jahren). Sie ging mit den Omeser Musikanten nach Hause, und er begleitete sie einfach. Am nächsten Sonntag kam er wieder. Er warb ein Jahr lang um sie. Ihre Mutter war zuerst nicht damit einverstanden, da sie sie, nachdem der Vater gestorben war, nicht verlieren wollte. Auf ihre Hochzeit waren 40 Leute eingeladen. Es wurde nicht gesämert. Um 8.00 Uhr gingen sie aufs Standesamt, um 9.00 Uhr in die Kirche. Mittagessen war in Hall, anschließend machten sie einen Ausflug auf die Feste Kufstein, kehrten auf der Rückfahrt im Gasthof Peter Brünnl zu und feierten abends in einem Wirtshaus in Axams. Es wurde getanzt und geschossen (von einigen Schützen am Berg Schüsse zu Ehren des Brautpaares abgegeben). Einige Tage später kam die Musikkapelle, um ihnen ein Ständchen zu bringen (I.15, K.1a, 2b).

Die Tochter von Liesl heiratete in den 60er Jahren. Am Vormittag fand die Trauung in der Kirche statt. Dann fuhr die Hochzeitsgesellschaft nach Innsbruck. Während die Brautleute sich fotografieren ließen, trank der Rest der Gesellschaft Kaffee im Weißen Kreuz. Mittagessen gab es beim Öttl (nahe Telfs). Anschließend fuhren alle nach Kössen (im Nordosten Tirols) ins Hotel Höttinger und nachts feierten sie in einem Gasthof in Axams (I.16, K.2a).

Das Sterben eines Menschen verursachte eine "Beunruhigung der gesellschaftlichen Ordnung". Besitzverhältnisse änderten sich dadurch, gesellschaftliche Positionen verschoben sich, Beziehungen gestalteten sich neu. Menschen, die ihr Sterben kommen sahen, versuchten diese Dinge vor ihrem Tod "zu regeln". Der Tod eines Menschen hinterließ (emotionelle, politische, ökonomische) Un-Ordnung. Er veränderte die gewohnte, gewachsene Ordnung der Dinge. Er schuf aber eine neue Verbindung mit dem "Jenseitigen".

Wenn jemand im Sterben lag, wurde der Pfarrer geholt, um die letzte Ölung zu geben. Starb ein Mensch, so wurde und wird zuerst das "Schidinglöggl" (Sterbeglöckchen) geläutet. Der Tod eines Menschen, die Umstände des Todes, die Tragik (wenn jemand etwa jung, durch einen Unfall, nach langem Leiden gestorben war) wurden und werden im Dorf ausführlich besprochen. Der/die Verstorbene wurde/wird aufgebahrt, entweder zu Hause oder in der Lindenkapelle. An den Abenden vor dem Begräbnis gehen die Menschen "Weichbrunninspritzn" (Weihwasserspritzen und Rosenkranzbeten). Dabei nehmen sie von dem/von der Toten Abschied. Die Begräbnismesse findet in der Kirche statt. Früher begrub man die Menschen in den Familiengräbern am Friedhof bei der Kirche. Seit den 50er Jahren führt der Begräbniszug von der Kirche zum Friedhof bei der Lindenkapelle. Die Länge und die Gestaltung des Begräbniszuges bringen die Bedeutung des/der Verstorbenen im Dorf und seine/ihre Beliebtheit zum Ausdruck. Lange Begräbniszüge erregen Aufsehen und werden besprochen. Wenn der Verstorbene einem Verein angehörte, so nimmt die entsprechende Formation am Begräbnis teil. Es wird Notiz davon genommen, wer zum "Weichbrunninspritzn" und zum Begräbnis erscheint. Die Beziehungen von Menschen zu Verstorbenen und Hinterbliebenen finden darin Ausdruck, werden dabei bestätigt.

Früher buken die Bäuerinnen, wie bereits erwähnt, wenn jemand in ihrem Haus starb, kleine Weißbrote, die Kinder des Dorfes sich holten. Menschen erzählen, daß Tote sich, zum Zeitpunkt des Sterbens oder kurz danach, bei ihnen meldeten.

Die Gräber der Toten werden von den Frauen das ganze Jahr über gepflegt. Die Menschen gehen zu den Gräbern, um zu beten, mit den Toten zu sprechen, sich Trost zu holen. Das impliziert, daß die Seelen der Toten in einem Jenseits vorgestellt werden, das mit dem Diesseits sehr verbunden ist. Man läßt den Toten Messen lesen, die man bezahlt, um ihrer Seele im Jenseits zu helfen. Besonders beliebt dafür sind die vorweihnachtlichen Orata (vgl. auch Rieser 1991, S. 95 ff.).

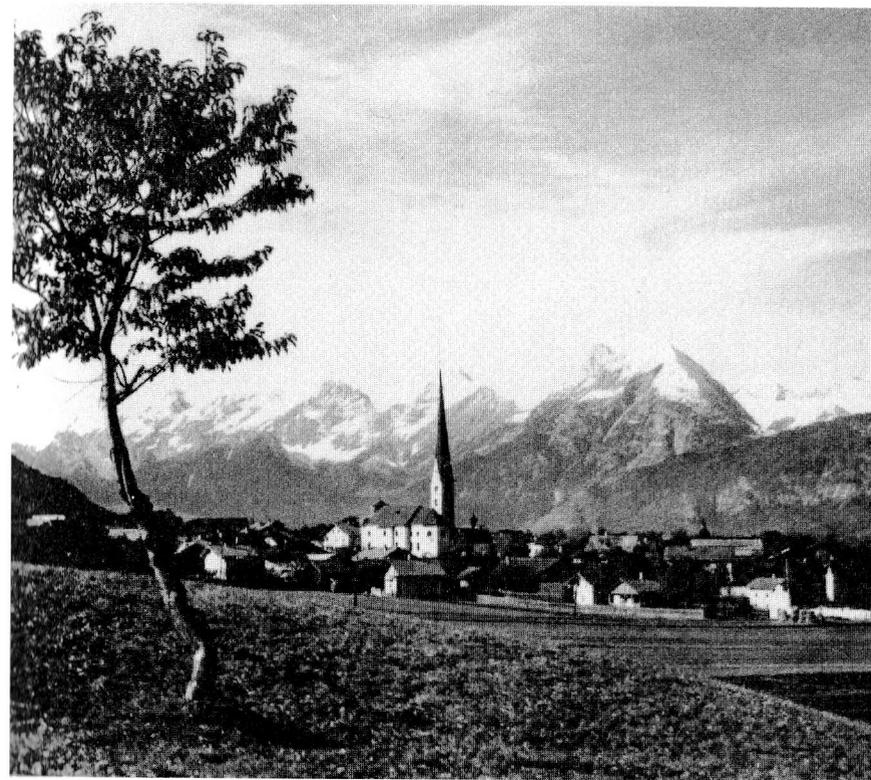
*"Es gibt no a bessere Welt als die, braucht mar nit Ongscht hobn. (...) I denk mar oft, wenn i woll war als Kind gschtorbn. Do bin i sou traurig. Des isch s'Oanzige, wo i traurig bin, daß i als Kind nit gschtorbn bin."*⁴⁵ Sefa, die Tochter von Rita, und ihre Geschwister hatten als Kinder keine schreckliche Verbindung zum Tod (20er, 30er Jahre). Unter ihnen wohnte die Toteneinnäherin. Mit ihr gingen sie Tote aufbahnen und anziehen. Das war wunderbar. Als beim H. ein Baby starb, durften sie es ganz allein anziehen. Eines Tages schauten sie nach einer Nachbarin und fanden sie tot auf der Ofenbank. Die Kinder beschlossen, sie anzuziehen. Sie wußten, wo sie alles fanden. Erst danach holten sie die Mutter. Sie hatten gar keine schreckliche Verbindung zum Tod, und das ist geblieben (I.11, K.1b).

Als der Mann von Irma, ein Bildhauer, 1957 unerwartet starb, waren alle entsetzt. Das ganze Dorf kam zum Begräbnis. Der Pfarrer weinte. Das Sterben des Mannes hatte eine gute Seite: der Pfarrer hatte jemand anderen mit der Kirchenerneuerung beauftragt, das hätte ihm das Herz abgedrückt. Er war einmal Mesner und machte umsonst (gratis) Reparaturen für die Kirche, pflegte die Kirche mit Leib und Seele (I.12, K.1a,b).

Die erste Frau des Mannes von Luisa starb an Leukämie. Ihr Mann starb nach zwölfjähriger Ehe 1966 an Magenkrebs. Wenn sie ihren Mann in der Klinik besuchte, sagte der Schwiegervater immer: "Luisa soug, der H. soll a Teschtament machen." ("Luisa sag, daß dein Mann ein Testament machen soll.") Sie: "Na, des soug i nit." ("Nein, das sage ich nicht.") Da gab ihr der Schwiegervater einen Brief mit, den ihr Mann las. Er sagte: "I hun's heit Nocht schon gschriebn." ("Ich habe es heute Nacht schon geschrieben.")

Bevor der Schwiegervater 1989 kurz vor seinem 95. Geburtstag starb, lag er nur zwei Tage im Bett. Es sagte: "Luisa, i moug iatz nimma lebn, i wear iatz sterbn." ("Luisa, ich mag jetzt nicht mehr leben, ich werde jetzt sterben.") Er legte sich hin und sagte: "Luisa, morgn oder ibarmorgn isch mei Schterbetoug." ("Luisa, Morgen oder Übermorgen ist mein Sterbetag.") Er ließ seine Enkelinnen holen. Am Tag vor seinem Tod mußte Luisa ihm Papier und Bleistift bringen. Er sagte ihr an, wer was bekommen solle, wer wieviel Geld und wer die Weihnachtskrippe bekäme. Drei Zeugen unterschrieben. Am nächsten Tag starb er in ihren Armen.

Als ihr Mann starb, weinte sie heimlich vor den Kindern in ihrem Zimmer. Es machte sie fertig, aber sie mußte sehen, wie sie die Arbeit schaffte. Sie weinte allein oder ging auf den Friedhof, auch drei, vier Mal täglich. Auch heute geht sie noch fast täglich hin. Sie spürt die Verbundenheit und geht mit ihren Sorgen zum Grab. Dasselbe machen ihre Töchter. Sie gehen auf den Friedhof zu ihrem Vater und zum verstorbenen Onkel. Das gibt Hilfe und Trost. Sie reden auch jeden Tag mit ihrem verstorbenen Großvater (I.15, K.1a,1b).



Bilder 1-3: Dorfansichten aus den 50er Jahren

⁴⁵"Es gibt noch eine bessere Welt als die, da braucht man keine Angst zu haben. Ich denke mir oft, wenn ich doch als Kind gestorben wäre. Da bin ich so traurig. Das ist das Einzige, worüber ich traurig bin, daß ich als Kind nicht gestorben bin."



Bild 28: Raika Obmänner, 60er Jahre



Bild 29: Junge Generation – Axamer Gruppe am 1. Mai in Innsbruck, 60er Jahre

Elsa pflegt die Pfarrersgräber. "Oas muaß es jo tian." ("Jemand muß es ja tun.") Sie bekam von jemand Veilchen, die sie drauf pflanzte und die "guat toan" (gut gedeihen).

Aussteuer, Mitgift und Erbe

Bei lebenszyklischen Übergängen gestalteten sich Beziehungen, Austauschbeziehungen neu. Es kam dabei zu einem Austausch von Geschenken oder zu einer Verteilung von Gaben. Bei der Taufe erhielt/erhält ein Kind ein Geschenk von der Patin/dem Paten. Zwei Mal jährlich bekommt es, bis zum Ausschulen, den Gottpack. Bei kritischen lebenszyklischen Übergängen wurde "christliche Mildtätigkeit" betrieben. Gäste wurden mit bestimmten Nahrungsmitteln bewirtet ("auworschn"). In Notsituationen übte man Barmherzigkeit.

In eine Heirat brachten Frauen eine Mitgift und/oder eine Aussteuer mit.⁴⁶ Die Aussteuer war das, was eine Frau zur Ausstattung ihres neuen Haushaltes mit in die Ehe bekam oder brachte. Die Mitgift war der Teil des elterlichen (väterlichen) Besitzes, der ihr übergeben wurde (ihr Erbanteil). Ob und wieviel Mitgift und/oder Aussteuer eine Frau bekam, hing mit Besitz, Reichtum (oder Verschuldung) und mit dem Ansehen und dem Ehrgeiz ihrer Familie zusammen. Das Ansehen der Familie wurde unter anderem über die Ausstattung heiratender Töchter gepflegt.

Im 20. Jahrhundert heirateten nicht mehr nur Töchter wohlhabenderer Familien. Ärmere Frauen versuchten, sich durch ihre Erwerbsarbeiten das Nötigste für eine Aussteuer zusammenzusparen.

Zur Aussteuer gehörten insbesondere Wäsche (Bettwäsche, Handtücher, auch Unterwäsche) und die Einrichtung des ehelichen Schlafzimmers. Die Wäsche bestickten die Mädchen bzw. jungen Frauen in mühevoller Kleinarbeit, schon lange bevor sie ihren zukünftigen Bräutigam kannten, mit Mustern und Monogrammen.

Außer diesen Schätzen brachte eine Frau ihre Ansehen, das Ansehen ihrer Familien, ihre potentielle Arbeitskraft, ihre Fähigkeiten, ihre Lebenstüchtigkeit, eventuelle Ersparnisse und ihre Attraktivität (gemessen an jeweiligen Schönheitsidealen) mit in eine Ehe. Die Attraktivität wurde etwa durch Formulierungen wie: "Sie isch e netts Weibitz." (Sie ist eine hübsche Frau.), "Sie isch a saubers Madl." (Sie ist ein anständiges, hübsches Mädchen.) bezeichnet. All das waren Auswahlkriterien. Unter Umständen brachte sie ein lediges Kind mit, was ihre Heiratschancen schmälerte.

Eine Heirat war eine Möglichkeit zum sozialen Aufstieg, zur Verbesserung der Ausgangslage für die Existenzsicherung. In diesem Sinne wählten Frauen, so sie die Möglichkeit hatten, aus. Die Attraktivität eines Mannes fand etwa in der Formulierung: "Er isch a fescher Mensch." (Er ist ein gutaussehender, beeindruckender Mann.) Ausdruck.

Die Mutter von Max bekam, als sie Anfang des Jahrhunderts seinen Vater heiratete, von ihrem Vater (einem Ladenbesitzer) ein Vermögen mit in die Ehe. Daraus kauften die Eltern ein Haus (I.7, K.1a).

Die Mutter von Frieda hatte sich bei ihrer Heirat (Anfang des Jahrhunderts) durch das in Dienst Gehen das Geld für Einrichtung und Wäsche zusammengespart gehabt. Ihr Onkel, der Hofbesitzer, gab ihr Wäsche mit in die Ehe (aus dem Leinenschatz der Familie, zustan-

⁴⁶Gisela Bock schreibt über Italien, daß die Morgengabe des Bräutigams an die Braut vor dem 12. Jahrhundert allmählich durch die Mitgift, die die Frau einbrachte, abgelöst worden war (Bock 1992, S. 37). Otto Stolz schreibt für Tirol, daß in Urkunden aus dem 13. Jahrhundert die Heimsteuer (die spätere Mitgift) und die Morgengabe angeführt werden (Stolz 1949, S. 67)

degekommen durch den Flachsanbau). *Als Frieda vor dem Krieg heiratete, kaufte sie mit ihrem Verdienst als Kellnerin (sie hatte in dieser Saison für zwei gearbeitet, da sie den Kellner, der kündigte, ersetzte) die Einrichtung, Betten, Matratzen und Schuhe und das Gewand für Vater und Mutter (I.2, K.1a, 4b).*

Die älteste Schwester von Liesl (die ursprünglich vorgesehene Hoferbin, es gab keine männlichen Nachkommen), heiratete an einen anderen Hof (in den 20er Jahren). Sie bekam Felder von zu Hause mit als Ersatz für das Hoferbe. Beim Säern (das "Sämer" sind die Möbel) fuhren drei Wagen mit der Aussteuer zum neuen Heim. Auch ein Spinnrad war dabei. In dieser Familie gab es bis in die 40er Jahre noch Reste des Leinenschatzes. Liesl bekam bei ihrer Hochzeit (in den 40er Jahren) Lein- und Tischtücher davon. Außerdem bekam sie die Möbel. (I.16, K.1a, 2b).

Hanni heiratete 1945 nach Axams. Die Frauen hatten damals wenig Aussteuer, weil während des Krieges nichts zu bekommen war (nur auf Kleidermarken), und weil sie wenig verdiente. Die Schwestern und die Mutter gaben ihr etwas. Früher war die Aussteuer "der Stolz der Madln". Das erste, was sie kaufte, waren Frottierhandtücher, weil die mehr Platz einnahmen. Die Aussteuer bestand aus Handtüchern, Bettüchern, Kappenleintüchern und Geschirrtüchern. In Schwaz kaufte sie eine schöne Tafel, um sie im ehelichen Schlafzimmer übers Bett zu hängen (über den ehelichen Betten hingen Bilder mit Mutter Gottes- oder Jesusdarstellungen) (I.17, K.1a).

Mali bekam, als sie 1947 heiratete, keine Aussteuer, weil ihre Mutter nichts hatte. Was sie zum Heiraten brauchte, verdiente sie durchs Beeren Sammeln. Sie hatte zwei Mal zum Anziehen (zwei Garnituren Unterwäsche), Handtücher, ein Kleid und die Kücheneinrichtung, die G. gemacht hatte.

Ihre Tochter ließ sie, als diese mehr verdiente, einen Wäschesparbrief anlegen. Bei der Zimmereinrichtung halfen sie (Mali und ihr Mann) ihr (als sie Anfang der 70er Jahre heiratete) (I.1, K.1b, 2b, 3b).

Als Elsa, eine Südtirolerin, in den 40er Jahren an einen Hof nach Axams heiratete, gab es zu Hause am Hof in Südtirol noch eine Truhe voll mit altem Leinen, das die Mädchen sich aufteilen konnten als Aussteuer. Allerdings bekam sie nicht eine Aussteuer, in dem Sinn, wie das früher der Fall war. Es war Krieg und die Leute kauften sich zuerst ein Gewand, weil das wichtiger war. Dann gab es "nichts mehr Gscheites" zum Kaufen, sie brauchten Kleidermarken dazu. Nach dem Krieg kaufte sie sich allmählich, was sie brauchte. Heute haben die Frauen die Aussteuer im alten Sinne auch nicht mehr - das brauchen sie nicht mehr, wegen der Mode (I.10, K.1b).

Durch die gegenseitige Auswahl (wobei der Mann der Werbende war), verbunden mit dem Einverständnis der Familien, kam ein Paar zustande, das entweder einen neuen Haushalt gründete oder bei den Eltern (meist des Mannes) lebte. Das Paar bekam Kinder, und es begann die "Erbpolitik" (falls "eppis uma gwesn isch" - Besitz da war). "Erbpolitik" spielte sich auch in Hinblick auf die Frage ab, welches Kind im Verlauf des Aufwachsens wieviel materielle, physische, emotionelle Unterstützung bekam, und von welcher Art diese Unterstützungsleistungen waren.

Die "Erbpolitik" war im erwachsenen Leben der Kinder häufig von folgender Konstellation bestimmt: die Eltern (die Mutter, der Vater) lebten bei einem der Kinder. Man kam im alltäglichen, konflikthaften Leben schwer miteinander zurecht. Die Eltern verbündeten sich mit anderen ihrer Kinder, mit denen sie im Alltag weniger zu tun und daher weniger konflikthaf-

te Beziehungen hatten. In oft vorkommenden Konfliktfronten in Erbstreitigkeiten standen Elternteile mit bestimmten Kindern oder Geschwister gegeneinander.

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sind die Eltern meist bemüht, allen ihren Kindern beim Aufbau einer Existenzgrundlage zu helfen (durch Baugründe, durch erspartes Geld, durch Arbeitsleistungen, indem sie es den Kindern erließen, zu Hause Geld abzugeben, durch die Finanzierung einer Ausbildung).

Bei lebenszyklischen Übergängen veränderten sich die tatsächlichen oder potentiellen Besitzverhältnisse. Bei einer Geburt oder einer Heirat veränderten sich Besitzverhältnisse potentiell. Das zur Welt Kommen der Kinder implizierte zukünftige Besitzverhältnisse, die im Laufe des Aufwachsens der Geschwister aber noch verhandelbar waren. Eine Heirat mußte nicht sofort zu einer Hofübergabe der älteren an die jüngere Generation führen. Die in Aussicht gestellte Übergabe beeinflusste das Verhalten der Menschen, die Gestaltung ihrer Beziehungen, ihre Gefühle füreinander.

Das zur Erbende, wenn es etwa ein Hof oder ein Betrieb war, bestimmte die Ausgangsposition für die zukünftige Existenzsicherung. Es besaß aber bei weitem nicht nur "materielle Qualität". Mit einem Hof vererbten sich auch dessen "Ruf", dessen Ansehen, die potentiellen Positionen, die im Dorf eingenommen werden konnten. Es vererbte sich seine Tradition, seine Geschichte, die sich auch in den Gegenständen, in den Schätzen des Hofes ausdrückte. Mit dem Hof vererbten sich Verpflichtungen, die aus der Einbindung des Hofes in die dörfliche Gemeinschaft entstanden waren.

Vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit dem Ansteigen der Baugrundpreise am Mittelgebirge, ergab sich eine neue Dynamik in der Bestimmung von Besitzverhältnissen. Immobilienbesitz wurde in Geld aufgelöst. Das Geld wurde eingelöst (investiert) in Ausbildung und technische Geräte, in Prestigeobjekte des "modernen Lebens" und als "Eintrittspreis" in Zusammenhänge des "modernen Lebens" verwendet. Jene Bauern, die diese Umwandlung von Teilen ihres Besitzes in Geld weniger mitmachten, verloren (wenn auch nicht so sehr unter den "Alteingesessenen") an Ansehen und Macht, da sie nun zu den BURGELDARMEN zählten, zu denjenigen, die sich nicht mit Gegenständen ausstatten konnten, die eine Vernetzung mit modernen Politik- und Ökonomiezusammenhängen ausdrückten (und gestatteten).

Anna heiratete in den 20er Jahren in einen Hof in Omes ein. Alle Geschwister des Mannes lebten noch dort, obwohl zwei Schwestern schon verheiratet waren. Der Vater des Mannes heiratete eine junge Frau aus Götzens und überschrieb ihr die Hälfte des Hofes. Seine Kinder waren damit nicht einverstanden, verließen den Hof und nahmen Erwerbsarbeiten an. Die Ehe ging schief, die junge Frau ging weg (und nahm ihre Möbel mit). Der Vater überredete den Mann von Anna, an den Hof zurückzukehren und versprach ihm dafür die andere Hofhälfte. Alle Geschwister mußten zusammen eine Hypothek mit hohen Zinsen aufnehmen, um der jungen Ehefrau des Vaters ihre Hofhälfte auszuzahlen. Der Mann von Anna erbte nun die andere Hofhälfte, die zurückgekaufte Hälfte fiel an den Vater zurück, der sie zu acht gleichen Teilen an seine übrigen Kinder vererbte. Der Sohn von Anna kaufte die meisten dieser Teile nach dem Tod von Annas Mann zurück (I.14, K.1a).

Der Vater von Luisas Mann übergab ihrem Mann den Hof 1954. Als ihr Mann vor seinem Tod im Krankenhaus lag, schrieb er ein Testament, in dem er verfügte, Luisa solle den Hof erben und nach ihr die Kinder. Den Hof selbst sollte die "Würdigste der Töchter" bekommen. Sie übergab den Hof 1990, nach einer schweren Krankheit, an die jüngste Tochter, die sich das sehr gewünscht hatte. Die beiden anderen Töchter und der Sohn des Mannes aus

erster Ehe bekamen Geld aus einem Grundverkauf. Die jüngste Tochter erbt die Weihnachtskrippe ihres Großvaters.

Nachdem der Schwiegervater von Luisa gestorben war, klagten die Geschwister ihres Mannes ihren Pflichtteil ein. Es wurde deswegen lange Zeit prozessiert (I.15, K.1a,b).

Der Vater von Liesls Mann versprach diesem (dem ältesten Sohn) das Erbe des Hofes. Daher müsse er auch nichts lernen. Ihr Mann war achteinhalb Jahre im Krieg, die Geschwister wuchsen inzwischen heran. Nun war es nicht mehr so sicher, daß er den Hof erben würde. Liesl und ihr Mann begannen, sich eine vom Hof unabhängige Existenz aufzubauen. Als die Schwestern des Mannes geheiratet hatten und sein jüngerer Bruder zu seiner Freundin gezogen war, fehlten dem Vater die Arbeitskräfte am Hof. So versprach er seinem ältesten Sohn erneut das Erbe, falls dieser an den Hof zurückkehren würde. Er ging darauf ein. Der Vater wollte allerdings erst nach seinem Tod übergeben. Es gab Konflikte zwischen Vater und Sohn. Der Vater machte ein Testament, in dem er den jüngsten Sohn als Universalerben einsetzte. Liesl und ihr Mann erfuhren erst nach dem Tod des Vaters von diesem Testament (als beide schon fast 60 Jahre alt waren). Es kam zum Konflikt zwischen ihrem Mann und seinen Geschwistern. Schließlich wurde ausgehandelt, daß die Geschwister Grundstücke und Geld (von Liesls Erbteil und aus einem Grundverkauf) erben würden und Liesls Mann den Hof und den Grund um den Hof. Auf diese Weise konnten Liesl und ihr Mann ihren Kindern wenigsten Baugrund erhalten (I.16, K.1a,b).

Das Ringen um Harmonie: Dank und Abbitte

Traditionen, Bräuche, gewohnheitsmäßige Handlungen bei lebenszyklischen Übergängen helfen zu einem gemeinsamen gesellschaftlichen Verständnis für Veränderungen, die bei diesen Übergängen stattfinden, zu gelangen. Sie helfen der Trauer und der Angst zu begegnen, die mit Veränderungen einhergehen. Veränderungen "stören" die gewohnte gesellschaftliche Ordnung, sie "stören" die "Harmonie" des Austauschgeflechts. Sie bringen das Austauschgeflecht in eine "Krise", da sie Neuverhandlungen, neue Entscheidungen erfordern. Für die Gestaltung der Veränderung liefern die Traditionen im Zusammenhang mit lebenszyklischen Übergängen Vorgangsmuster. Genausogut gibt es aber auch Vorgangsmuster für die vielen alltäglichen kleinen "Störungen" und Bedrohungen der "Harmonie" des Austauschgeflechts. Genaugenommen bringt jeder zu vollziehende oder vollzogene Austausch eine solche "Störung" mit sich, da er zu einem potentiellen Ungleichgewicht, einer Verschuldung führt.

Ein Indiz dafür ist, daß der Austausch oder auch die Mildtätigkeit über "Rituale", über Worte, Gesten, gewohnheitsmäßige Abläufe abgewickelt wurde, ebenso wie das begleitende und nachfolgende Besprechen solcher Situationen.

Die Rituale waren kontextentsprechend unterschiedlich. Unter Frauen etwa gab und gibt es das Ritual, sich "Dinge aufzudrängen". Die "Geberin" "nötigt" die "Nehmerin" anzunehmen. Die "Nehmerin" lehnt zuerst ab, obwohl im Allgemeinen klar ist, daß sie schließlich doch annehmen wird. Dieses Ritual betont die Beiläufigkeit/Selbstverständlichkeit der Großzügigkeit der "Geberin" und erleichtert so das Geben und das Nehmen. Die "Nehmerin" wirkt, indem sie das Angebotene und schließlich Aufgedrängte immer wieder zurückweist, es zu großzügig findet, nicht "gierig", obwohl sie weiß, daß sie es schließlich bekommen wird. Die "Nehmerin" bedankt sich ausführlich. Früher geschah das durch eine mehrfache Wie-

derholung der Formel "Vergelt's Gott tausend Mal" (in der wiederum Gott als umverteilende Instanz ins Spiel kommt).

Der Austausch ist insofern eine "kritische Situation", als er eine "Schuld"=Verpflichtung zur Gegengabe aufwirft. Wie gesagt, wird einerseits Gott als vermittelnde Instanz ins Spiel gebracht, die die gute Tat vergelten soll, auch wenn eine Person selbst nicht dazu imstande sein sollte. "Gott" entlastet damit das "Gewissen" (die psychische Instanz, die Unausgewogenheiten "speichert"; die emotionelle und denkerische Erinnerung von Un-Recht). Trotz dieser Ritualisierung der Großzügigkeit wissen die Menschen, daß sie "nicht nur von Gott" etwas zurück zu erwarten haben. Der nach "in Fleisch und Blut übergegangen" Regeln ablaufende Austausch schafft ein irdisches Geflecht der gegenseitigen Verpflichtungen, die die Existenzsicherung ermöglichen. Es wird immer wieder eine "Schuld", ein Ungleichgewicht "aufgeworfen". Die bestehende Schuld schafft Unsicherheit bzw. eine "Krise". Sie zwingt zur "Gegengabe". In dieser immer wieder hergestellten "Schuld", Unsicherheit, "Störung der Harmonie" besteht das Prinzip der Existenzsicherung durch die Schaffung und Pflege von Austauschbeziehungen und -geflechten.

Die christliche Schuld lehnt sich an dieses Prinzip an, bindet es aber in eine "absolute Hierarchie" ein. Verschuldung verläuft in diesem Verständnis von "unten" nach "oben", die Existenzsicherung wird unüberschaubar, der Gläubiger für die Gläubigen unerreichbar, die Schuld und ihre Begleichung entziehen sich dem Bereich der lokal überschaubaren, gesellschaftlichen Verhandbarkeit. Man schuldet seine irdische Existenz einer "höheren Macht". Im Gegensatz dazu verheißt die christliche Religion als Paradies einen jenseitigen Zustand, in dem die Existenzsicherung in Austauschbeziehungen nicht mehr verhandelt und gepflegt werden muß; in dem der Mensch nicht mehr den täglichen kleineren und größeren Verschuldungen ausgeliefert ist; in dem die Existenz ein für allemal festgelegt und gesichert ist. Menschen speicherten in ihrem "Gewissen" ihr eigenes Mißverhalten im Austauschgeflecht (anhand der gewohnten Regeln und der gesellschaftlichen Verhandlung dieser Regeln). Es kam oft vor, daß sie am eigenen Totenbett oder am Totenbett eines anderen "im letzten Moment" noch eine Abbitte zu leisten hatten, die die Harmonie, die innere Beruhigung wieder herstellen sollte.

Liesl erzählte, als ihr Vater gestorben war, legten sie ihn auf den Diwan. Da kam "a Weibitz" (eine Frau), warf sich vor dem toten Vater auf den Boden, sagte immer wieder "S., verzeih mars." ("S., verzeih' es mir."). Sie weinte, stand auf und ging.

Zuvor hatte die Mutter einen Knecht nach Birgitz zur ihrer Schwester geschickt, weil sie sah, daß es mit dem Vater zu Ende ging. Das hatte diese Frau, die gegenüber der Schwester der Mutter wohnte und ebenfalls eine Verwandte war, mitbekommen.

Liesl, die sich über diese Szene sehr wunderte, erfuhr von ihrer Mutter, daß diese Frau verwandt war, die Verwandtschaft aber nicht gepflegt wurde, weil der Vater sie nicht gemocht hatte. Die einzige Schwester der Mutter hatte mit über 40 Jahren ein Kind bekommen, nachdem ihr Mann auf Urlaub vom Krieg (Erster Weltkrieg) gekommen war. Die Frau, die zum toten Vater abbitten gekommen war, wollte nicht, daß dieser Mann um die Schwester der Mutter warb, da sie einen der beiden anderweitig verkuppeln wollte. Deshalb mochte der Vater sie nicht.

Der Vater trug wohl für die Schwester der Mutter (Hoferbin, da es in dieser Familie keinen männlichen Nachkommen gab) als männlicher Verwandter Verantwortung in Hinblick auf ihre Existenzsicherung, also auch für ihre Verheiratung. Somit war er derjenige, dem gegenüber der abbittenden Frau eine Schuld durch ihr Verhalten - eine Einmischung in die Hei-

ratsangelegenheiten der Familie (die durch die sich ergebenden existentiellen Konsequenzen und beziehungsmaßige Veränderungen eine sehr "sensible", krisenträchtige Angelegenheit für das gesellschaftliche Ganze darstellten) - entstanden war (I.16, K.2b).

Gastfreundschaft, "Zuakroaste" und Fremde

Das Hinzukommen neuer Personen wurde als eine Bedrohung der gewohnten gesellschaftlichen Ordnung (der Besitzverhältnisse, der Existenzsicherungsarrangements, der Ordnung der Austauschbeziehungen) erlebt. Auch dazu gab es gewohnheitsmäßige Formen, Regeln, Traditionen des Umgangs, die im 20. Jahrhundert vor allem durch den Tourismus wesentliche Veränderungen erfuhren.

Fremdes/Unbekanntes mußte eingeordnet werden. Viele, insbesondere dörfliche Gesellschaften fordern ein hohes Maß an Anpassung (bis hin zur Selbstverleugnung) von neu Hinzukommenden. Es müssen "Aufnahmerituale" bestanden werden. Es wird aber auch bei "gelungener Aufnahme" in den meisten Fällen klar bleiben, daß jemand "fremd" ist. Es bleibt deutlich, wer nicht im Dorf geboren ist, auch wenn das wortwörtlich nicht ausgesprochen wird.

Wie jemand aufgenommen werden konnte, welche Muster der Einordnung zur Verfügung standen, hing davon ab, wie reich/arm jemand/eine Familie bei der Ankunft im Dorf war, ob ein Hof gekauft, ein Betrieb eröffnet wurde, ob die neu Hinzukommenden Menschen DienstbotInnen, GelegenheitsarbeiterInnen oder Arbeitslose waren, es hing ab vom Geschlecht der Person, von ihrem Alter, davon ob sie aus einer sehr unterschiedlichen Kultur stammte oder von nicht so weit her kam. Es hing schließlich davon ab, wie weit die Person bereit und imstande war, sich "anzupassen", die Lebensweise der "Einheimischen" mehr zu bestätigen als durch ihr Anderssein in Frage zu stellen.

Zum Ritual der Aufnahme gehörte und gehört, daß der/die Aufzunehmende, die Ordnung der "Einheimischen" bestätigt, indem er/sie sich anpaßt (etwa durch die Mitarbeit in einem Verein, Teilnahme an Festen und Veranstaltungen, "hoangarschn" auf der Straße). Dazu gehört weiters, daß er/sie als Zielscheibe des "Zwickns" dient, seine/ihre Fremdheit, "Andersartigkeit" als Ziel des Spottes zur Verfügung steht, wobei getestet wird, wie weit die Person den Code dieses Spottes durchschaut und sich wehren kann, und wie weit er/sie "hilfloses Opfer" der Anspielungen, Anzüglichkeiten, zwischen den "Einheimischen" heimlich ausgetauschten Blicke und Gesten bleibt. Eine Person/eine Familie, die aus einer ähnlichen Gesellschaft kommt und die das "ökonomische Gleichgewicht" nicht (etwa durch Besitzlosigkeit) gefährdet, hatte und hat es bei ihrer Aufnahme ins Dorf wesentlich leichter.

Die Aufnahmerituale spielen sich aber nicht nur in der Dorfgesellschaft ab, sondern auch in jeder einzelnen Familie, wenn etwa eine Person aus einem anderen Dorf, oder gar aus einem anderen Land, einheiratet. Sie wird auf die Probe gestellt, ihre Grenzen werden ausgetestet, sie muß sich die Aufnahme in die Familie hart erarbeiten, die Familienstruktur bestätigen oder sich harter Kritik aussetzen (dem ausgeübten Druck und dem Gerede).

Rita, die mit ihrer Familie in den 20er Jahren nach Axams gekommen war, sagte (als sie Zeugin eines rüden Streits der damaligen Nachbarn wurde) zu ihrem Mann: "Wo hosch du mi dou hingitun?!" ("Wo hast du mich da hingebacht?!"). Zum Zeitpunkt des Interviews war sie seit 68 Jahren im Dorf. Ihre beim Interview anwesende Tochter Sefa meinte: "Du bisch heit nou koa Axamerin." ("Du bist heute noch keine Axamerin.") Sie gingen aus Südtirol weg, weil die Firma, bei der ihr Mann arbeitete, von neuen, italienischen Besitzern über-

nommen wurde, die Italiener anstellten und weniger zahlten. Der Vater wollte in Nordtirol Arbeit finden. Auch über den Vater sagte Sefa, er wollte nie ein Axamer sein. Der Bürgermeister forderte die Familie auf, nach nach Birgitz zu gehen, da Axams eine reiche Gemeinde sei. Der Dorfarzt setzte sich für sie ein. Sefa meint, die Axamer waren ausländerfeindlich, man verschont die Axamer zu sehr, auch ihre Geschwister (die noch im Dorf leben) machen das, alles wird zugedeckt.

Wie weiter oben immer wieder ausgeführt, erlebte die Familie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts viele Kränkungen durch verweigerte Hilfe und durch Druck, der in Notsituationen auf sie ausgeübt wurde. Im Fall dieser Familie, erwies sich das Netz der Austauschbeziehungen als äußerst unsicher und fragil. *Der Kauf eines Baugrundes in Innsbruck war nicht möglich, da sie keinen zweiten Bürgen finden konnte. Die Mutter hatte Geld dafür zusammengespart, indem sie Hemden nähte. Das Geld fiel einer Geldentwertung nach dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer (I.11, K.1a,b).*

trotz harter Arbeit und schließlich auch einem "guten Ruf" (arm aber sauber), war es der Familie, die als eine besitzlose ins Dorf gekommen war, in dieser Generation nicht möglich, sich Besitz zu verschaffen und damit wenigstens der Abhängigkeit von Vermietern zu entkommen. *Hanni, die 1945 nach Axams geheiratet hatte, meint, daß es ihr in Axams mit dem Großteil der Leute ganz gut ging. Man wird aber viel eher kritisiert, als eine Frau aus dem Dorf. Einige sagten ihr das direkt. Ihre Mutter riet ihr, sie solle sich zurückhalten im fremden Dorf, sie dürfe nicht ratschen gehen (I.17, K.1a).*

Irma heiratete 1947 nach Axams und hat mit den Axamern immer noch keinen Kontakt, obwohl sie Singen unterrichtet und dabei ein nettes Verhältnis mit den Leuten hat. Es gab keine Institution, zu der sie dazugehören mochte. Durch ihren Beruf hatte sie dafür aber auch keine Zeit. Als sie nach Axams heiratete, wurde sie davor gewarnt: "Mei, zu die Axamer!" ("Um Himmels Willen, zu den Axamern!"). Es schockte sie, daß die Leute im Dorf so verstritten waren (I. 12, K.1a).

Hedi sagte, daß inzwischen sehr viele junge Leute, viele junge Mütter nach Axams gezogen sind. Sie war unglücklich als sie (mit ihren Eltern während des Krieges) herzog, weil ihre Mutter und sie als Unterländerinnen "ein anderes Temperament" hatten, fröhlicher waren. Ihr Bruder litt nicht unter der Übersiedlung.

Die Leute in Axams können sehr gut arbeiten, sie waren beim Hausbau sehr hilfsbereit. Sie und ihr Mann Walter haben aber auch viel "gebuggelt" (gerackert). Er begann gleich als Schriftführer beim Skiclub (Anfang der 50er Jahre, als er als Lehrer ins Dorf kam) und lernte dadurch Leute kennen. Man muß etwas für die Leute tun, um schneller Kontakt zu haben. Durch den Hausbau lernten sie besonders viele Leute kennen. Walter sagte, sobald man in einem Verein mitarbeitet, ist man in die Dorfgemeinschaft integriert. Und Hedi: Heute sind die Leute im Umgang offener als früher. Oder sie kennen einen besser und wissen deshalb auf einen einzugehen. Wenn man nicht aus bäuerlichen Kreisen kam, wurde man früher nicht ganz ernst genommen (I.6, K.1a).

Gastfreundschaft beginnt nicht erst bei der Begegnung mit fremden Menschen, sondern beim Zusammentreffen mit Nachbarn, FreundInnen, Bekannten. Es bestand eine Kultur der gegenseitigen Besuche, die zum Teil festen Regeln folgte. Zu Neujahr besuchten die Gotlkinder ihre Paten, zu Allerheiligen besuchten auswärtige Familienmitglieder ihre Verwandten im Dorf, nach Weihnachten besuchten sich Verwandte und Bekannte. Bei solchen Besuchen wurde "augworschtit" (bewirtet). Die Menschen waren bemüht, Großzügigkeit zu

zeigen. Von Menschen und Familien praktizierte/r Großzügigkeit bzw. Geiz wurden im Dorf besprochen. So war etwa in einem Interview davon die Rede, daß man von manchen Gastgeberinnen nur einen "hautign Kaffee" (einen Kaffee mit Milchkaffee) angeboten bekam. Die Leute kamen abends zusammen, um zu reden, zu handarbeiten, Karten zu spielen, in der Stube oder auf der Hausbank zu sitzen. Sie schauten auf einen Sprung vorbei, wenn sie eine Kleinigkeit zu erledigen hatten oder auf dem Weg irgendwohin waren. Die Burschen gingen "in Hoangarscht" zu dem Mädchen/zur Familie des Mädchens, um das sie warben. Häufig wurden Gesellschaften in die Bauernhäuser eingeladen, zum Tanzen, Singen und sich Unterhalten. Den Eltern/Besitzern von Höfen, war es lieber, junge Leute in der Stube feiern zu lassen, als daß die Kinder (insbesondere die Töchter) ausgingen.

Anna konnte (10er Jahre/Anfang der 20er Jahre) *zu Hause viel tanzen. Der Vater hatte die Musik gern und sagte immer wieder: "Muäß i dar a Musig einloudn?"* ("Soll ich dir eine Musik einladen?"). *Die Eltern waren immer dabei. Wenn die Gäste gegangen waren, spülte sie die Stube und alles war wieder in Ordnung. Vater und Mutter waren gern lustig (I. 14, K.1b). Agnes hatte lustige Abende* (in den 30er Jahren). *Sie lud Freundinnen und Burschen nach Hause ein. Man unterhielt sich ganz harmlos mit Zieh- oder Mundharmonika in der Stube und tanzte. Aber aus dem Haus durfte sie nicht. Einmal schlich sie sich heimlich fort. Während des Krieges unterblieben die Unterhaltungen zu Hause, außer es kam gerade einer von den Burschen heim (I.9, K.1a).*

In der Nachbarschaft in der Luisa lebte, gab es (30er/40er Jahre) *Tanzereien in den Bauernhäusern. Es wurde Ziehorgel und Zither gespielt und getanzt. Auf einen Ball durfte Luisa erst nach der Kriegsrückkehr ihres Bruders - sie ging mit diesem auf den Feuerwehrball. (Von den Brüdern wurde erwartet, daß sie auf ihre Schwestern "aufpaßten"). Die Eltern hatten die Kinder lieber daheim und unter Kontrolle. Außerdem wurde auf diese Weise kein Geld verbraucht. Die alten Leute am Hof machten mit bei den Unterhaltungen in der Stube (I.15, K.1a, 2a).*

Diese verwandtschaftlichen, freundschaftlichen, nachbarschaftlichen Besuche folgten vertrauten Regeln, sie bestätigten und schufen das Geflecht der Austauschbeziehungen. Diese Besuche waren zeitlich begrenzt, sie erforderten kein "Platz Machen", keine Aufnahme einer neuen Person, wie das etwa bei einer Einheirat in eine Familie oder bei einer Übersiedlung in ein neues Dorf der Fall war. Die Besuche stellten die gesellschaftliche Ordnung nicht so sehr in Frage. Sie waren aber Situationen, in denen die Gestaltung von Austauschbeziehungen verhandelt und/oder bestätigt wurde.

Krankheiten, HeilerInnen und Ärzte

Es wurde bereits angesprochen, daß die Menschen des 16. Jahrhunderts Gelübte ablegten, um von Seuchen verschont zu bleiben. Sie versprachen die Abhaltung von Mysterienspielen, von Prozessionen und Andachten, die Erbauung von Kapellen. Zum Dank für die Verschonung von der Pestseuche von 1630 erbauten die Axamer 1635 die Lindenskapelle, sie hielten und halten dafür alljährlich zehn Tage lang Rosenkränze an den Pestheiligen Sebastian ab. Auch die Typhusseuche der Jahre 1611/12 scheint in Axams nur wenige Opfer gefordert zu haben (Schretter 1976, S. 634/35). Während und nach Kriegen kam es immer wieder zu Seuchenwellen. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es keine größeren Epidemien. Die Unter-

ernährung oder Mangelernährung hatte jedoch gesundheitliche Folgen (Nussbaumer 1992, S. 183 ff.)¹⁷.

Erkrankungen von Menschen waren und sind Ursachen, Ausdruck und Konsequenzen von Störungen/Krisen der gesellschaftlichen Ordnung, des menschlichen Austauschgeflechts. Insbesondere in bäuerlichen Gesellschaften führen Erkrankungen von Menschen und Tieren zu schwierigen Situationen. *Der Mann von Anna sagte immer: "I wünsch mar nicht wia Vlach und Leit gsund und as in Feld außn eppis woxt, und mehr brauch i nit."* ("Ich wünsche mir nichts, außer daß Vieh und Leute gesund sind, und daß am Feld draußen etwas wächst. Mehr brauche ich nicht.") Erkrankungen gefährdeten die eigene Existenz oder sogar die Existenzgrundlage für eine Gruppe von Menschen. Krankheiten (oder Unfälle) veränderten die existentielle Situation von Menschen und Menschengruppen schlagartig oder allmählich. Davon, was Erkrankung/Unfall und Tod eines Ehemannes bedeuten konnten, war im Abschnitt zu den Witwen die Rede. Frauen mußten die Arbeit ihrer Männer mitübernehmen, wenn diese erkrankten.

Häufig erkrankten Kinder, oft starben sie. Der Tod von Kindern war umso schmerzlicher, je älter das Kind war.

Krankheiten halfen aber auch, wenn keine andere Möglichkeit dazu bestand, auszudrücken, daß ein Mensch mit seiner Lebenssituation nicht zurechtkam.

Die Menschen suchten Erklärungen für ihre Krankheiten und sie suchten "Behandlungsmethoden" und heilkundige Menschen, die ihnen helfen konnten. Bis ins 18. Jahrhundert gab es in Axams das Gewerbe des Baders. Der Baderbühel, auf dem eine Kapelle steht, erinnert an dieses Gewerbe. Im 20. Jahrhundert gab und gibt es praktische Ärzte, Gemeindeärzte im Dorf, daneben aber auch Menschen, die für ihre heilerischen Fähigkeiten bekannt waren. Eine wichtige Anlaufstelle für Axamerinnen und Axamer, insbesondere mit Krankheiten, bei denen der Dorfarzt nicht helfen konnte, war ein Heilpraktiker in Natters (seit den 30er Jahren).

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewöhnten die Menschen sich ans "Pillen Nehmen". Es wurde ziemlich üblich, daß ältere Menschen sehr regelmäßig den Arzt aufsuchten und täglich mehrere Sorten Pillen schluckten. Auch die Verwendung von Schlaftabletten setzte sich durch. Frauen, die ältere Menschen pflegten, stellten fest, daß diese sich mit der regelmäßigen Einnahme von Schlaftabletten sehr veränderten.

Die Pflege kranker Menschen übernahmen und übernehmen insbesondere Frauen. Krankheiten waren und sind eines der wichtigsten Gesprächsthemen im Dorf, bei Besuchen, bei den alltäglichen Begegnungen, beim familiären Zusammensein. Krankheiten waren und sind Anlässe für Besuche. Eine Erkrankung konnte Ursache sein für einen priesterlichen Hausbesuch, für die Überbringung der Krankenkommunion. In diesem Jahrhundert wurde das Krankenhaus immer häufiger in Anspruch genommen. Die Menschen kamen dadurch in eine für sie fremde Umgebung, wurden von fremden Menschen versorgt, teilten mit fremden Menschen ein Zimmer. Eine Möglichkeit, damit zurechtzukommen, war es, im Krankenhaus die Rolle der "lustigen Dörflerin", des "lustigen Dörfners" zu spielen, die Rolle eines einfachen, unkomplizierten Menschen, der durch seine direkte, humorvolle und etwas ungehobelte Ausdrucksweise für die Erheiterung des Krankenhauspersonals und der ZimmermitbewohnerInnen sorgt.

¹⁷In das 14. Jahrhundert werden ohne Beigaben bestattete Leichen datiert, die in Axams gefunden wurden. Es wird angenommen, daß diese Menschen bereits einer Pestseuche zum Opfer fielen (Leitner 1984, S. 27).

Seit einiger Zeit beschäftigen sich viele Menschen im Dorf, besonders auch die älteren, mit alternativen oder traditionellen Heilmethoden wie der Reflexzonenmassage oder der Bachblütentherapie. Sie tauschen ihr Wissen über Heilmethoden und über die Wirkung von Kräutern aus.

Der Vater von Max war Gemeindefarmer in Axams während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, von Dezember 1901 bis 1938. Er betreute sieben Gemeinden. Als er in den ersten Weltkrieg einrücken mußte, gab es keine medizinische Betreuung im Dorf. Die Pharmakologie steckte in den Kinderschuhen. Er hatte eine Hausapotheke und mischte selbst die Medikamente. Der Vater von Max konnte von den einzelnen PatientInnen nicht viel verlangen, manchmal bekam er Gegenstände anstelle von Geld (wie etwa ein Hobelbank). Von der Gemeinde erhielt der Gemeindefarmer Wartgeld. Bei dringenden Fällen wurde er mit einer Kutsche in die anderen Gemeinden geholt. Oft brachte ihn sein Schwiegervater mit Pferd und Wagen hin. Normalerweise ging er jedoch zu Fuß. Er ordinierte auch am Sonntag nach der Messe. Zwischen Arbeit und Freizeit bestand ein fließender Übergang (I.7, K.1a,b).

Der Onkel von Luisa, einer der ledigen Dienstmädchen am Hof des Vaters, hatte sich einmal an der Hand wehgetan und sollte zum Doktor gehen. Er sagte aber, er würde es "aufopfern". So banden sie die Hand selber ein. Sie heilte (I.15, K.2a).

In den 20er Jahren starben zwei Kinder von Anna. Ein viermonatiger Bub starb ihr an den "Zahnfreisn" ("Mundfäule"). Wenn Kinder die Zähne bekamen und dieser Krankheit hatten, wurden sie ganz starr. Ein Mädchen starb mit vier Jahren. Sie ließ es ungern her (sie gab es schwer her). Es hatte zuerst die "Rusilin" (Masern), dann Keuchhusten und schließlich Diphtherie. Damals starben mehrere Kinder an Diphtherie (I.14, K.1b).

Der Vater von Liesl erkrankte an Asthma als sie noch ein Kind war. Er starb 1931. Die Leute gingen nicht so zum Doktor, und so "patzte" er fünf Jahre herum (I.16, K.1a).

Im 19. Jahrhundert war die Herkunftsfamilie der Mutter von Annemarie an den Schwarzen Blattern erkrankt. Drei der Kinder starben. Alle lagen auf Strohsäcken, auch die Eltern. Die älteste Tochter führte währenddessen mit ihren neun Jahren den Haushalt (I.3, K.1a).

Annemarie mußte ein Schuljahr wiederholen, weil sie Keuchhusten hatte. Während des Krieges wurden die Kinder punktiert, davon hatte Annemarie lange den Arm ganz schwarz.

1923 starb die Schwester von Annemarie. Die Krankheit kam, nachdem sie bei Verwandten zum Spielen waren. Annemarie mußte ihre Schwester auf dem Rücken nach Hause tragen. Sie zogen den Dorfarzt zu Rate. Außerdem mußte die Mutter für ihre Tochter zu den Doktoren nach Thaur und nach Oberperfuß gehen. Annemarie mußte währenddessen auf sie aufpassen. Von einer Nachbarin bekam die Schwester Schokolade und dicken Himbeersaft in einer Medizinflasche. Annemarie hätte auch gern davon gehabt, aber die Schwester schlug ihr auf die Finger, wenn sie die Hand danach ausstreckte. Vermutlich hatte sich die Schwester mit TBC angesteckt, als sie vom Apfel eines Mädchens abbiß, das einige Wochen vor ihr an TBC starb. Aber man wußte es nicht genau.

Annemarie erkrankte mit 22, 23 Jahren schwer. Der Vater brachte ihren Harn zum Natterer Doktor (der damals in ihrem Alter war). Der meinte, sie werde vermutlich sterben. Er kam aber doch zu ihr und sagte ihr Hausmittel an. Sie hatte sich, laut der Diagnose der Natterer Doktors, "das Blut verkühlt" und bekam einen Ausschlag davon. Nach fünf Wochen konnte sie mit ihrem Vater nach Natters gehen. Sie mußte Bäder machen und selbst zusammengesetzte Kräuter einnehmen. Sie war lange krank. Sie hatte keine Krankenkassa. Zum Natterer

Doktor mußte sie heimlich hingehen, da der Dorfarzt der Besitzer des Hauses war, in dem sie ihre Wohnung genommen hatten (I.3, K.1b, 2a, 3b).

Hanni war als junges Mädchen in den Entwicklungsjahren immer wieder krank, deshalb ließ die Mutter sie im Haus helfen. Sie arbeitete daheim nicht so gern. Dem älteren Bruder (der Vater war bereits gestorben) konnte sie nichts recht machen (I.17, K.1a).

Elsa war eine Heilerin. Als ihr Sohn in der Klinik war, riet der Dorfarzt, ihn heimzuzuholen, da er bei ihr schneller gesund würde. So war es auch. Einen Sohn, der sich beim Holzen ein Ohr eingerissen hatte, heilte sie, indem sie das Ohr mit einer feinen Holzplatte am Kopf festschiente. Sie war die rechte Hand des Dorfarztes. Wenn er nicht mehr weiter wußte, holte er sie. Sie hatte die Hand und das Wesen zum Helfen (I.11, K.1a).

Mali brachte ihrer krebserkrankten Mutter (1949) einen gebratenen Gockel und eine Bruthenne. Die Mutter meinte, sie hätte sich ihr Leiden folgendermaßen geholt. Als der Vater (in den 30er Jahren) arbeitslos war, fuhr er nach Südtirol und ließ nichts mehr von sich hören. Sie fuhr dorthin, um nach ihm zu sehen. Am Weg dorthin trank sie ein Glas kalten Wein und verköhlte sich damit das Blut. Von da an bis zu ihrem Tod hatte sie Durchfall. Wahrscheinlich bekam sie den Krebs davon. Den Vater fand sie ohne Geld in einem Gasthaus. Sie mußte ihm von ihrem hart ersparten Geld die Heimfahrt bezahlen (I.1, K.2a).

Luisa, die den Hof nach dem Tod des Mannes jahrzehntelang geführt, ihre Kinder großgezogen hatte und in der Bäuerinnenorganisation arbeitete, erkrankte 1988. Sie ließ sich in der Klinik untersuchen. Es wurde Brustkrebs diagnostiziert. Man ließ sie nicht mehr nach Hause, sie mußte am nächsten Tag operiert werden. Sie wollte heim wegen des alten Schwiegervaters und des Viehs. Der Arzt sagte ihr, daß jetzt nichts so wichtig wäre, wie sie. Sie war in Tränen aufgelöst. Zu Hause herrschte Chaos, das Vieh wurde verkauft. Ein Jahr lang dauerte die Nachbehandlung, jeden Tag mußte sie in die Klinik. Sie war froh, mit sich selbst fertig zu werden. Sie ließ die Landwirtschaft ab und zu "isch ihr darweilalong" (geht ihr die Landwirtschaft ab) (I.15, K.1a).

Elsa hat ein Reflexzonenmassagebrett, das sie regelmäßig verwendet. Sie meint, daß alles mit den Füßen zusammenhängt. Sie hat Probleme mit den Füßen, will nicht im Rollstuhl sitzen und jemandem zur Last fallen. Sie meint, im Alter rinnt das Blut langsamer.

Die Menschen hatten oft Abszesse, Ekzeme, Ausschläge, eitrige Flecken am Kopf. Besonders häufig erzählten meine Interviewpartnerinnen, daß sie oder verwandte, bekannte Frauen "offene Füße" (offene Beine) gehabt hätten. Die ledige Schwester des Vaters von Agnes blieb als Dienstmädchen an dessen Hof (30er, 40er Jahre). Sie war mehr für das Haus, fürs Kochen zuständig, da sie kränklich war. Sie hatte einen offenen Fuß. Eine Geschwulst hatte sich hinein gefressen. Blut und "Oufl" (Ausfluß) kamen heraus, das Bein mußte täglich mit Wasserstoff ausgespült und mit Salbe eingerieben werden. Sie hätte ins Spital müssen, wollte aber nicht. So erklärte sich Agnes bereit, "ihr unztöan" (sie zu pflegen). Sie mußte alles mit der Hand waschen. Heute werden alte Leute oft abgeschoben. Sie tat das gern für die Tante und ist immer noch froh darüber, es getan zu haben (I.9, K.1a). Die Schwiegermutter von Mali hatte offene Füße bis zu den Knien (40er Jahre). Sie wickelte nur einen Fetzen drumherum und arbeitete immer (I.1, K.2b). Eine Tante von Frieda hatte offene Füße. Sie selbst hatte das auch 20 Jahre lang, hatte es von der Tante geerbt. Es blieben Narben zurück. Es juckte, man rieb daran, es kam Wasser heraus. Das frißt weiter, es ist ein Ekzem (I.2, K.1b).

7. Staatliche und ökonomische Institutionen und das Dorf

Die Verbindung von Staat (Landesfürstentum), Kirche und besitzenden Männern, wie sie in den letzten Jahrhunderten, unterstützt durch die Setzung und Verbreitung entsprechender rechtlicher und "moralischer" Normen, zustande kam, beeinflusste mindestens bis zur Hälfte des 20. Jahrhunderts die "Mentalität" der Menschen im Dorf. Diese "Mentalität" war ein Faktor, der die Einbindung der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in staatliche und ökonomische Vernetzungen, nämlich über die mehr oder weniger akzeptierte Verfügungsgewalt von Männern über Besitz und Haushalte, ermöglichte. Das Akzeptieren dieser Verfügungsgewalt wurde den Menschen gesellschaftlich-mentalitätsmäßig und persönlich-emotionell "anerzogen". Die angesprochene "Mentalität" folgte der Norm einer individualisiert-weiblichen "Ehre" (der "sexuellen Reinheit") und einer männlichen "Ehre" der Politik-Fähigkeit (der Kontrollfähigkeit über den besessenen Haushalt, der ökonomischen Mächtigkeit, der Angeschlossenheit an überregionale Zusammenhänge). Die dieser "Mentalität" entsprechend gestalteten menschlichen Beziehungen in der Gemeinde gewährleisteten eine Einbindung der Menschen des Dorfes, ihrer Austauschbeziehungen in überregionale herrschaftliche Vernetzungen.

Der Staat, die zentrale Regierung und überregionale ökonomische Vernetzungen waren und sind auch durch Institutionen mit dem Dorf verknüpft, die nicht, wie die Gemeinde, von Dorfbewohnern verwaltet wurden.

Die Verbindung von lokaler Existenzsicherung mit überregionalen Herrschaften verunmöglichte autarke Existenzen am Ort. Bestimmte dörfliche Konflikte durften (seit dem Mittelalter) nicht mehr ohne staatliche Mitwirkung geregelt werden. Kinder mußten (seit Ende des 18. Jahrhunderts) zur Schule gehen, anstatt als Arbeitskräfte für die Familienwirtschaft zur Verfügung zu stehen. Geld mußte (seit dem Mittelalter) erwirtschaftet werden, um Steuern, Zölle, Mauten zu bezahlen, schließlich auch (spätestens, je nach gesellschaftlicher Schicht, seit dem 19./Anfang des 20. Jahrhunderts), um Kleidung und Nahrungsmittel zu kaufen, die mit der Abwanderung von Arbeitskräften und mit der Spezialisierung der Produktion nicht mehr an den Höfen und in den Betrieben des Dorfes herstellbar waren. "Wehrfähige" Männer mußten (seit es "Tirol" gibt) in Kriege kämpfen. Frauen und Männer mußten (seit es Kriege gibt) sich mit den Konsequenzen der Kriege (wirtschaftlich und emotionell) auseinandersetzen.

Im 16. Jahrhundert fochten Bauern, Bäuerinnen, Handwerker, Gewerbetreibende, Dienstboten, Dienstbotinnen mit Staat und Kirche heftige Konflikte aus. Die Menschen wehrten sich gegen die Durchsetzung immer effektiverer Kontroll- und Disziplinierungsmethoden (z.B. gegen die neue Form der Beichte, die eingeführt wurde, um Protestanten zu "überführen"). Sie wehrten sich gegen rechtliche Regelungen zugunsten der Herrschaften (etwa gegen die Privatisierung von Wald, Gewässern und Land entsprechend Römischen Recht). Sie wehrten sich gegen neue Einschränkungen ihrer wirtschaftlichen Freiheit (etwa durch neue Mauten und Zölle), die Staat und Kirche setzten.

Im Laufe der Jahrhunderte wurden die Menschen an Disziplinierungstechniken, an neue (sich immer wieder verändernde) Besitzstrukturen, Machtkonstellationen, Wirtschaftsweisen und Einschränkungen "gewöhnt".

Manche Personen, Familien und Gebiete profitierten mehr, manche weniger, manche gar nicht von herrschaftlichen Verbindungen und Vernetzungen.

Es entstanden weiterhin Konflikte, etwa mit dem monarchisch-absolutistischen Staat des 18. Jahrhunderts wegen weiterer Einschränkungen der Ausführung von kirchlich-christlich vereinnahmten heidnischen (paganen) Bräuchen und Traditionen. Es kam zu Konflikten mit dem sich liberalisierenden monarchischen Staat des 19. Jahrhunderts, der die in den "Freiheitskriegen" ideologisierte Verbindung Tirols mit "Gott, Kaiser und Vaterland" nicht mehr achtete (und etwa die Tiroler Schützen ihres Sonderstatus berauben und sie in die k.k. Armee eingliedern wollte). Die Durchsetzung der Schulpflicht gegen den Anspruch der Familien auf die Verfügung über die Kinder dauerte vom Ende des 18. Jahrhunderts bis weit in unser Jahrhundert hinein.

Menschengruppen, die in die Autoritätsstruktur als Besitzlose, Abhängige, relativ Rechtlose, "Gehorchende" eingebunden waren, wie Kinder und DienstbotInnen, erhielten sich kleine Territorien des Protests, des exzessiven Auslebens der Wut auf die Herrschaft, wie den Fäsching, den dörflichen Humor, das kindliche "Tickn" (andere Menschen, besonders Erwachsene necken, ihnen Streiche spielen).

Männer lebten ihre Wut über ihre schlechte (ökonomische, familien-ansehensmäßige, dörflich-ehrenhafte) Ausgangsposition für das "nach oben Kommen" häufig als Terror gegen Frau, Kinder und andere im Haushalt lebende Personen aus, oder/und durch ein besonders aggressives Verhalten im Kontext der "Wirtshausöffentlichkeit".

Zu einem umfassenden, auch gewalttätig ausgetragenen Protest, zusammengehalten durch eine "Gegen-Weltanschauung" wie im 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Reformation kam es allerdings nicht mehr. Das Prinzip von "teile und herrsche" griff weitgehend. Die dörflichen Haushaltsbesitzer übernahmen ihre Rolle in der herrschaftlichen Kontrolle der dörflichen Haushalte, der Frauen, Kinder, der DienstbotInnen, der dörflichen Kleinhäusler und GelegenheitsarbeiterInnen und der (armen) Fremden, die ins Dorf zogen.

Staatliche Institutionen, soweit im Zusammenhang des 20. Jahrhunderts in den Interviews von ihnen berichtet wird, erscheinen häufig als Schlichter dörflicher Konflikte, als Hilfe bei der Loslösung aus den Abhängigkeiten in der dörflichen (altersmäßigen, geschlechtlichen und gesellschaftlichen) Hierarchie.

Die Geschichte staatlichen und ökonomischen Einflusses seit dem Mittelalter kann jedoch bei der Einschätzung der Bedeutung des Staates und der Ökonomie im 20. Jahrhundert nicht unbeachtet bleiben. Staat und Ökonomie boten im 20. Jahrhundert "Schlupflöcher" aus konflikthaften Konstellationen, die sie vorher (mit)geschaffen hatten. Sie ersetzten alte durch neue Abhängigkeiten.

Die neuen, teilweise anonymisierten Abhängigkeiten (etwa von Löhnen, Pensionen, Versicherungen) scheinen für viele Menschen leichter zu ertragen zu sein, als die Abhängigkeiten in einer herrschaftsverbundenen, hierarchischen "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung".

Staatliches Recht

Das Kloster Frauenchiemsee bestellte "... einen Richter für seine Güter, der in Axams residierte und die niedere Gerichtsbarkeit ausübte ..." (Tschernikl 1931,2, S. 91). Es gab ein Gerichtshaus in Axams. Die entsprechende Gasse heißt immer noch "Richtergasse".

Im Jahre 1803 wurde das Axamer Pflegegericht aufgelöst und dem Kreis Unterinntal und Landgericht Sonnenburg (das bereits vorher die hohe Gerichtsbarkeit ausübte) unterstellt.

Seit dem Mittelalter wurden die Menschen in Tirol gezwungen, ihre Konflikte, sobald sie öffentlich wurden, staatlich-gerichtlich auszutragen. Die Gerichte "lebten" finanziell davon (Beimrohr 1994, S. 41, 60/61). Gericht und Gemeinde/besitzende Männer waren die wichtigsten Instanzen der alltäglichen staatlichen Herrschaftseinbindung im Dorf.

Ein großer Teil der Quellen zur Tiroler Geschichte der letzten Jahrhunderte geht auf die Aktivität der Gerichte bzw. auf die Regelung von Besitzverhältnissen und Austauschbeziehungen über schriftlich niedergelegte Verträge, Bescheide und Verordnungen zurück, im Zusammenhang der Ausführung und praktischen Auslegung von Gesetzen im Bereich von Entscheidungsfindung und Verwaltung.

Etwa im Zusammenhang mit der Grundentlastung im letzten Jahrhundert wurden Kommissionen (für Axams zuständig: die k.k. Grundlasten-Ablösungs- und Regulierungs-Lokal-Kommission für Oberinntal) eingesetzt, eine Bürokratie war mit der Regelung der neuen Verhältnisse beschäftigt, Dokumente und Akten entstanden. Die gesetzliche Regelung und gerichtliche Überwachung der teilweise komplizierten bäuerlichen Besitzverhältnisse und Nutzungsrechte bewirkten einen ständigen Kontakt zwischen bäuerlicher Gesellschaft und staatlicher Gerichtsbarkeit.

Die gesetzliche Regelung des bäuerlichen Dienstbotenwesens, war auf die Bedürfnisse der Dienstgeber zugeschnitten und bis in die 20er Jahre dieses Jahrhunderts gültig. Sie reflektierte den Einfluß der Besitzbauern, der Gemeindevorsteher auf die staatliche Gesetzgebung. Die Möglichkeiten zur "Gegenwehr", die den DienstbotInnen blieb, bestanden im nach einem Jahr erlaubten Wechsel der Dienststelle, sowie in der Kritik an Bauer und Bäuerin anhand von Normen aus der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung", im Angriff auf den "Ruf".

Neue ökonomisch-gesellschaftliche Erfordernisse veranlaßten den Staat/die Landesregierung seit den 20er Jahren die Ansprüche der bäuerlichen Dienstherren nicht mehr abzuschern.

Neben diesen Regelungen und dem politischen Ehekonsensus war das Heimatrecht, das in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts noch in den Gemeinden beantragt werden mußte, ein weiteres gesetzliches Mittel, über das die jeweils Mächtigen des Dorfes versuchten, das Aussehen und die Zusammensetzung "ihrer Gemeinde" zu bestimmen. In den Axamer Gemeinderatsprotokollen aus den Jahren von 1919 bis 1938 kommen Beschlußfassungen vor, in denen es um Heiraterlaubnis (die letzte 1919) oder um Heimatrechtsansuchen geht.

Die InterviewpartnerInnen erzählten von ihrer Enttäuschung oder ihrem Ärger über Menschen, mit denen sie unmittelbar (über Verwandtschaft oder als Gemeindeautoritäten) in Beziehung standen, die staatliche Regeln zu ihren Gunsten ausnutzen oder manipulieren konnten. Die staatlichen Instanzen selbst wurden weitgehend als "gegeben" angenommen, beansprucht und im Konflikt mit den Menschen, die man kannte, zu Rate gezogen und eingesetzt.

Angestellte mancher Ämter (etwa der Landeslandwirtschaftskammer) waren mit der existentiellen und familiären Situation ihrer Klienten vertraut und bezogen diese Kenntnisse in ihre Beratung oder Hilfestellung ein. In den Interviews kommt die Begegnung mit staatlichem Recht hauptsächlich im Kontext von familiär/verwandtschaftlichen Besitzregelungs- und Erbschaftsangelegenheiten vor.

Die Herkunftsfamilie von Frieda hatte in den 20er Jahren alles verloren: *Der Versuch einen Personentransport zwischen Axams und Innsbruck einzurichten ging schief, da das Auto ausbrannte. Die Schulden blieben. Das Haus (Bauernhof und Laden) brannte ab, der Pfar-*

rer hatte Haus und Grund der Familie gekauft und das Haus abreißen lassen. Nach dem Krieg bekam der Vater über das Gericht Bescheid, daß er die Konzession für den Personentransport immer noch gehabt hätte. Für jeden aus der Familie lag noch Geld bei Gericht, da nach der Zahlung aller Schulden etwas übriggeblieben war. In der Nazizeit bekamen sie einen Brief vom Gericht. Sie hatten Angst. Dabei stand drin, daß sie den Betrag bei Gericht holen könnten, der seit Jahren dort lag. Die Gemeinde hatte davon gewußt, ihnen aber nichts gesagt, da sie den Vater nicht aufkommen lassen wollte (verhindern wollte, daß er sich etwas schuf, erfolgreich war) (I.2, K.1b, 5a).

Beim Schreiben von Testamenten gewährleistete die Einhaltung bestimmter Regeln die Gültigkeit des Dokumentes. Dennoch wurden Testamente angefochten. Ihr Entstehungsprozeß reflektierte familiäre "Erbpolitik". Die Rolle staatlicher Gerichte bei der Regelung von Erbschaftsangelegenheiten kam bereits weiter oben zur Sprache.

Schulpflicht

Nach der staatlichen Einführung der Schulpflicht am Ende des 18. Jahrhunderts, waren die Männer (und auch Frauen) der Kirche in der Lage, eine "Bildungsinfrastruktur" anzubieten. Sie hatten eine Ideologie, eine inhaltliche Verknüpfung des zu unterrichtenden Stoffes anzubieten. Sie verwalteten seit Jahrhunderten (insbesondere geschriebenes) Wissen. Sie hatten seit dem späten Mittelalter begonnen eine schulische Infrastruktur in den Dörfern aufzubauen (in Axams ist eine Schule 1527 zum ersten Mal urkundlich erwähnt). Sie verfügten über Menschen, die als LehrerInnen eingesetzt werden konnten. Sie entwickelten und erprobten seit langer Zeit Disziplinierungstechniken, die bei der Unterrichtung der Kinder angewandt wurden.

Die weltlichen Lehrer, die im letzten Jahrhundert in die Dörfer kamen, verdienten schlecht, waren wirtschaftlich gesehen eher arm, bekamen aber Autorität durch ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, durch die (der dörflichen Welt fremden) Bildungscodes, mit denen sie verbunden waren. Sie übernahmen Funktionen in Gemeinde und Vereinen, die Schriftkenntnisse erforderten (Gemeindesekretär, Schriftführer von Vereinen). Häufig wurden sie als Mesner und Organisten eingesetzt. Von solchen "Nebenjobs" lebten sie im Grunde genommen.

Josef Schönherr z.B., der Vater von Karl Schönherr, verdiente als Lehrer in Axams im Jahr 1866 92,02 Gulden. Als Mesner und Organist erhielt er jährlich 234,54 Gulden (von denen er allerdings 121,74 für Aufwendungen im Mesnerdienst brauchte; Leitner 1984, S. 64).

Der gesellschaftliche Konflikt zwischen konservativ/klerikal und liberal eingestellten Menschen spielte sich auch im Schulbereich ab. Im 20. Jahrhundert verlagerte sich dieser Konflikt auf die Pole christlich-sozial und sozial-demokratisch. Dabei ging es um eine "Verweltlichung" des Unterrichts, um eine Anpassung an die Erfordernisse der neu entstehenden Gesellschaftsform (etwa in Fragen der Koedukation oder des Bedeutungsgewinnes von Fächern, die kirchliche Dogmen in Frage stellen konnten, auf Kosten des Religionsunterrichts).

In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts besuchten die Kinder in Axams eine zweiklassige öffentliche Volksschule. Das Schuljahr dauerte vom 1. Oktober bis zum 15. April (für Bauernkinder). Der Anspruch des Staates auf die schulische Ausbildung (und den späteren beruflichen Einsatz) der Menschen konkurrierte lange Zeit mit dem Anspruch der Familien auf die Arbeitskraft ihrer Kinder.

Mädchen hatten Handarbeiten, dazu existierte kein männliches Pendant. Religion stand auf den Zeugnissen vor den anderen Fächern.⁴⁸

Das Schulgebäude, in dem auch das Altersheim untergebracht war, befand sich im Zentrum des Dorfes. Schule und Altersheim wurden von geistlichen Schwestern betreut.

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde auf Lehrer, die an ihrer religiösen Einstellung festhielten, besonderer Druck ausgeübt. Irma, die in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft als Lehrerin zu arbeiten begann, erzählte, daß die Schule in dieser Zeit ins Politische eingebunden wurde.

Sie machte die Lehrerausbildung, obwohl es hieß, das hätte keinen Sinn, da man fünf Jahre auf eine Posten warten müsse. Ab 1938 wurden Posten frei, da die Männer in den Krieg mußten. Man stellte Frauen früher nicht gern als Lehrer ein. Am Land war es schwierig, da die Bauern mit den 18jährigen Schulabgängerinnen "Fußball spielten", außer sie waren "wehrhaft".

1940 machte sie die Kriegsmatura. Sie trat nicht aus der Kirche aus, war als BDM Führerin in der Musikarbeit tätig und wurde alle paar Wochen strafversetzt. Zum Inspektor sagte sie, sie habe weder Papst noch Führer hängen, sie habe einen individuellen christlichen Glauben. Zu einem Konflikt mit dem Inspektor kam es auch, als ihr Bräutigam vor Stalingrad fiel, und sie nicht wieder versetzt werden wollte, da sie psychisch sehr belastet war. Der Inspektor sagte: "Er hots hinter sich." ("Er hat es hinter sich") und sie: "Miar sein koane Maschinen." ("Wir sind keine Maschinen.") (I.12, K.1a).

Der Vater von Hedi nahm in den 30er Jahren eine Stelle als Lehrer in Natters an. Er war Organist. Es war wichtig, daß ein Lehrer Orgel spielen und den Kirchenchor leiten konnte. 1938 mußte er mit seiner Familie innerhalb von drei Tagen das Schulhaus räumen, weil er kein Nazi war. Eine Stelle in Axams wurde ihm angeboten. Der Kreisleiter verbot ihm, in der Kirche Orgel zu spielen. Er tat es dennoch und wurde dafür schikaniert. Er sollte das Kruzifix in der Klasse entfernen und sagte: "I hun's nit auighängt, i tua's a nit oer." ("Ich habe es nicht aufgehängt, ich nehme es auch nicht herunter.") Ein anderer Schulleiter wurde ihm als Chef vor die Nase gesetzt. Das machte ihn fertig. Er ging 1941 in Pension. 1945 wollte er wieder in den Schuldienst gehen, hatte aber einen Herzanfall und ging mit 43 Jahren endgültig in Pension (I.6, K.1b).

Walter besuchte ein Gymnasium mit Internat in Niederösterreich, da er dort einen Freiplatz bekam und Schulhefte und Essen gratis erhielt. 1938 wurde das Gymnasium in eine nationalsozialistische Erziehungsanstalt umfunktioniert. Die Kinder wurden mit militärischem Drill erzogen. Anfangs wehrten sie sich, da sie tief religiös aufgewachsen waren, aber dann gefiel ihnen die militärische Macht der Nazis, die Panzer und die Flugzeuge, die sie sahen. Der strenge Drill paßte ihm dennoch nicht, und als es dem Vater finanziell besser ging, kam er nach Innsbruck zurück, um dort zur Schule zu gehen. Anschließend besuchte er die LPA und rückte von der siebten Klasse weg in den Krieg ein. Zurück an der LPA, übersprang er eine Klasse und kam gleich in die achte (I.6, K.1a,b).

Seit den 60er/70er Jahren dieses Jahrhunderts nahmen immer mehr Menschen, auch immer mehr Frauen immer längere schulische Ausbildungen in Anspruch.

Das Wachsen des Dorfes und neue Erziehungsnormen ließen die örtliche Schule zu klein werden. 1966 fand die Einweihung der neuen Volksschule am westlichen Dorfrand statt.

⁴⁸Die Fächer bzw. Beurteilungseinheiten waren um die Jahrhundertwende: Sittliches Betragen, Fleiß, Religion, Lesen, Schreiben, Unterrichtssprache, Rechnen, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, Zeichnen, Gesang, Turnen, weibliche Handarbeit.

Seit den 60er Jahren gibt es eine Hauptschule im Dorf (Tiroler Nachrichten 302/1965, S. 3; TT 44/1965, S. 3/4). Seither erfolgten Erweiterungen dieser Schulen, sowie die Errichtung eines Gebäudes zur Unterbringung der Sonderschule.

Im Dorf existierten regelrechte "Lehrerdynastien". Obwohl Lehrerfamilien nicht wohlhabender waren als etwa bessere Bauersfamilien, war es für sie naheliegender, daß ihre Kinder wiederum zur Schule gehen oder studieren sollten. Schulische Ausbildungen waren keine rein ökonomische Frage, sie waren auch eine Frage vorstellbarer Lebensentwürfe, der Kenntnis entsprechender gesellschaftlicher Codes.

Die Interviewpartnerinnen erzählten, daß sie bei ihrem Aufwachsen in den 10er, 20er und 30er Jahren vor und nach der Schule zu Hause arbeiten mußten, daß sie nach Beendigung der Schulpflicht sofort in Dienst gingen und daß sie die Schule oft schon mit ihrem 14. Geburtstag verließen. Töchter wohlhabenderer oder ehrgeiziger Familien wurden in Haushaltungsschulen geschickt, mit dem Ziel sie auf ihre Rolle als Bäuerin bzw. Vorsteherin eines wohlhabenderen Haushaltes vorzubereiten.

In der Schule wurden die Kinder pädagogisch diszipliniert, sie bekamen Normen und Weltbilder beigebracht, mit denen sie zu Hause nicht unbedingt in Berührung kamen. Diese Normen betrafen etwa Hygiene und Sauberkeit, eine bestimmte Form der Sprachlichkeit, des hochsprachlichen Ausdrucks. Der Bildungscode, den LehrerInnen vertraten und weitergaben, beinhaltete diese Normen, gründete sich auf eine Hierarchisierung von Bildungsformen (geistig-künstlerische Bildung und Belesenheit gegen die angebliche "bäuerliche Dummheit und Engstirnigkeit"). Er nahm theoretische Konzepte zur Grundlage der Weltinterpretation, wie etwa das der Vererbungslehre, die mit religiösen Glaubenssätzen konkurrierten, diese aufweichten oder sich mit ihnen vermischten. Die Disziplinierung erfolgte über das Einlernen von Körperbeherrschung und über die Bestrafung der Kinder.

Annemarie ging recht gern zur Schule (10er/20er Jahre). Sie mußte aber ein Jahr wiederholen, weil sie Keuchhusten hatte. Sie war durstig und durfte den Schulraum nicht verlassen, um etwas zu trinken. Vom Doktor bekam sie ein Glas, das sie mit Wasser füllte und in der Schule heimlich unter der Bank trank (I.3, K.3b).

Liesl ging in den 20er Jahren (wie die anderen InterviewpartnerInnen auch) zur (achtjährigen) Volksschule (wenn auch einige danach für ein oder zwei Winter eine Haushaltungsschule besuchten). Die Hauptschule besuchten nur die beiden Töchter eines wohlhabenden Wirtes.

Die Mädchen in der Volksschule wurden von Schulschwestern unterrichtet, die Buben von einem Lehrer. Sie Schulschwester schlug die Kinder nicht, aber der Pfarrer tat es mit dem "Potzsteckn" (Patzstock, "Potzn" nannte man die Schläge mit dem Stock auf den Handrücken der Kinder) (I.16, K.3a).

Paul war ein mittelmäßiger Schüler (in den 20er Jahren). Er hatte den Pfarrer und einen Lehrer, der streng war. Sie waren aber auch Spitzbuben, nagelten den Lehrer an seinem Rock auf der Bank fest. Zur Strafe gab es "Potzn". Der Pfarre schlug ihnen mit seiner Schnupftabakdose auf den Kopf. Vor und nach der Schule mußten Paul und seine Geschwister arbeiten, am Hof und in der Frächtereier. Um 5.00 Uhr früh holten sie die Milch aus dem Nachbarort. Die Buben lernten später Schlosser, die Mädchen besuchten Haushaltungsschulen (I.13, K.1a,b).

Agnes war in der Schule durchschnittlich. Sie hatte geistliche Schwestern und kam mit denen nicht aus, weil sie "buabmorschtig" (wie ein Bub) war (sie wurde immerhin auch als

Hoferbin erzogen und machte mit ihrem Vater zusammen von klein an alle "Männerarbeiten" am Hof). Sie raufte mit anderen Mädchen. Eine, die Klassenaufsicht hatte, schrieb sie öfters auf. Nach der Schule ging es dann "ibaranonder hear" (übereinander her, es wurde gerauft).

Eine Schulschwester zog Agnes einmal am Ohr, daß das Blut spritzte, und stieß sie mit dem Kopf gegen die Tafel - weil sie zum Gebet nicht gleich aufgestanden war. Nach der Schule mußte sie Nachsitzen. Zu Hause sagte man nur: "Du wearsch schon nit gfolg houbn." ("Du wirst eben nicht gehorcht haben."). Heute dürfen die Lehrer die Schüler nicht einmal mehr schief anschauen, meint Agnes. Die Leute brauchen ein bißchen Zucht. Früher war es aber zuviel (I.9, K.1a).

Luisa kam 1936 in die Schule. Sie mußte zwei Mal täglich von Omes nach Axams gehen, da von 8.00 bis 11.00 und von 13.00 bis 15.00 Uhr Schule gehalten wurde. 1945/46 ging sie ein Mal wöchentlich zur Fortbildungsschule. Vor der Schule war der Meßbesuch obligatorisch. Die ersten Bomben fielen, als sich die Kinder gerade am Schulweg befanden. Sie rannten zurück nach Hause. Sie ging nicht gern zur Schule, die Zeit war schlecht. Es gab häufige Lehrerwechsel, Kohleferien, da Holz und Kohle zum Heizen im Winter fehlten. Das Klo war gesprungen (kaputt gegangen), alles war naß. Nach der Volksschule besuchte sie von September bis Dezember die Haushaltungsschule in Zams (I.15, K.1a).

Walter, seit Anfang der 50er Jahre Lehrer im Dorf, erzählte, daß man sich damals freute, wenn man nur 42 Schüler oder sogar weniger in einer Klasse hatte, da das überschaubar war. Die Kinder saßen in drei Reihen mit je sieben Bänken hintereinander. Früher gab es einige nicht schulfreundliche Familien im Dorf. Diese waren auch gegen das Turnen, da die Kinder am Kartoffelacker genug Bewegung hätten (I.6, K.1a).

Für die Interviewpartnerinnen war es wichtig, daß ihre Kinder Lehrausbildungen oder schulische Ausbildungen absolvierten. Sowohl Mädchen als auch Buben sollten durch Ausbildungen in die Lage kommen, sich durch eine Berufstätigkeit zu versorgen. Allerdings war das Konzept von den Männern als "Familienernährern" und den Frauen als "Hausfrauen" und "Zuverdienerinnen" (mit Kindern in der abgeschlossenen Kleinfamilie) soweit in den Köpfen der Menschen verankert, daß die Buben innerhalb einer Familie durchschnittlich zu "höheren" Ausbildungen ermutigt wurden als die Mädchen. Das lag zum Teil auch an den Wünschen und Konzepten der Mädchen selbst. Es kam vor, daß Mütter (aufgrund ihrer Erfahrung, daß sie erwerbstätig sein mußten, und eine Ausbildung ihnen bessere Möglichkeiten eingeräumt hätte) die Töchter dazu anhielten, etwas zu lernen. Die Töchter verzichteten aber auf Ausbildungen oder brachen sie ab, weil sie heiraten und Kinder bekommen wollten. Falls ein Sohn als Erbe eines Hofes erzogen wurde, erachteten manche Väter eine berufliche Ausbildungen ebenfalls oft als überflüssig. Dies veränderte sich wiederum seit den 70er Jahren. Berufliche Ausbildungen sind seither für so gut wie alle Kinder vorgesehen. Die Vorstellung, daß Mädchen einen großen Teil ihres Lebens berufstätig sein werden, bestimmt deren Förderung, wenn dabei auch nicht unbedingt das Konzept "Karriere" die Art der Förderung leitet.

Hanni und ihr Mann hatten ihren ältesten Sohn bereits in der Hauptschule in Innsbruck angemeldet, da der älteste Sohn normalerweise den Hof übernahm. Der Sohn wollte aber ins Gymnasium gehen, und sein Vater war einverstanden. Als er nach vier Jahren aufgeben wollte, brachte Hanni ihn dazu, weiter zu machen. Er studierte später.

Eine Tochter absolvierte eine Lehre als Verkäuferin, die zweite besuchte eine Haushaltungsschule, ließ sie aber nach drei Jahren "wegen der Liebe". Später versuchte diese Tochter die Matura in der Abendschule nachzuholen. Da sie aber tagsüber in einer Bank arbeitete, fragte man sie an ihrem Arbeitsplatz, wann sie denn bei ihrem Kind wäre. So ließ sie die Abendschule wieder.

Der jüngere Sohn besuchte eine kaufmännische Berufsschule (50er/60er Jahre) (I.17, K.1b). Agnes jüngerer Sohn machte die Handelsschule. Sie sagte, er solle etwas lernen, wenn er nicht anderen Leuten den Dreck aufräumen wolle. Er lernte fleißig. Sie mußte ihn oft ausfragen. Er stand manchmal um 5.00 Uhr früh auf und lernte. Der ältere Sohn übernahm den Hof (I.9, K.1b).

Irma wollte (60er Jahre), daß ihre Tochter Säuglingsschwester würde. Sie ließ sie Kurse in Stenografie, Maschinschreiben und Sprachen machen und Klavierunterricht am Konservatorium nehmen. Die Tochter wollte dann aber keine Berufsausbildung absolvieren, sondern heiraten. Sie sagt jetzt, daß ihre Mutter recht hatte. Ihrem älteren Sohn riet Irma die HTL zu besuchen. Er befolgte ihren Rat. Der jüngere Sohn wurde Lehrer (I.12, K.2b).

Landvermessung

In der Neuzeit wurde die Erde in Entsprechung zu naturwissenschaftlichen Wissenscodes eingeteilt und vermessen. Die neue Art der Einteilung von Orten, die neue Art der geographischen Orientierung erforderte eine Abstraktion von der Orientierung anhand der weiter oben beschriebenen kulturell-historischen Geographie. Das Verständnis von Örtlichkeiten in Zusammenhang mit ihrer Geschichte, mit dem menschlichen Austauschgeflecht und mit jahreszyklischen Besonderheiten erhielt Konkurrenz durch die Bestimmung von Orten aus berechenbaren und zusammensetzbaren Komponenten (Längen- und Breitengrad, Bodenbeschaffenheit, Niederschlagsmenge, Einwohnerzahl, ...), wie sie schließlich in den Schulen gelehrt wurde. Vermeßungstechnisch überzogen die Techniker und Naturwissenschaftler die Erde mit einem neuen System der Orientierung. Die Vermeßung ermöglichte eine neue Absteckung und Verhandlung von Besitzansprüchen an Land, Wald, Gewässern und Häusern. Max, der im vermeßungstechnischen Bereich ausgebildet ist und arbeitete, erzählte, daß Tirol in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts katastermäßig aufgenommen wurde. Der Kataster in Axams kam 1883 in Gültigkeit. Schon Kaiser Josef II. leitete die Vermeßung der Monarchie ein. Es war eine Aufgabe für Generationen.

Als Max zur Volksschule ging, hatte Axams ca. 800 Einwohner. Die Volkszählungen von 1981 und 1991 ergaben, daß sich die Gemeinde in diesen zehn Jahren um 32,1% vergrößert hatte. Das ist eine Katastrophe wegen der Infrastruktur. Die Bevölkerungsexplosion seit Mitte der 70er Jahre ist spürbar. Es gibt auf einmal keinen Platz mehr. Fast keine Gemeinde hatte damals in Tirol einen Bebauungsplan. Nach dem Krieg konnte jeder einfach bauen. Erste Bauinstanz war die Bezirkshauptmannschaft. Erst seit ca. 30 Jahren führt der Bürgermeister diese Aufgabe aus. Ein Bürgermeister tut sich leichter, weil er die Leute kennt. Gegen den Bebauungsplan in Axams gab es viele Einsprüche. Schließlich wurde er vom Gemeinderat beschlossen und ist jetzt gültig. Ein Problem ist: wenn Freiland zu Bauland umgewidmet wird, bekommt es den zehnfachen Wert. Jeder will einen Baugrund haben. Da muß gebremst werden (I.7, K.1a).

Im 20. Jahrhundert, vor allem in der zweiten Hälfte, erfolgte eine wahrscheinlich vorher noch nie dagewesene Umrechnung und Umsetzung von Land in Geld. Landbesitz wurde anhand seines Geldwertes eingeschätzt und wegen seines Geldwertes begehrt, nicht mehr wegen seiner Bedeutung in der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" (die von Menschen der jüngeren Generationen gar nicht mehr verstanden wurde), und nicht mehr wegen seines Wertes als Grundlage der Existenz, als Voraussetzung für dörfliche Macht und dörfliches Ansehen.

Im 19. und 20. Jahrhundert wurden Orte verkehrs-, energie- und informationstechnologisch miteinander verbunden. Diese Technologien begleiteten und ermöglichten die politischen und ökonomischen Vernetzungen der Industrie-, der Dienstleistungs- und der Informationsgesellschaft mit den ihnen entsprechenden neuen (und auch alten-wieder aufgewärmten) gesellschaftlichen und globalen Hierarchisierungen und Ausbeutungsbeziehungen.

Der Vater von Annemarie arbeitete als Hilfsarbeiter in den 20er Jahren beim Bau der Karwendelbahn, bei der Mellachverbauung (die Mellach ist der Bach, der aus dem Sellraintal fließt), im Straßenbau, beim Bahnhofsbau und bei der Kabelverlegung für das elektrische Licht (I.3, K.1a,b).

Sepp und sein Bruder betätigten sich (in den 30er Jahren) im Straßenbau im Dorf, neben ihrer Arbeit am Hof des Vaters. Sein Bruder war meist der Chef, der Schreiber. Er hatte eine gute Schrift und war überdurchschnittlich intelligent (I.5, K.2a).

Max besuchte die HTL. Dort erhielt er Unterricht in Hochbau, Tiefbau und in Vermessungskunde. Nach der Matura blieb er 1935 ein Jahr lang arbeitslos. Dann war er in der Landesbaudirektion tätig. Als er in den Krieg einrücken sollte, arbeitete er gerade an der Trassierung einer Straße von Holzleiten nach Nasserreith. Bis zur Fertigstellung des Projektes wurde er vom Militärdienst befreit.

Die Bildung, die Max sich aneignete, unterschied sich sehr von der Bildung der meisten Menschen im Dorf. Als naturwissenschaftlich und humanistisch/aufgeklärt denkender Mensch hatte er eine kirchenkritische Einstellung. *Max glaubt nicht, daß es die Seele als Einzelstück gibt, wie die Religion es behauptet. Materiell ist das Denken an die Gehirnrinde gebunden. Max hält sich an die naturwissenschaftliche Sicht. Sein Neffe, der eine Lehrkanzel für Biologie hat, beeinflusste ihn, er führte ihn bei Bergtouren in die Natur hinein, auch durch seinen Beruf. Er beschäftigte sich mit Geologie (I.7, K.1a,b).*

Geldwirtschaft und Sozialstaat

Geldwirtschaft und Sozialstaat werden in einem Abschnitt gemeinsam behandelt, da die Einbindung in geldwirtschaftliche Zusammenhänge eine Voraussetzung für eine sozialstaatliche Umverteilung bildete. Es wurde bereits erörtert, daß seit dem Mittelalter die herrschaftliche Einforderung von Geldabgaben die bäuerliche Bevölkerung in die Geldwirtschaft nötigte, auch wenn die Eigenversorgung und der lokale Austausch weiterhin auf der Basis der Produktion des Lebensnotwendigen in lokal überschaubaren Zusammenhängen erfolgten.

Spätestens seit der Neuzeit produzierten bäuerliche Haushalte "Waren". Sie pflanzten an, züchteten Tiere und erzeugten Gegenstände und Nahrungsmittel zum Verkauf im Dorf, in der Stadt, auf den Märkten, sogar zum "Export". An die Herrschaften hatten sie (teilweise oder zeitweise an Unternehmer verpachtete) Abgaben, Zehente, Zölle, Mauten, Wegegelder, Gerichtskosten und Steuern zu bezahlen. *Die Eltern von Anna hatten zu Beginn dieses Jahr-*

hunderts eine Maut in Kematen gepachtet, bevor sie ihren Hof in Tanneben kauften (I.14, K.1a).

Das an Herrschaften, Staat und Kirche bezahlte Geld kam den Menschen teilweise wieder zugute, etwa zur Finanzierung dörflicher Infrastruktur, bei Fürsorgeleistungen und später bei der staatlichen Umverteilung (dem "sozialen Ausgleich").

Im 19. Jahrhundert trugen sehr viele Bauern hohe Schuldenlasten (durch den "Ausfall" des blüherlichen Nebengewerbes, durch aufgenommene Hypotheken, durch die Grundentlastung, durch die Auszahlung von Miterben, durch Mißwirtschaft). Gläubiger im Ort waren etwa wohlhabendere Wirte oder Bauern und die Kirche. Die Wirte verlangten von den verschuldeten Bauern unter anderem Robottleistungen.

1901 wurde in Axams die Raiffeisenkassa gegründet. Als Obmann wählte man den damaligen Pfarrer. Als Vorstandsmitglieder scheinen wiederum wohlhabendere Wirte und Bauern auf (Leitner 1984, S. 30, 138/39).

Die besitzenden Bauern konnten durch den Verkauf von Vieh, Holz, Eiern, Gemüse, Obst und durch die zeitweise Erwerbsarbeit von Familienmitgliedern Bargeld erwerben.

Bereits in der Zeit des Vormärz wurden obrigkeitlich geförderte Versicherungen und Sparvereine initiiert (Riedmann 1982, S. 208). In Axams erzählen die Menschen von einem Sparverein Ende der 20er und in den 30er Jahren, den sowohl besitzende Bauern als auch besitzlose Familien in Anspruch nahmen. Dieser Sparverein wurde in eine landwirtschaftliche Bezugs- und Absatzgenossenschaft (BAG) umgewandelt. Während des "Baubooms" entwickelte sich die BAG zum führenden Baumarkt. Sie arbeitete erfolgreich, konnte aber schließlich der wachsenden Konkurrenz nicht standhalten. Es erfolgte in den 80er Jahren die Übernahme durch den Raiffeisen-Warenverband (Axamer Zeitung Nr.51/1987, S. 14).

Die Menschen versuchten, sich durch Einkaufsgenossenschaften die Existenzsicherung zu erleichtern, sie sparten, sie versicherten sich auf die eine oder andere Weise. Sie nahmen Kredite auf, um sich eine Existenz zu schaffen. Sie suchten Erwerbsarbeiten, um Geld zu verdienen. Sie brauchten Geld für Mieten, Nahrung, Kleidung. Der Anschluß an das Stromnetz in den 20er Jahren brachte vierteljährliche Strom- und Grundgebührenrechnungen mit sich. Um Lebensmittel vom Sparverein oder von der landwirtschaftlichen Bezugs- und Absatzgenossenschaft zu bekommen, mußte Geld eingezahlt werden.

Die Frage nach der Beschaffung und Verwendung von Geld erweist sich in den meisten Erzählungen wiederum als die Frage nach dem Aufbau und der Sicherung der Existenz in der Familie, im Haushalt, in überschaubaren Austauschgeflechten. Staatlicherseits an die Menschen gestellte Forderungen mußten erfüllt werden. Möglichkeiten der Existenzsicherung, die (Sozial)Staat und Ökonomie boten, wurden angenommen und in das Bemühen um die familiäre Existenz einbezogen.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts bedeutete einen über die unmittelbare Existenzsicherung hinausgehenden "Wohlstandes" aufzubauen, gleichzeitig auch dörfliches Ansehen und dörfliche Macht zu besitzen. Seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts heißt Wohlstand immer mehr, eine "Karriere" zu vollziehen, die zum Teil noch im dörflichen Kontext verankert bleibt, die zum Teil aber über das Dörfliche hinausführen. "Wohlstand" streben die Menschen nun an, um am gesellschaftlichen ("Luxus"-)Konsum teilzuhaben und

um Zugang zu finden zu den neuen Codes, die die Existenzsicherung in der modernen Gesellschaft ermöglichen oder erleichtern (durch Bildung etwa).⁴⁹

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigen die meisten Menschen im Dorf das Bestreben, sich ein Haus zu bauen, das Haus der Eltern um-, an das Haus dran- oder draufzubauen oder sich eine Eigentumswohnung zu kaufen. In die Wohnraumbeschaffung flossen und fließen Geld, Energie und Hoffnungen der Menschen.

Existenzsicherung funktioniert inzwischen zu einem großen Teil über einen Eintausch von Dingen oder Dienstleistungen gegen Geld. Die Möglichkeit der Existenzsicherung über unmittelbar überschaubare Produktions- und Austauschzusammenhänge besteht nur mehr eingeschränkt. Sie besteht im "Schatten" der Geldwirtschaft und bildet dennoch immer noch deren Voraussetzung. Die direkten, überschaubaren Austauschbeziehungen bilden das Fundament der verallgemeinerten Geldökonomie.

Die Mutter von Annemarie versuchte sich und ihre Kinder, nachdem ihr Mann in den Ersten Weltkrieg einrücken mußte, über eine Versicherung beim k.k.österreichischen Militär-Witwen und Waisenfond abzuschließen. Nach dem Krieg war das so angesparte Geld durch die Geldentwertung verloren. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einer Geldentwertung. Pro Kopf konnte eine bestimmte Summe im Verhältnis eins zu eins (Schilling gegen Mark) gewechselt werden (I.3, K.1a).

Die Mutter von Mali brauchte (20er/30er Jahre) Geld für die Steuern auf den Hof. Die Kinder mußten ihren Verdienst dafür abgeben. Essen und Kleidung wurden großteils am Hof selbst hergestellt, Kleiderstoff bekamen die Kinder zum "Gottpack".

Die Leute waren bei großen Bauern verschuldet und mußten ihre Schulden abarbeiten. Sie verschuldeten sich bei Banken, um Anschaffungen zu tätigen. Die Zinsen waren kaum bezahlbar. Große Bauern übernahmen Bürgschaften. Die Mutter mußte den Hof einmal fast versteigern. Ein Bauer übernahm glücklicherweise eine Bürgschaft für sie. Es kam oft vor, daß Menschen "aufhausten" (um Haus und Hof kamen) wegen übernommener Bürgschaften. Der Vater gab Notstandshilfe und Arbeitslosengeld, die er bezog (er hatte als Zimmermann gearbeitet), für seine Wirtshausbesuche aus, ebenso die kleine Pension, die er schließlich erhielt. Malis Bruder erbte zu Hause Schulden, so wie Mali und ihr Mann an dessen Hof. Ihr Bruder verkaufte den Grund, der zum Hof gehörte.

Zu Beginn brauchten Mali und ihr Mann jeden Groschen Geld zur Schuldentrückzahlung, dann zur Renovierung des Hauses. Ihr Mann arbeitete bei einer Firma. Es gab regelmäßige Streit, weil er Geld fürs Wirtshaus verwenden wollte. Einmal mußte Mali auf die Kinderbeihilfe am Monatsende warten, um wieder Geld zu haben. Jetzt in der Pension gibt Mali aus, was sie hat oder auch nicht. Sie braucht nicht viel Geld, da sie es gewohnt ist, sparsam zu leben. Mali hat alles mit eigener Kraft erarbeitet. Die Kinder baten sie um "a Fleckerl" (ein Stück Grund) zum Bauen. Früher konnten die Leute auch für viel Geld nicht bauen, deshalb war man als Bauer mit Grund "nichts". Als sie heiratete, sagten die Leute zu ihr, sie würden "des olte Graffl" (das alte Zeug, den Hof, in den sie einheiratete) nicht wollen. Heute sagen sie, sie hätte "leicht tun", da sie Grund hätte. Heute verkaufen die großen Bauern viel Grund. Für das Geld kaufen sie große Traktoren "zun Augeign" (zum Angeben). Von der Arbeit allein ist das nicht möglich (I.1, K.1a,b, 2a,b).

⁴⁹Der Zugang zu neuen Codes, der Anschluß an neue Netze war unter anderem durch Geld zu erreichen - außer Institutionen vergaben "Gratisplätze" zur Rekrutierung von Nachwuchs, etwa zur Ausbildung von Jungpriestern oder Lehrern; oder der Sozialstaat bemühte sich um die Verringerung ökonomischer Hürden für "sozial schlechter Gestellte".

Bauern und Wirte investieren in Technologien, Luxuskonsum, Hausum- und -ausbauten auf Kosten der "Substanz" des Besitzes. Daraus ergibt sich eine schnell vor sich gehende Neuverteilung des Besitzes und die Ausbeutung dieses Besitzes (vor allem des Landes) für schnellen Gelderwerb durch die alten und die neuen Besitzer. Die mit dem Geld erworbenen Dinge, das durch Geld erworbene gesellschaftliche Ansehen sind oft "wie gewonnen, so zerronnen".

Hedi und Walter bauten in den 50er Jahren ihr Haus. Der Grund kostete damals 26 Schilling pro Quadratmeter. Sie zahlten 5.000 Schilling an Löhnen, inklusive der Jausen. Sie liebten bei zwei Banken Geld, das sie innerhalb von drei Jahren zurückzahlen mußten. Der Großteil ihrer beiden Löhne ging dafür auf. Die Mutter von Hedi, die bei ihnen lebte, unterstützte sie finanziell. Das einzige, was sie sich immer noch leisteten, war das Rauchen.

Als sie das Geld abgezahlt hatten, nahmen sie einen weiteren Kredit für den Bau von Fremdenzimmern auf. Alle Schulden waren bald zurückgezahlt. Hedi gab ihre Erwerbsarbeit auf und kümmerte sich um die Gäste. Damit verdiente sie genausogut (I.6, K.1a,b).

Die Dienstmoten am Herkunftshof von Liesl waren in den 30er Jahren bereits pensionsversichert. Sie selbst war auch versichert, als sie dort arbeitete, obwohl das bei den Kindern in dieser Zeit sonst nirgends der Fall war. Als Liesl und ihr Mann am Hof des Schwiegervaters arbeiteten (seit den 50er Jahren) ließ sie sich wegen der Kinder über ihre Erwerbstätigkeit als Putzfrau freiwillig versichern. Der Schwiegervater selbst wollte keine Rente vom Staat. Er bevorzugte es, als offizieller Hofbesitzer durch die Verweigerung der Hofübergabe vor seinem Tod, andere für sich arbeiten zu lassen und davon zu leben (I.16, K.1b, 3a).

Sepp, der den Hof von seinem Vater übernommen hatte, nahm Ende der 60er Jahre eine körperlich schwere Nebenerwerbsarbeit an, um mit seiner Familie versichert zu sein. Sein Vater wollte das nicht, (wollte, daß er Vollerwerbsbauer blieb,) aber Sepp ließ sich nicht davon abhalten, um mit seiner Familie versichert zu sein (I.5, K.1a).

Der ältere Sohn von Agnes ist Vollerwerbsbauer. Er lebt sehr bescheiden, raucht und trinkt nicht und geht nirgends hin. Das würde es auch "nicht tragen" (das wäre mit dem Einkommen eines Bauern nicht zu finanzieren) (I.9, K.1b).

Tourismus

Zu einem der wichtigsten ökonomischen Faktoren wurde in Tirol insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Fremdenverkehr aufgebaut.

Seit dem 19. Jahrhundert nahmen Bauern Sommerfrischler aus der Stadt als Nebenerwerbsquelle bei sich auf. *Anna erzählte, daß Anfang dieses Jahrhunderts Sommerfrischler aus Innsbruck an den Hof ihrer Eltern in Tanneben kamen. Die Sommerfrischler konnten spazierengehen, während sie zu Hause arbeiten mußten. Eine dieser Sommerfrischlerinnen wurde die Firmpatin von Anna (I.14, K.1a).*

In Axams hielten sich in den 20er/30er Jahren bereits Urlauber aus Deutschland auf, die sich etwa beim Wirt einquartierten, bei dem Annemarie und Frieda für einige Zeit arbeiteten.

1928 erfolgte die Gründung des Skiclubs, der bei der Forcierung des Fremdenverkehrs in Axams eine wesentliche Rolle spielte. In den 50er und 60er Jahren entwickelte er sich zum zahlenmäßig stärksten Verein im Tiroler Skiverband. Der Obmann des Vereins, von den 50er Jahren bis Anfang der 70er Jahre, betätigte sich auch im Wirtschaftsbund und wurde in den 70er Jahren Bürgermeister des Ortes.

Seit den 40er Jahren kam die Erschließung der Lizum ins Gespräch. 1952 auf einer Versammlung des Skiclubs kam der Plan auf den Tisch, Teile der WM 1960 dort auszutragen. Ein Ausschuß für die Vorarbeiten wurde gebildet, bestehend aus Gemeinde-, Verkehrsvereins- und Skiclubmitgliedern (TT Nr. 84/1952, S. 4). 1957 wurde ein Skilift auf den Osterberg gebaut (Tiroler Nachrichten Nr. 13/1957, S. 3). 1960 erfolgte die Gründung der AG "Skizirkus Hoadl". Die Menschen im Dorf brachten Geld, Arbeitsschichten und Naturalien in der Höhe von 70.000,- Schilling auf (die Gemeinde, der Verkehrsverein, die Raiffeisenkassa, der Sennereiverband, die Agrargenossenschaft, die Gewerbetreibenden und einzelne Menschen). Die Gründe in der Lizum sollten bis einschließlich der olympischen Spiele kostenlos zur Verfügung stehen. Gründe für den Bau der Straße in die Lizum wurden der Stadt Innsbruck kostenlos überlassen.

1963 übernahm, nach der Auflösung der AG "Skizirkus Hoadl", die Axamer Lizum Aufschließungs AG (bestehend aus Bund, Land Tirol, Stadtgemeinde Innsbruck, den vier Gemeinden des westlichen Mittelgebirges als Aktionären) die entsprechenden Aufgaben.

Die Abhaltung von Wettbewerben der olympischen Spiele 1964 machten Axams bekannt. Für die Spiele war ein Landgasthof zum Sporthotel umgebaut worden, ansonsten standen es Zimmer bei Privatvermietern zur Verfügung. 1963 verzeichnete der Ort 15.600 Nächtigungen, vor allem von deutschen Sommergästen (TT Nr. 44/1964, S. 3/4). Zur Unterhaltung der Gäste ließen sich die Verantwortlichen einiges einfallen. 1969 fanden Heimatabende und Gästeehrungen statt (Tiroler Nachrichten Nr. 157/1969, S. 4). Hotels wurden in den 60er, 70er und 80er Jahren gebaut und umgebaut. Für die olympischen Winterspiele 1976 erfolgten der Ausbau der Straße von Kematen nach Axams, sowie der Bau einer Standseilbahn auf den "Hoadl" in der Lizum. 1977 wurde ein Freizeitzentrum (Hallenbad, Liegewiese, Sauna, Café) eröffnet.

Seit den 90er Jahren gehen die Übernachtungszahlen und geht die Anzahl von Privatbetten und Pensionen zurück, was den Gemeinde- und Fremdenverkehrsverantwortlichen Sorgen macht.

1990 übernahm ein Privatunternehmer 88% der Aktien der Lizum Aufschließungs AG, der somit den großen Teil der Gewinne einnimmt und die Organisation bestimmt.

Der Großteil der einst gemeinschaftlich von Dorfbewohnern gesetzten wirtschaftlichen Initiativen wie die Raiffeisengenossenschaft, die BAG und eben der "Skizirkus Hoadl" ging in die Hände von Banken und Privatunternehmern mit Aktienmehrheit über.

Was die Gäste in früheren Zeiten zum Essen bekamen, unterschied sich von der Kost der DorfbewohnerInnen. Den Gästen mußte etwas geboten werden. Sie, die "besseren Leute", genossen den Urlaub, die Menschen im Dorf lebten ihren Alltag.

Annemarie arbeitete (in den 20er Jahren) bei einem Wirt in Axams. Es kamen viele "gute Leute" (reiche Leute) dorthin. Für die Gäste bereiteten sie "Himmelspeise", eine rosarote Nachspeise zu. Im Keller schlug Annemarie dafür mit der Hand den frischen Rahm. Die Masse kam in ein Kupferreindl, das kleine Formen beinhaltete, aus denen sie anschließend herausgestürzt wurde. Biskotten wurden drumherum gelegt. Außerdem fertigte sie richtigen, in Dampf gekochten Pudding an. Sie brauchte dafür 30 Eier. Die Eier mußten locker bleiben und durften nicht zusammenfallen, wenn sie Scheiben vom Pudding schnitt. Von Bauern kaufte die Wirtin junge Hühner, die Annemarie köpfen mußte. In Grinzens kaufte sie Forellen, die Annemarie knickte. In der Küche wurde auch das Essen für die landwirtschaftlichen

DienstbotInnen zubereitet. Außerdem wurde Annemarie beim Putzen, Waschen und notfalls auch am Hof eingesetzt (I.3, K.2a).

Frieda arbeitete beim selben Wirt als Bedienung, sie flickte und wusch dort. Im Sommer wohnten Gäste im Wirtshaus. Bis zu ihrer Heirat verdiente sie ihr Geld im Gastgewerbe, hauptsächlich als Kellnerin. Sie nahm (in den 20er und 30er Jahren) Stellen in Seefeld, Scharnitz, Innsbruck, Fulpmes, Mieders, Bad Wiessee und Tegernsee an. Als Kellnerin konnte sie relativ gut verdienen. 10% Umsatzbeteiligung waren üblich. In der Übergangszeit bekamen arbeitslose KellnerInnen 40 Schilling, die allerdings aufgingen für die Krankenkasse, die man selber bezahlen mußte (I.2, K.1a).

1948 gestaltete der Mann von Irma eine Dorfausstellung im Feuerwehrhaus. Dafür fertigte er ein tischgroßes Relief an, das die Lizum darstellte und eine damals noch nicht bestehende Straße oder Bahn, die in die Lizum führen sollte. Das Gebiet war schön und gut für den Tourismus. Der Plan wurde erst 1964 umgesetzt. Die Ideen ihres Mannes waren "spinnert", er war seine Zeit voraus (I.12, K.1a).

Walter betätigte sich seit 1953, gleich nachdem er als Lehrer nach Axams kam, als ehrenamtlicher Skiclubschifführer. Der Obmann des Vereins bemühte sich, Axams bekannt zu machen, etwa durch Berichte in Zeitungen, wenn Rennen stattfanden, oder durch die Bemühung, Austragungsort für die olympischen Spiele zu werden.

Über den Skiclub und Wirtschaftsbund kam der Obmann in den Gemeinderat, wurde Vizebürgermeister und schließlich Bürgermeister. Er wollte einen wirtschaftlichen Aufschwung für Axams. Er dachte, der Wohlstand steige mit der Bevölkerungszahl. Viele landwirtschaftliche Gründe wurden in Baugründe umgewidmet (I.6, K.1a). Nach dem Bau ihres Hauses im Jahr 1957 richteten Walter und Hedi zwei Fremdenzimmer ein. Hedi blieb daheim. Sie verdiente mit den Gästen genauso gut wie mit ihrer Arbeit als Sekretärin, und war außerdem beim Skiclub tätig. Ab 1961 übernahm sie ehrenamtlich die Buchhaltung für ein Hotel, was viel Arbeit bereitete. In ihrem Haus hatten sie Gäste aus allen Erdteilen. Das fanden sie sehr interessant. Später brauchten sie das Geld nicht mehr und nahmen nur mehr Gäste, während sie auf Urlaub fuhren, damit die Mutter von Hedi nicht allein war. Die Gäste nahmen die Mutter auf Ausflüge mit. Heute wollen sie keine Gäste mehr im Haus. Man gewöhnt sich an das Alleinsein und an die Ruhe. Als sie Gäste hatten, trauten sie sich kaum, sich zu rühren, solange die Gäste schliefen. Hedi mußte morgens um die Semmeln laufen. Das ginge heute gar nicht mehr im Winter, wenn die Straße vereist ist. Manchmal hatten sie so viele Gäste, daß die Mutter inzwischen am Dachboden schlief (I.6, K.1b).

Mediale Vernetzung

Die Schrift bzw. die Verbreitung geschriebener Inhalte eröffnete eine neue Phase der Vernetzung des Denkens von Menschen, insbesondere seit der Erfindung des Buchdruckes. Zuvor war der Zugang zu den mit Schriftkenntnis verbundenen Bildungscodes nur wenigen Menschen möglich. Die "Alphabetisierung" der Menschen sorgte für die Verbreitung disziplinierender Inhalte und allgemeiner Normen in Anstands- und Benimmbücher, in Gebetbüchern, in Zeitungen und Zeitschriften.

Die Schriftlichkeit bildete eine Voraussetzung für die Konstruktion des staatlich-gesetzlichen Normensystems und für dessen Verwaltung. Die Schriftlichkeit und die Organisation "effektiver" Verkehrsverbindungen ermöglichten eine neue Kommunikationsweise zwischen voneinander entfernten Personen, Gruppen, Institutionen durch die Postkarte, den

Brief die schriftliche Botschaft, die schriftliche Anweisung, den schriftlichen Befehl. Regelmäßige Postdienste im Interesse der habsburgischen Großreichsbildung wurden unter Maximilian I. 1490 von Innsbruck in die Niederlande, nach Mailand und Wien eingerichtet. (Nach italienischem Muster: in Italien war man schon länger mit kommunikations- und verkehrstechnischen Innovationen im Zusammenhang einer "modernen Finanz- und Handelswelt" beschäftigt).

Seit dem 16. Jahrhundert erhielten "Privatpersonen" die Möglichkeit, ihre Briefe und Pakete befördern zu lassen. Der staatliche Postdienst kämpfte gegen Fuhrleute und Reisende, die ebenfalls Briefe mitnahmen, durch die Einforderung von Strafgeldern.

Wagen-Postkurse existieren es seit dem 18. Jahrhundert, den Telegraf seit 1850, das Telefon seit 1890 (Stolz 1953, S. 260 ff.).

Max erzählte, daß es in den 20er Jahren in Axams ein Postamt gab. Der Vater eines Bauern holte die Post aus Kematen. Wenn es viel Post gab, nahm er dazu Wagen und Pferd (I.7, K.1a). Frieda trug als Kind mit 14 Jahren nach der Schule um 15.00 Uhr die Post aus (in den 20er Jahren). Daher weiß sie viele Adressen. Das Postamt war in einem zum Wirtshaus gehörigen Gebäude untergebracht. Mittwochs erschien die Bauernzeitung, donnerstags den Volksbote. Den Volksboten bezog fast jedes Haus, die Tageszeitung nur sechs Häuser (zwei Wirte, eine Bäckerei, ein Geschäft, der Pfarrer und ein Mann). In die abgelegenen Ortsteile nahmen Kinder, die dort wohnten, nach der Schule die Post mit. Nur wenige Leute bekamen Pensionen. In dieser Zeit führte ein Postmeister die Amtsgeschäfte. Eine Wirtstochter trat später an seine Stelle. Die Post aus Kematen holte eine Frau, später der oben erwähnte Vater eines Bauern. Dessen Tochter trug die Post schließlich aus. Seit 1926 brachte das Postauto die Post ins Dorf (I.2, K.3a).

Mali bekam immer wieder Briefe von ihrer Mutter an ihre Dienststellen, in denen sie etwa schrieb, daß Mali in ihren Briefen nicht zuviel sagen solle, da ihre Nazichefin gefährlich wäre; daß sie eine Patenschaft übernehmen müsse; daß eine Bekannte im Dorf keinen Posten hätte, und sie sich darum kümmern solle (I.2, K.3b). Der Vater von Annemarie schrieb aus dem Ersten Weltkrieg viele Postkarten. Die Menschen schrieben sich Namenstagskarten. Annemarie vertrat (in den 30er Jahren) den oben erwähnten Vater des Bauern als Postausträgerin, wenn dieser Urlaub nahm. Wenn Annemaries Schwester, die in eine Innsbrucker Metzgerei eingeheiratet hatte, die Hilfe von Annemarie im Betrieb brauchte (in den 30er Jahren), rief sie in der Post an. Die Leute von der Post richteten es aus (I.3, K.1a, 3a,b).

Eine nächste medientechnologische "Revolution" nach der Erfindung des Buchdrucks, eine neue Phase der Kommunikation und der Verbreitung von abstrahierten Inhalten, leitete die "Entdeckung" der Elektrizität ein, die sich durchsetzende Vorstellung, daß Teilchen oder Wellen sich zielgerichtet bewegen und (akustische, optische) Informationen transportieren können.

Eine Firma baute zu Beginn dieses Jahrhunderts kleine Elektrizitätswerke in den Dörfern. Der Vater von Walter arbeitete als Maschinenbauingenieur für diese Firma (I.6, K.1b).

Seit den 20er/30er Jahren des 20. Jahrhunderts statteten die Haushalte sich mit Radios aus, seit den 50er/60er Jahren mit Fernsehgeräten. Zwischen 1946 und 1985 vervierfachten sich die Rundfunkbewilligungen in Tirol, 1984 besaßen 84% der Tiroler Haushalte ein Fernsehgerät (Nussbaumer 1992, S. 180/81).

Der Staat (zumindest der österreichische) bemühte sich um eine Monopolisierung und Zentralisierung dieser Technologien (Verstaatlichung der Post/des Telefons; zeitweise Kontrolle

und Zensur von Büchern, Zeitschriften, Zeitungen; staatliche Selbstdarstellung im Kino; Verstaatlichung des Rundfunks und des Fernsehens). Dies gewährleistete eine gewisse Kontrolle über die verbreiteten Inhalte und die Abschöpfung von damit zu verdienendem Geld.

Das Kino gewöhnte die Menschen an eine neue Art von Vorstellung, von Abstraktion. Die filmisch-bildlich vermittelten Normen erforderten keine Denkabstraktionsleistung wie die Schrift. Sie gingen "direkt" in die Menschen über.

Elsa kam ab und zu ins Kino, als sie in Nordtirol arbeitete. Sie sah am liebsten Heimatfilme (z.B. "Die goldene Stadt" - ein Mädchen kommt vom Land in die Stadt, wird schwanger und geht zum Schluß ins Moor) oder Filme mit Hans Moser. Später gab es Hetzfilme gegen Juden, wie "Der ewige Jud" (I.10, K.2b). Anna ging mit einer Bekannten in Innsbruck ins Kino. Fernseh schauen mag sie nicht. Sie liest Zeitungen und Bücher. Lesen ist seit ihrer Kindheit ihr Hobby (I.14, K.1a,b).

1964 wies Axams 80 TV-Geräte auf (bei 350 Häusern; TT Nr. 44/1964, S. 34).

Zu Beginn gestaltete sich das Fernsehschauen im Dorf noch als ein gesellschaftliches Ereignis in der Tradition des abendlichen Zusammenkommens und sich Unterhaltens der Familien, von Nachbarn und Bekannten. Mit der Zeit unterstützte diese Art der "Freizeitbeschäftigung" eine Abschottung der Haushalte voneinander, eine Vereinzelung der "Individuen" vor dem Fernseher eine Ersetzung der familiären, verwandtschaftlichen, nachbarschaftlichen, dörflichen abendlichen Kommunikation, des "Hoangarscht" am Feierabend. *Die Tochter von Annemarie erinnert sich, daß sie seit Ende der 50er Jahre zum Nachbarn zum Fernsehschauen gingen. Dort "saß die Stube voller Leute". Nach ihrer Heirat (1965) besuchte sie mit ihrem Mann einige Male einen Verwandten der Familie des Mannes (wenn die Löwinger Bühne spielte). Zu Beginn ihrer Ehe schaute sie bei ihren Eltern fern, die damals bereits ein Gerät besaßen, bis der Vater ihres Mannes eines anschaffte.*

Der Sohn von Liesl bekam von seinem Onkel das Erbe des Hofes in Aussicht gestellt, wenn er bei ihm leben und arbeiten würde. Als Liesl einmal zu Besuch kam, hörte ihr Sohn gerade in der Küche Radio. Sie fragte ihren Schwager, ob er nicht einen zweiten Diwan für ihren Sohn in die Küche stellen und ein Fernsehgerät anschaffen könnte. Dieser verneinte. Ein Freund des Sohnes holte bei einem Bauern Milch, der Sohn kam immer wieder mit. Dieser Bauer kochte Huhn für die Burschen und sie konnten bei ihm Fernsehschauen. Dabei wurde es 10.00 Uhr abends. Wenn er morgens dann zwei Mal vom Onkel geweckt werden mußte "ging das Theater wieder los" (schimpfte und tobte der Onkel wieder) (I.16, K.1b).

Hanni handarbeitete außerhalb der Geschäftszeiten in der Stube. Ihre Töchter waren bei ihr und unterhielten sich mit ihr. Es war netter als heute mit dem Fernseher (I.17, K.1b).

Irma meint, daß früher viel mehr Familienleben bestand als heute - durch die Medien bedingt. Der Fernseher zerstört die Familie. Sport und Fernsehen beherrschen die Freizeit. Wer nicht mit der Familie sportelt, hat niemanden mehr (I.12, K.1b).

Die medial vermittelten Bilder bzw. Inhalte haben die Eigenschaft, "süchtig" zu machen. Es entwickelt sich ein "Zwang" zur wiederholten Einverleibung der ständig nach denselben Mustern ablaufenden vorgeführten Handlungen.

Die Erfindung des Computers (einer Speicher- und Kommunikationstechnologie) leitete die Konstruktion einer "Informationsgesellschaft" ein. Diese Technologie nimmt allerdings auf die Erfahrungswelt der Menschen in Axams, die in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts geboren wurden, wenig direkten/verbalisierten Einfluß (obwohl die Verwal-

tung des Staates, von Bank- und Versicherungsangelegenheiten usw. immer mehr informativ-technisch geregelt ist und viele ihrer Enkelkinder in diesem Bereich berufstätig sind und sein werden).

Krieg

Die Frontstellung in den 30er Jahren

Die Heimatwehr, die in den 20er Jahren entstand, rekrutierte sich aus dem ländlichen und städtischen Kleinbürgertum und ehemaligen habsburgischen Offizieren, wurde von Tiroler Großkapitalisten finanziert und mitgetragen, war verbunden mit der Landesregierung und erhielt Zuwendungen aus dem Landesbudget (Mayr 1987, S. 53/54).

Benno Erhard interpretiert die Entstehung der Heimatwehr auf dem Hintergrund des Zusammenbruchs der Nord-Südtirol Anschlussbewegung. Der Zusammenbruch führte zu einer Loyalitätskrise, der mit einer Verschiebung des Konfliktes durch Antisozialismus und Antisemitismus begegnet wurde. Die antisozialistische Propaganda lenkte auch ab von Interessensgegensätzen innerhalb des Tiroler Bauernbundes: zwischen dem Tiroler Bauernbund und dem Tiroler Jungbauernbund. Die "Gemäßigten", die das gemeinsame Ziel "... einer Reorganisation von Staat und Gesellschaft nach dem berufsständischen Leitbild ..." (Erhard 1981, S. 194) auf legislativem Weg erreichen wollten und nicht mit Waffengewalt, behielten schließlich 1934 die Oberhand und bekundeten ihre Loyalität gegenüber Dollfuß. Bis Anfang 1936 wurde die Heimatwehr entwapnet und der Tiroler Jungbauernbund aufgelöst (Erhard 1981, S. 186 ff.).

Die politischen dörflichen Erfahrungen der 30er Jahre sind schwer zu erfragen. In dieser Zeit bestand eine Frontlinie zwischen "Heimatwehrlern" und illegalen NationalsozialistInnen, nicht so sehr zwischen Heimatwehrlern und SozialdemokratInnen. Brüche verliefen zwischen Nachbarn, Bekannten, Freunden und innerhalb von Familien. Wie sich die Menschen in dieser Zeit verhielten, was sie einander antaten, aktiv oder durch ein "Wegschauen", hat die Kultur der gegenseitigen Verpflichtungen in den existentiellen Austauschgeflechten sehr in Frage gestellt. Nach den Erfahrungen mit der Beteiligung der Menschen des Dorfes an den Vernetzungen von Austrofaschismus und Nationalsozialismus fiel es schwer die "Dinge wieder ins Lot zu bringen", eine Harmonie in der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" wieder herzustellen. Die Menschen waren verletzt, enttäuscht, wütend, krank, sie fühlten sich schuldig. Die Verdrängung des Geschehenen geriet zu einem wichtiger Motor des "Wiederaufbaus", des "Wirtschaftswunders".

In den 20er Jahren, so erzählte Max, fand man sich mit dem harten Schicksal ab. Es gab Konservative, Nachmonarchisten und Sozialisten. Die Sozialisten dienten als Feindfigur für viele Landbewohner, obwohl sie die ersten Märtyrer waren für das, was wir jetzt haben. Die 30er Jahre gerieten politisch aggressiv, hatten Bürgerkriegscharakter.

Heimatwehr und Schutzbund organisierten sich als bewapnete Organisationen. Ihr Verhältnis glich dem von "Hund und Katz". 1927, als Heimatwehrlern auf Schutzbündler schossen und Menschen dabei starben, wurden die Heimatwehrlern in einer Gerichtsverhandlung freigesprochen. Ein Bürgerkrieg kam greifbar nahe. Zwei Axamer gingen nach Völs zum Bahn Besetzen. Die Eisenbahner waren nämlich "alles Sozi", und sie dachten, sie würden einen Streik beginnen, was immer auf Kosten des Volkes geht. Das konnte abgewendet werden. Nach der Ermordung von Dollfuß wurde die Situation besonders kritisch. Die Natio-

nalsozialisten machten sich allmählich bemerkbar. Man sah Deutschland wirtschaftlich hochgehen (I.7, K.1a).

1934, als Mali von ihrem Firmungsausflug aus Natters zurückkam, schoß die Heimatwehr mit einer MG auf Illegale. Der Gauleiter Hofer war nach Axams gekommen. Einen der Heimatwehrlern erwischte einer der Illegalen mit einem Gummiknüppel.

Ihr Bruder, der illegaler Nationalsozialist war, wurde (nach der Ermordung von Dollfuß) im alten Schulhaus von Heimatwehrlern mit Gummiknüppeln verprügelt und in einem schlimmen Zustand nach Hause gebracht. Viele Illegale wurden an diesem Tag aus den Häusern geholt und "heagschloun" (verprügelt). Die Illegalen bildeten im Dorf eine Minderheit und konnten sich nicht wehren. Als die Nazis kamen, drehten diese Schläger sich als Erste (sie wechselten als erste die Fronten) (I.1, K.2a, 4a).

Sepp verlebte Teile seiner Kindheit in den 30er Jahren. Sie sahen nur die politische Situation mit Heimatwehrlern und illegalen Nazis. Es boten sich keine positiven Beispiele, sie erlebten nur Streit. Kinder ahmten die Vorbilder nach, sie spielten Soldaten. Sie ahmten Heimatwehrlern und Nazis nach. Ein Bub, dessen Vater Illegaler war, spielte den Nazichef, der Bruder von Sepp (ihr Vater war Heimatwehrlern) den Heimatwehrlernchef. Ihr Vater mochte das nie, obwohl er bei der Heimatwehr war. Die Heimatwehrlern hatten den Auftrag, nachts alle Versammlungen der Illegalen zu kontrollieren. Als sein Vater auf Patrouille war, traf er einen der Illegalen und schickte ihn heim, ohne ihn bei der Heimatwehr zu verraten. Dieser setzte sich nach dem "Umsturz" wiederum für ihn ein.

Einige Heimatwehrlern verhielten sich ganz fanatisch, am extremsten nach dem Dollfußmord. Da spielten die Heimatwehrlern verrückt. Sein Vater machte nicht mit, schimpfte sogar darüber. Die Heimatwehrlern schlugen die Illegalen bei der alten Volksschule. Einen hörten sie in der Entfernung noch schreien. Nach dem Dollfußmord passierten solche Vergeltungen überall, aber die Axamer waren bekannt für ihren Fanatismus. Nur in Innsbruck existierte eine noch ärgere Gruppe. An einem Sonntag kamen Nationalsozialisten aus Innsbruck. Der Gauleiter Hofer war dabei. Es kam zu einer Schlägerei mit Heimatwehrlern, die einen Hydranten anzapften und den Gauleiter beim Aussteigen aus dem Auto anspritzten.

In Axams lebten zwei Brüder, einer von ihnen Nationalsozialist, der andere Heimatwehrlern. Der Heimatwehrlern wurde in der besagten Schlägerei verdroschen. Der Nationalsozialist erfuhr das. Er kam daraufhin und kämpfte auf der Seite seines Bruders.

Sepp kennt diese Geschichte selbst nur aus Erzählungen. Als er und sein Bruder gerade zum Schaulplatz rennen wollten, erwischte ihr Vater sie und sagte: "Follt enk nicht Gscheidars ein, eis Deppn. Schaugs, daß eichn findits." ("Fällt auch nichts Besseres ein, ihr Deppen. Neht zu, daß ihr ins Haus kommt.") (I.5, K.2a).

Der Bruder von Frieda strickte Krawatten für die Heimatwehr, 350 grün-weiße. Einen Tag vor dem "Umbruch" wurde im Landhaus jemand umgebracht. Er kam mit den Krawatten dorthin, hörte Lärm und lief weg, ohne bezahlt worden zu sein. Ihr Bruder war bei der Heimatwehr. Zwei Bekannte von ihnen (zwei Brüder) waren Illegale, von denen war einer (nach der nationalsozialistischen "Machtübernahme") gefährlich und einer ungefährlich (I.2, K.1b, 4a).

Da Annemaries Schwiegermutter nationalsozialistisch eingestellt war, kam es vor dem Zweiten Weltkrieg zum Bruch zwischen ihrer Familie und einer verwandten Familie. Die gegenseitigen Besuche hörten auf. Nur mehr wenige der anderen Familie kamen nach dem Krieg zum Neujahrsbesuch.

Die Erfahrungen der 30er Jahre werden von den Menschen immer wieder als Grund für das "Aufkommen des Nationalsozialismus" angegeben, insbesondere die Existenzbedrohung durch Arbeitslosigkeit. Viele Menschen, Familien gehörten durch die in politisch-ökonomischen Zusammenhängen seit Jahrhunderten geschaffenen Situation zu den Besitzlosen. Sie mußten ihre Existenz durch Lohnarbeit sichern. Menschen verloren wiederholt ihren Besitz und ihre Einkommensmöglichkeiten. Den Nationalsozialisten schlossen sich aber bei weitem nicht nur besitz- und arbeitslose Menschen an. Nicht alle Besitz- und Arbeitslosen wurden Nationalsozialisten.

Die Arbeitslosigkeit der 30er Jahre erweist sich deutlicher als eine Erfahrung von Männern. Meine Interviewpartnerinnen in Axams (und auch in Schwaz) blieben in den 30er Jahren erwerbstätig, und zwar meist unversichert in kurzfristigen Gelegenheitsarbeiten.

Annemarie erzählte, daß wegen der Tausend Marksperrre nur mehr sehr finanzkräftige Gäste zu dem Wirt kamen, bei dem sie arbeitete (I.3, K.1b). Frieda erzählte zur Tausend Marksperrre, diese hätte die Wirtschaft ruiniert, dadurch wurde Arbeitslosigkeit geschaffen, die die Nationalsozialisten ausnützten. Die älteren Geschwister von Mali und der Vater hatten in den 30er Jahren nichts. Außer einem Bruder waren alle arbeitslos und ausgesteuert. Der Vater bezog Notstandshilfe. Wer nicht versichert gewesen war, bekam nichts (I.1, K.1a).

Denunziation

Zur Frage des Widerstands gegen die nationalsozialistische Herrschaft kamen in den Interviews wenig Informationen zu Tage. Soweit darüber berichtet wurde, bestand der Widerstand in Regelmäßbachtungen.⁵⁰

Rita hatte eine Vision am 1. Mai (1938 oder 1939). Sie sah eine rote Hakenkreuzfahne an einer Stange auf einem mit Schnee bedeckten Schuppen. Im Schnee lag Blut. Sie und ihre beiden Schwestern gingen einmal auf der Museumstraße in Innsbruck und unterhielten sich darüber, was sie täten, wenn sie den Hitler "am Krawall" (am Kragen gepackt) hätten. Es fand gerade ein Aufmarsch statt. Ein Roßbub forderte sie auf, die Fahne zu grüßen. Sie machten es nicht. Ein SA-Mann sagte: "Können Sie nicht die Fahne grüßen?" Eine der Schwestern sagte: "Griß Gott." Der Mann darauf: "Wenn sie nicht eine deutsche Mutter wären, müßte ich Sie jetzt abführen." (Die Schwester war gerade schwanger.) (I.11, K.1b).

Viele Menschen fühlten sich bedroht durch die Anwesenheit nationalsozialistisch eingestellter Menschen im Dorf. Sie hatten Angst davor, Kritisches überhaupt nur zu hören, da sie nicht mit in Schwierigkeiten hineingezogen werden wollten. Nationalsozialistische DorfbewohnerInnen drohten KritikerInnen mit Denunziation. Es kam auch zu Denunziationen.

Weiter oben wurde bereits die Geschichte des Friseurs Axinger angesprochen, der aus Bayern nach Axams kam und mit einer Axamerin zusammenlebte. Als "Zuagroaster" hatte er weniger Schutz in der dörflichen Gemeinschaft als die "Einheimischen", sodaß er im Notfall keinen Beistand erwarten konnte, keine Fürsprache, keine Vertuschungsaktion. Eine Axamerin denunzierte ihn. Der Friseur wurde 1944 enthauptet. Über Axamer, die in die Sache verwickelt waren, schrieb die Gemeindezeitung über 50 Jahre später: "Manch Axamer, als Zeuge oder Angeklagter in das Volksgerichtsverfahren involviert, hatte Mühe, sein 'Nicht-Wissen' mit manch kleinem Trick glaubhaft zu argumentieren." (Axams. Nachrichten aus der Gemeinde Nr.11/1995, S. 1).

⁵⁰Solche Regelmäßbachtungen bestanden etwa darin, abfällige Bemerkungen gegen die Nationalsozialisten fallen zu lassen, Fremdarbeiter besser zu behandeln als erlaubt, trotz Verbotes, den Kindern Religionsunterricht zu erteilen oder politischen Gefangenen, die in der Messerschmitt Flugzeugfabrik arbeiteten, nachts heimlich etwas zu essen zu geben.

Walter erzählte, daß der Friseur Axinger im Krieg in München enthauptet wurde. Er war Kommunist und verteilte Propagandaschriften (I.6, K.1a). Friedas Vater und andere ältere Männer trafen sich mit dem Friseur Axinger immer auf der Straße. Der Friseur wurde verhaftet, weil er einen Zettel gegen Hitler von den Kommunisten herzeigte. Frieda glaubt aber nicht, daß er Kommunist war. Er wurde im KZ geköpft. Die Tochter seiner Frau zeigte Frieda einem Brief von ihm aus dem KZ, den er zwei Stunden vor seiner Hinrichtung schrieb. Darin stand, daß er nun endlich erlöst werde. Er könne nicht mehr gut schreiben, weil seine Hände von der Folter so verkrüppelt seien. Sein Friseurzeug gehöre nun der Tochter seiner Frau. Wegen der Flugblattgeschichte wurde auch der Vater von Frieda verhaftet. Er leugnete und gab an, daß er wisse nichts. Auch Frieda hörte, was die alten Männer auf der Hausbank redeten. Der Bub von einem dieser Männer fiel der Euthanasie zum Opfer (I.2, K.1a, 3b). Die Frau, die den Friseur Axinger angezeigt hatte, "saß" deswegen nach dem Krieg ein Jahr lang (kam ins Gefängnis).

Es war sehr gefährlich im Dorf, die Leute konnten dem eigenen Bruder nicht trauen. Drei Frauen im Dorf waren als Nationalsozialistinnen bekannt. Eine von denen wollte Frieda für die Nationalsozialisten gewinnen, da Frieda, "eine Schwarze", einen kleinen Betrieb besaß. Eine dieser Nationalsozialistinnen traf Frieda immer wieder im Bus, wenn sie zu Kundenschaften fuhr. Sie saß neben Frieda und redete über Hitler. Frieda gab ihr recht (um keine Schwierigkeiten zu bekommen). Friedas Mutter ging zur Sennerei zum Milch Holen, und dieselbe Frau brachte gerade die Milch zur Sennerei, als der Krieg gerade "ausgebrochen" war. Die Mutter jammerte zum Senner: "Mei hosch gheart, iatz isch dar Kriag ausgebrochn." Die Frau sagte: "Iatz wear i di unzoagn." Der Senner: "Dou kunnsch nicht mochn, isch jo woar. Wiß mar jo olle." ("Hast du gehört, der Krieg ist ausgebrochen." - "Jetzt werde ich dich anzeigen." - "Da kannst du nichts machen, es ist wahr. Das wissen wir ja alle.") (I.2, K.2b, 3b).

1945 verbündeten sich Soldaten auf der Kemater Alm mit Widerständlern aus Innsbruck und mit dem amerikanischen Geheimdienst. Die Gestapo schleuste Spitzel in diese Gruppe ein und es kam zu Festnahmen. Ein Axamer kam ins SS-Straflager Reichenau, kam aber beim Einmarsch der Alliierten frei.

Bei Kriegsende hängten AxamerInnen eine weiße Fahne am Kirchturm auf, was ein Grund dafür war, daß das Dorf von den in Tirol einmarschierenden Amerikanern nicht beschossen wurde (Axams. Nachrichten aus der Gemeinde Nr.11/1995, S. 1/2).

Die Haushalte und die Kriege

Im folgenden sollen Beispiele dafür zur Sprache kommen, wie Haushalte in Kriege einbezogen und für Kriege ausgebeutet wurden, wie die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" durch Kriegspolitik in die Kriegsökonomie einverleibt wurde. Die Geschichten von der Ausbeutung der Haushalte handeln gleichzeitig auch von der (heimlichen) Widerständigkeit gegen diese Ausbeutung.

Kriege veränderten Beziehungsgeflechte und führten zu neuen Existenzsicherungszusammenhängen, zu Erschwernissen in der Existenzsicherung während des Krieges und danach. Menschen, Familien gerieten in lebensbedrohliche Not. Schnelle Heiraten wurden geschlossen, Männer fielen oder wurden zu Invaliden, Männer entfremdeten sich von daheim durch ihre lange Abwesenheit.

Der Vater von Irma kehrte kriegsgeschädigt aus dem Ersten Weltkrieg zurück und blieb arbeitslos (in Innsbruck, wo die Familie lebte). Die Mutter versorgte mit ihrer Schneiderei nun die Familie. Die Mädchen halfen ihr dabei. Vor dem Krieg bestand die Schneiderei in einer großen Werkstätte. Durch den Krieg verlor die Schneiderei einen Großteil des Geschäfts. Die Schneiderei übersiedelte in die kleine Wohnung, in der die Familie lebte. Der Bruder von Irma erlitt gesundheitliche Schäden im Zweiten Weltkrieg (I.12, K.2a).

Der Hof, an dem Anna einheiratete, war während der napoleonischen Kriege bereits einmal abgebrannt. Als der Vater von Anna im Ersten Weltkrieg kämpfte, machte die Mutter alles allein. Im Winter spannte sie die Rosse ein, um Holz und Heu vom Berg zu ziehen. Sie ging bei Mondschein allein holzen, ohne jemand etwas zu sagen. Ein Mann aus Axams sah sie dabei. Während des Zweiten Weltkriegs kamen Ausländer vom Lager (in Kematen) herauf, die am Hof, an dem Anna eingehiratet hatte, abgeräumt hätten, wenn sie es nicht gemerkt hätten (I.14, K.1b).

Der Frächtereier, die Pauls Familie betrieb, wurde während des Krieges einiges genommen (an Konzessionen), auch die Milch, da die Familie als politisch unzuverlässig galt. Sie führten aber weiterhin und bekamen, da die Männer der Familie alle einrücken mußten, einen arbeitsverpflichteten Holländer, der später eine Schwester von Paul heiratete. Die Mädchen der Familie mußten das Pflichtjahr machen. Paul war sieben Jahre im Krieg und wußte nicht, was inzwischen zu Hause passierte (I.13, K.1a).

Malis Mutter gab einer alten Frau während des Krieges Fleisch, ein paar Eier oder Milch. Sie gab es ihr heimlich, da man eigentlich alles "stellen" (abgeben) mußte (I.1, K.3b).

Frieda bekam vor dem Krieg ein Kind. Während des Krieges wurde sie schwanger und brachte Zwillinge zur Welt. Es hieß nämlich, daß Frauen mit keinem oder einem Kind in der Kriegsmaterialherstellung arbeiten mußten (I.2, K.1a).

Rita nahm Pflegekinder aus dem Kinderheim auf, unter anderem Zwillinge mit einem Gehirnschaden. Der Arzt hatte die Kinder aufgegeben, aber Rita nicht. Nach einem Jahr lernte einer der beiden sogar gehen, als er die kleine Tochter von Rita beim Gehen Lernen beobachtete. Es kamen zwei (Nationalsozialisten, die mit der Durchführung des "Euthanasieprogramms" beschäftigt waren) und nahmen die Kinder mit, mit der Begründung, sie würden die gesunden Kinder verderben. Die Zwillinge saßen dann den ganzen Tag bei der Sennerei, und einer der beiden weinte. Rita hätte damals beinahe durchgedreht, erzählt Sefa, ihre Tochter (I.11, K.1a).

Sepp berichtete, daß seine Schwestern während des Krieges (er und sein Bruder waren eingerückt) alles tun mußten, auch mähen (I.5, K.2a). Seine Schwester erzählte dasselbe. Während der letzten drei Monate des Krieges war auch ihr Vater noch beim Volkssturm. Sie mußte aufstehen, die Stallarbeit machen, zur Schule gehen, Feldarbeit erledigen, am Abend wieder die Stallarbeit. Im Frühjahr wurde sie wegen des Krieges bereits von der Schule befreit.

Sie hatten einen Franzosen und einen Polen als Fremdarbeiter. Die Fremdarbeiter schliefen nicht im Haus. Der Pole legte sich immer auf die Bank im Gang, bis man ihm sagte "Essen" oder "Arbeiten". Alle Ernteerträge, das Vieh, die Trächtigkeit mußten bei den Nazis abgegeben werden, wegen der Berechnung der Abgaben. Manchmal "tat man heimlich etwas weg" (schlachtete ein Stück Vieh) und gab an, es wäre umgekommen. Sie schlachteten einmal ein Schaf im Vorstall und hängten das Fenster zu, damit niemand etwas sah.

Die Frau von Sepp erzählte, daß sie in ihrer Herkunftsfamilie einmal ein Kalb schlachteten und angaben, es wäre "eingegangen" (ohne ihr Zutun gestorben, verendet).

Die Haushalte nahmen "Dienstleistungen" durch Pflichtmädchen und Fremdarbeiter in Anspruch (als Ersatz für Männer, die in den Krieg mußten). Die Menschen erzählen teilweise noch begeistert von den Reisen, die in dieser Zeit möglich wurden.

Mali lernte einen jungen Mann aus Weimar kennen, als sie in Seefeld in Dienst war. Sie besuchte ihn und seine Familie. Sein Vater arbeitete in einem Rüstungsbetrieb vier Stockwerke unter der Erde, den sie besichtigten. Als sie an die Erdoberfläche zurückkamen, hatte es einen Phosphorbombenangriff gegeben. Alles brannte, die Leute schrien. Die Mutter des jungen Mannes hatte einen Hof und kochte sehr gut. Sie molk um 3.00 Uhr morgens, um selbst Milch zu haben. Sonst hätte sie alles abliefern müssen. Die Mutter wollte sie als Schwiegertochter, der junge Mann wollte sich mit ihr verloben, aber Mali war sich zu jung mit ihren 16 Jahren. Der Kontakt brach ab (I.1, K.3b).

Am Hof von Liesls Herkunftsfamilie arbeitete in der "Hitlerzeit" ein Pflichtmädchen. Auf ihrer Dienststelle in Weer lebte ein Zwangsarbeiter. Er war klein, ein fleißiger Pole, der Deutsch konnte (I.16, K.1a).

Viele Ehemänner, Brüder, Väter, Söhne fielen im Krieg oder wurden verwundet. Sie kamen in Gefangenschaft, starben dort oder kehrten mit beschädigter Gesundheit nach Hause zurück. Die Frauen mußten mit der Arbeit für die Existenzsicherung fertig werden. Sie hatten die Angst um die Männer und die Trauer um die Gefallenen zu ertragen. Durch die Abwesenheit von Männern änderten sich familiäre Beziehungen, oft zum Nachteil für die Abwesenden.

Der Mann von Liesl war achteinhalb Jahre beim Militär. Seine Geschwister wuchsen inzwischen nach. Ihr Mann war deshalb nach seiner Rückkehr zu Hause "übrig" (überflüssig) und Liesl auch (I.16, K.1a).

Der Bruder von Frieda rückte freiwillig in den Krieg ein, da seine Frau ihn schimpfte, er wäre ein Feigling und nichts wert. Alle anständigen Männer wären beim Militär. Er verbrachte vier Jahre im Krieg und vier Jahre in Gefangenschaft. Als die Gefangenen transportierte Kriegsgefangene nach Hause brachten, hörte Frieda jeden Tag darauf, ob sein Namen genannt würde. Die Mutter hatte die Hoffnung bereits ganz aufgegeben, da klopfte es. Eine Frau kam vorbei, um zu sagen, daß sie den Namen des Bruders gehört hätte. Die Mutter fuhr nach Innsbruck, Frieda kam später nach. Als der Bruder die Tür öffnete, sagte er: "Gians lei inar." Sie: "Wo ischn der P.?" Er: "Jo, i steah jo vor dir." ("Kommen Sie ruhig herein." - "Wo ist denn der P.?" - "Ja, ich stehe doch vor dir.") Sein Haar war geschoren, und er hatte einen Wasserkopf.

Viele Männer waren gefallen. Manche Leute trauerten sehr deswegen, einigen war es egal, und so manche Witwe war froh, daß ihr Mann nicht mehr kam (I.1, K.3b).

Von den drei Brüdern von Luisa, die in den Krieg eingerückt waren, starben zwei. 1947 kam der dritte in schlechtem Zustand aus der russischen Gefangenschaft zurück. Man jammerte, aber es nützte nichts. Für die Eltern war es sehr schlimm. Der zweite Bruder blieb vermißt, und sie mußten ihn für tot erklären lassen, damit Luisas älterer Bruder den Hof übernehmen konnte (I.15, K.1a).

Die Männer im Ersten und im Zweiten Weltkrieg

Nowohl beim Ersten als auch beim Zweiten Weltkrieg bestand Wehrpflicht für viele Männer. Befreiungen vom Kriegsdienst erfolgten unter bestimmten Bedingungen. Gegen Ende

des Zweiten Weltkrieges wurden ältere und ganz junge Männer eingezogen, etwa für den "Volkssturm" oder für die Flugabwehr. Manche Männer zogen begeistert in den Krieg, andere widerwillig.

Viele Männer kehrten als Invaliden aus den Kriegen zurück, was nicht nur für sie, sondern auch für die Familien, für die familiäre Existenzsicherung schlimme Folgen nach sich zog. Sie kamen physisch und emotionell versehrt nach Hause. Eine große Anzahl an Männern war in sehr jungen Jahren eingezogen worden. Sie kannten in ihrem Erwachsenenleben praktisch nichts als den Krieg. Die Jahre des Kriegsdienstes hatten sie von ihren Familien entfremdet. Die Menschen zu Hause und die Männer im Krieg durchlebten unterschiedliche Erfahrungen, die gegenseitig schwer zu vermitteln waren. Die Menschen wollten nicht unbedingt von den Härten unterrichtet werden, die die anderen durchgemacht hatten. Es bestanden für die Kriegsrückkehrer wenig (institutionelle oder familiäre) Möglichkeiten der Aufarbeitung des Erlebten.

Die Gespräche der "Veteranen" untereinander haben in dieser Hinsicht sicher (immer noch) die Funktion, das Erfahrene zu verarbeiten. Eine eigene Form des Sprechens über die Erlebnisse im Krieg entwickelte sich unter den Veteranen, in der die jeweiligen Erfahrungen an Normen bemessen werden, die im Krieg "gelernt" wurden, Normen der Kameradschaft, der Tapferkeit/"Schneid" und des anständigen/verantwortungsvollen Verhaltens von Vorgesetzten gegenüber Untergebenen (vgl. Tschugg 1995).

Die meisten Menschen waren nach dem Krieg mit dem Überleben beschäftigt, mit der Wiederherstellung einer Normalität, die wenig Platz ließ für Trauerarbeit, für Trauer über das, was sie getan hatten, und über das, was ihnen getan worden war. Formelhaft wiederholte Rechtfertigungsstereotypen ersetzten das Bemühen um ein rationales und emotionelles Verständnis des Geschehenen. Die Diskussion, die gesellschaftliche Auseinandersetzung blieb weitestgehend in Beschuldigungs-, Rechtfertigungs- und Gegenbeschuldigungsmustern stecken. Die kirchlicher- und staatlicherseits seit Jahrhunderten gezüchtete Schuldstruktur bestimmte die "Verarbeitung" des "Traumas", überhaupt der "abendländischen Traumata" des 20. Jahrhunderts.

In den "Freiheitskriegen" fielen Männer aus Axams, z.B. ein Vorfahre von Annemarie. Im Ersten Weltkrieg fielen 48, im Zweiten Weltkrieg 76 Axamer (Axams Nachrichten aus der Gemeinde Nr. 11/1995, S. 1).

Nach 1867 wurde in Österreich die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Das Tiroler Kaiserjägerregiment kam zur k.k. Armee. Wehrpflicht bestand vom 21. bis zum 32. Lebensjahr. 1914 wurden die Kaiserjäger sofort mobilisiert, Landesschützen und Landsturm kämpften in Gallizien, dann in Serbien. 1915 kamen sie an die italienischen Kriegsschauplätze. Viele Freiwillige meldeten sich (Stolz 1968, S. 189/90).

Frieda und Annemarie erinnern sich, daß die Kriegsbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkriegs groß war. Die Musikkapelle begleitete die einrückenden Männer aus dem Dorf. Frauen weinten. Der Sohn des Onkels von Frieda hatte vor dem Krieg freiwillig die Militärausbildung gemacht. Auch er geriet gleich zu Beginn des Krieges in Gallizien in russische Gefangenschaft und kehrte als einer der letzten 1920 ins Dorf zurück. Er war so etwas wie ein Held. Seine Rückkehr wurde groß gefeiert.

Der Vater von Frieda starb in den 40er Jahren an den Spätfolgen eines Kriegsleidens aus dem Ersten Weltkrieg. Er hatte einen Kopfschuß erlitten, seine Hand war verkrüppelt, seine Oberschenkel waren durchschossen worden. Es bezog keine Invalidenrente. Nach dem

Krieg baute er ein kleines Geschäft auf, wollte den Personentransport zwischen Axams und Innsbruck einrichten. Wie dargestellt, scheiterten die Unternehmungen, auch sabotiert durch die Gemeindeverantwortlichen. Der Vater blieb arbeitslos. Frieda mußte ihre Eltern erhalten. Der Vater starb als ein gebrochener Mann an den Spätfolgen seiner Kriegsverwundung (I.2, K.1b, 2a).

Brüder und Ehemänner der Interviewpartnerinnen und die Interviewpartner rückten in den Zweiten Weltkrieg ein. *Paul mußte im November 1938 einrücken, gleich mit dem deutschen Militär. Sein Bruder hatte 1936 beim österreichischen Militär aberüstet und mußte ebenfalls einrücken. Dann wurde auch noch der dritte der Brüder eingezogen. Paul war sieben Jahre im Krieg. Glücklicherweise hielt er sich meist beim Stab auf, aber er kam auch "nach vorne" (an die Front). Es gab schöne und schlechte Zeiten. Von Polen marschierten sie an die Mosel, 1940 nach Dänemark und in den Norden Norwegens. Dort blieben sie, bis der Krieg gegen Rußland begann. 1941 zogen sie über Finnland nach Rußland. Bei Rückzugsbeginn gingen sie (die zweite Gebirgsjägerdivision) über Norwegen und Dänemark in den Westen. Im Februar 1945 mit der Gefangennahme endete der Krieg für Paul. Er war zuerst bei den Franzosen, wo man hungerte, und dann als Kraftfahrer bei den Amerikanern. Sie wollten nur Österreicher als Kraftfahrer, er meldete sich. Sie kamen in ein schönes Lager, mußten sich splitternackt ausziehen (glaubten schon einen Fehler begangen zu haben) und wurden doppelt eingekleidet. "I moan, miar wearts mein Lebn nimma sou guat giahn, wia's mar det gongin isch." ("Ich glaube, es wird mir mein Lebtage nicht mehr so gut gehen, wie es mir damals ging.") Ein ausgewanderter Münchner hatte die Lagerleitung inne, ein "Goldsmensch". Sie wurden von Negern bewacht. Diese erwiesen sich als seelengute Menschen. Nur lachen "derlitten" sie nicht (mochten sie nicht), weil sie sich dann ausgelacht fühlten. Im November 1945 sorgte der Lagerleiter dafür, daß die österreichischen Kriegsgefangenen mit dem ersten Transport nach Hause konnten. Nach dem Krieg begann er wieder in der Fräckererei zu arbeiten. Sein Bruder ging zur Post (I.13, K.1a).*

Max führte den Krieg an der Schreibmaschine, er mußte nie schießen. Er war im Februar 1939 eingerückt und hatte als Grundausbildung einen "Schnellsiedekurs" absolviert. Als Maturant bekam er die Unterführerspanne. Er wollte von allem nichts mehr wissen. Sein ganzes Wesen ist nicht soldatisch. Er mag das "Affentheater" nicht, die Masse Mensch macht ihm Angst (I.7, K.1b; Forschungstagebuch).

Liesl erzählte, daß einige junge Männer aus dem Dorf vor dem Krieg freiwillig einrückten, weil es hieß, man bekäme dadurch leicht einen Staatsposten. Dann begann der Krieg (I.16, K.3a).

Malis späterer Mann war von den sieben Jahren Krieg in Finnland angeschlagen. Aus der französischen Gefangenschaft kehrte er 1947 heim. Psychisch war er nicht angeschlagen. Er war immer "schneidig" (verwegen, tapfer - in diesem Zusammenhang zynisch gemeint) und an vorderster Front, er fürchtete sich vor nichts, wie ihr ein Kriegskamerad ihres Mannes erzählte. Alle Männer kehrten krank heim vom Krieg. Ihr Mann erzählte ihr, wie "elendig" die Soldaten sterben mußten. Nach einem Arbeitsunfall bekam er vom Arzt gleich eine Unterstützung für die Rente, weil er so lange Zeit im Krieg verbrachte. Er hatte im Krieg viel mitgemacht. Er hörte aber mit dem Rauchen und Trinken nicht auf, und als er deshalb schwer erkrankte, tat ihm das leid. Ein Granatsplitter, der ihn im Krieg traf, eiterte kurz vor seinem Tod beim Schienbein heraus.

Einer ihrer Brüder mußte nicht in den Krieg, da er wegen eines Unfalls mit dem Schlitten ein verkürztes Bein hatte. Der älteste Bruder wurde eingezogen und kam in russische Ge-

fangenschaft, aus der er 1946 nach Hause kam. Viele Burschen aus dem Dorf, aus der Nachbarschaft fielen. Als der erste fiel, hieß es: "Oua, iatz geahis un." ("Oh, jetzt geht es los.") Manche Mütter weinten sich die Augen aus.

Es gab Deserteure. Die bekamen später Schwierigkeiten mit den "Landsern", da diese sagten, sie hätten "in Grint heaheibn miaßn" (den Kopf hinhalten müssen) (I.1, K.1b, 3b).

Von Liesls Verwandten fiel niemand im Krieg. Sie hatte keine Brüder. Ihr Schwager mußte zum Schluß noch zur Ausbildung. Aber er versteckte sich im Nachbarort. Ihr Mann war lange in Norwegen. Er wurde verwundet und konnte einen halben Monat vor Kriegsende heimgehen. Dann sollte er sich wieder in der Kaserne melden, um noch einmal einzurücken. Das Soldbuch hatte er bereits weggeworfen. Der Dorfarzt riet ihm, er solle nicht mehr gehen, der Krieg würde nicht mehr lange dauern. Er solle jeden Tag zu ihm zur Behandlung kommen, und er würde ihn "herausreden".

Damals hatten sich mehrere Männer versteckt. Viele flohen in die Berge, weil sie sich nicht mehr in die Ortschaften trauten. Oder sie schliefen in den Stuben von Bauernhäusern, während sie versuchten, sich durch den Wald nach Hause durchzuschlagen. Am Rückzug wurden Deserteure aufgehängt, die man erwischte (I.16, K.3b).

Der Ehemann von Frieda bekam gegen Kriegsende zwei Mal eine Einberufung nach Meran. Ein Gendarm kam um 6.00 Uhr früh, um ihn zu verhaften, wegen Feigheit vor dem Feind. Der Gendarm ließ ihn dann aber einfach zur Einberufung gehen (I.2, K.1a).

Der Mann von Liesl ging in Frühpension, weil er krank war. Der Arzt sagte: "Die Norweger sein olle kronk." ("Alle Männer, die in Norwegen im Krieg waren, sind krank.") (I.16, K.1a). Irma meint, die jungen Männer werden im Krieg zerstört - sie sind noch keine gefestigten Männer. Sie arbeitete in der Truppenbetreuung. Ihre Gruppe sang in einem Nachtclub für eine U-Bootbesatzung aus Innsbruck, die "total daneben war" (sich ungehörig benahm). Die Männer wollten mit den Mädchen "rumtun". Hinter dem Ausleben des Animalischen, verbarg sich aber der tiefe Wunsch nach gefühlsmäßigem angenommen Werden. Das sah sie, als sie mit einem dieser Männer in Finnland spazieren ging. Mit 20 Jahren sind Männer noch keine Männer. Für empfindsame Seelen ist der Krieg furchtbar. Ihr Bräutigam schrieb ihr: "Wenn mein Kommandant wüßte, was ich für Schweinereien treib', käme ich zum Miensuchkommando ins Eismeer." - Er empfand sich selbst schon als so miserabel. Der Bräutigam starb vor Stalingrad. Er hatte vorher einige Zeit aufgrund von Poststaus keine Post von ihr erhalten, und dachte, sie hätte wegen des Widerstandes seiner Familie gegen ihre Beziehung "das Handtuch geworfen" (die Beziehung aufgegeben). Ein Kriegskamerad erzählte Irma, daß er ihn beim Sterben im Arm hielt und zu ihm sagte: "O., iatz hot's di obar derwischt." Der Bräutigam von Irma antwortete: "Mei, wear frog denn noch miar?!" ("O. jetzt hat es dich aber erwischt." - "Ach, wer fragt denn nach mir?!") (I.12, K.1a).

Die Söhne aus erster Ehe des späteren Mannes von Elsa kamen aus dem Krieg heim. Sie "liefen" (gingen viel aus, waren viel unterwegs), mußten sich austoben und Mädchen suchen. Ihre Stiefsöhne behandelten sie sehr schlecht, aber sie will nicht über die Buben schimpfen, sondern über die Zeit.

Elsa erzählte von jungen Burschen aus Südtirol, die zum Militär nach Neapel oder Sizilien mußten und die vor- und nachher nie von zu Hause weggekommen waren. Einige starben an Heimweh. Das ist eine Krankheit. Sie aßen und schliefen nicht mehr (I.10, K.1a,b).

Während des Zweiten Weltkrieges wurden zahlreiche Ehen geschlossen. Männer auf Kriegsurlaub überredeten Frauen zu einer schnellen Heirat, die ihnen Halt und emotionelle

Sicherheit geben sollte. Das jahrhundertlang "gezüchtete" Geschlechterverhältnis war jedoch nicht gerade dazu angetan, die Hoffnungen und Wünsche, die Männer und Frauen mit einer Heirat verbanden, zu erfüllen. Die gegenseitigen Projektionen, im 20. Jahrhundert auch von den medial verbreiteten "Liebesmythen" genährt, führten zur Enttäuschung über das alltägliche reale Leben, zu gegenseitigen Beschuldigungen, oder auch dazu, sich auf die Situation einzurichten und sich mit ihr abzufinden, das "Beste daraus zu machen". Männer wurden (auch von den Müttern) dazu erzogen, von Frauen einen "gefährlosen paradiesischen" Zustand, die Erfüllung aller Wünsche und Bedürfnisse zu erwarten, und gleichzeitig Angst vor Frauen (vor ihrer Übermächtigkeit im Alltag) zu haben. Sie reagierten damit, Frauen zu beschuldigen, zu bestrafen, zu verachten, sich mit ihnen zu arrangieren und/oder sie zu bewundern, sich von ihnen versorgen und verwöhnen zu lassen, ihre Arbeitskraft, ihre Fähigkeiten in die Umsetzung ihrer Pläne einzubauen. Frauen umgekehrt fühlten sich ebenfalls enttäuscht von den "realen" Männern. Sie fanden sich damit ab, verachteten ihre Männer, schätzten sie trotzdem, diplomatisierten oder kämpften. Und sie erzogen ihre Söhne (gemeinsam mit den Vätern, anderen Verwandten, mit "der Gesellschaft") so, daß wieder ähnliche Männer dabei herauskamen, wie die, mit denen sie sich so schwer taten.

Nach dem Krieg

Nach dem Zweiten Weltkrieg war Axams zunächst von Amerikanern und von Franzosen besetzt. Manche Häuser mußten für die Besatzer geräumt werden. Frauen wurden dazu eingeteilt für die Besatzer zu kochen oder zu waschen.

Das Lebensnotwendige erhielten die Menschen gegen Marken. Es mangelte an allem.

Flüchtlinge aus dem Osten Österreichs wohnten in den Häusern der DorfbewohnerInnen. Frauen bekamen ledige Kinder von Besatzungssoldaten, die sie dann meist ohne den jeweiligen Vater aufzogen.

Den Besatzern mußte Nahrung gestellt werden.

Die politischen dörflichen Konflikte setzten sich seit den 30er Jahren, als sich Heimatwehler und Illegale bekämpften, fort. Nach dem "Umbruch" oder "Umsturz" hatte die Leute Angst vor Denunziation durch nationalsozialistische DorfbewohnerInnen. Nach dem Krieg fürchteten sie, bei den Besatzern angeschwärzt zu werden. Menschen, die sich nationalsozialistisch betätigt hatten, wurden zum Teil eingesperrt.

Durch die Trockenheit der Sommer von 1947/48 entstand eine zusätzliche Nahrungsmittelknappheit.

Aber die Dorfbewohner organisierten und gestalteten wieder dörfliche Kultur (es sei an das Genovevaspiel 1946 erinnert und an das Josefenspiel 1947/48). In der Dorfausstellung 1948 präsentierte der Mann von Irma das Relief von der Lizum, mit der Idee eine günstige Verkehrsverbindung in dieses Gebiet zu schaffen, und es so für den Fremdenverkehr zu erschließen. In einem Zeitungsartikel hieß es, es sei ein Verdienst des Bürgermeisters und seiner Mitarbeiter "... daß der erste Dorftag in der neuen Zeit in Axams stattfinden wird." (Bote für Tirol Nr. 17/1948, S. 7)

8. Was kann aus all dem geschlossen werden?

Kurze Zusammenfassung

1. Die Verbindung von Menschen in Axams mit staatlichen und kirchlichen Herrschaften, die Einbindung in überregionale (europaweite und später weltweite) ökonomische Vernetzungen, brachte Zwänge und Verluste in Bezug auf überschaubare Existenzmöglichkeiten - sie brachte den (zumindest teilweisen) Verlust einer "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung". In solchen Kulturen lernen Menschen gesellschaftliche Verbindlichkeiten, Austauschformen, Kenntnisse und Fertigkeiten zur Erarbeitung der Existenz am Ort.

2. Die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in Axams im 20. Jahrhundert gestaltete sich durch ein Wissen der Menschen um die Existenzsicherung durch den Austausch in einer "christianisierten Version". Der Austausch zur Existenzsicherung folgte Regeln. Diese Regeln lassen sich mit den von Marcel Mauss (Mauss 1990) benannten vergleichen: eine gegebene Sache (Essen, arbeitsmäßige Hilfe, Rat, Anteilnahme, Fürsprache) bewirkt eine "Verschuldung" der Nehmerin/des Nehmers. Gegengaben konnten sofort oder zu einem späteren Zeitpunkt, in einer anderen Situation erfolgen. Was als äquivalente Gegengabe betrachtet wurde, hing von den Zeitpunkten des Austauschs, von Alter und Geschlecht der Austauschenden, von deren Position in der Familie, der Verwandtschaft, in der Nachbarschaft und im Dorf ab, sowie von deren Kenntnissen und Fähigkeiten, von deren Macht und Einflußmöglichkeiten. In der in verschiedenen Zusammenhängen besitz- und ansehensmäßig hierarchisierten Tiroler Gesellschaft wurden die Austauschregeln vielfach christlich begründet. Es bestand eine Verpflichtung zur Barmherzigkeit Reicherer gegenüber Ärmern, Älterer gegenüber Jüngeren oder auch Jüngerer gegenüber gebrechlichen, alten Menschen (Verpflichtungen, an die sich selbstverständlich nicht alle Menschen hielten). Im 20. Jahrhundert in Axams beeinflusste die Kommerzialisierung den lokalen Austausch. Menschen, die versuchten, für sich selbst sehr vorteilhafte und für "Geschäftspartner" sehr nachteilige Geschäfte abzuschließen, Menschen die sich (etwa Leuten gegenüber, die für sie arbeiteten) ausbeuterisch verhielten, erhielten zwar eine "schlechte Nachrede", waren aber durchaus nicht geächtet, d.h. gesellschaftlich an den Rand gedrängt. Das Verfügungsrecht über Besitz wirkte sozusagen als Garantie dafür.

3. Die dörfliche Gesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war hierarchisch und auch herrschaftlich geordnet.

3a. Das betraf das Verhältnis von Jüngeren und Älteren, von Kindern und Eltern, Kindern und ErzieherInnen (LehrerInnen, Pfarrer). Über das 4. Gebot wurde den Kindern absoluter Gehorsam den Eltern gegenüber abverlangt. Die Eltern hatten das Recht, über die Arbeitskraft ihrer Kinder zu verfügen und über die Beziehungen, besonders die der Töchter, zum "anderen Geschlecht" zu wachen.

3b. Die dörfliche "Geschlechterökonomie" beinhaltete, daß Frauen sich v.a. an den Notwendigkeiten in Hinblick auf die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" orientierten, für Haushalte, Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, dörfliche Austauschbeziehungen Verantwortung trugen und arbeiteten, ihre Kenntnisse, Begabungen, ihre Arbeitskraft, ihr Wissen, auch ihre politischen Fähigkeiten (etwa in der Herstellung von Beziehungen, im Lösen von Konflikten, im Treffen von Entscheidungen) in diesen Zusammenhängen einsetzten. Männer (abgesichert durch die überregionalen Vernetzungen von Staat und Kirche) als "Besitzer" nahmen Mittel aus der "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsiche-

rung" (wie Zeit, Geld, Arbeitskraft der Frauen, Kinder, DienstbotInnen) für ihre Teilnahme an dörflichen Männergruppen, an der regionalen "offizielleren" Politik und an überregional verbundener Politik.

Den Kern zur Herstellung dieser "Geschlechterökonomie" bildete eine "sexuelle Ökonomie" (wiederum staatlich-gesetzlich legitimiert, staatlich und kirchlich "moralisch" anerzogen), eine "Moral" von Ehre, Schuld und Scham (Peinlichkeit); eine Moral, die Ehre und Scham für Männer und Frauen "komplementär" definierte. Die Ehre der (besitzenden) Männer bestand in ihrer "Politikfähigkeit"=Kontrolle über den als "Besitz" zugesprochenen Haushalt. Die Ehre der Frauen bestand in einer individualisierten sexuellen "Unbescholtenheit".

3c. Das Ansehen (der "Ruf") von Männern und Frauen im Dorf, hing auch mit ihrer Position in der Familie und Verwandtschaft zusammen, damit, wie sie an sie (etwa als Mutter, Tochter, Vater, Sohn, Patin) gerichtete Erwartungen erfüllten. Die Position in der Familie wiederum war verbunden mit der Position in der gesellschaftlichen Hierarchie des Dorfes (z.B. von einer Mutter, Bäuerin oder Wirtin einer "besseren" Familie wurde erwartet, daß sie für die DienstbotInnen gut kochte, sonst erhielt sie den Ruf, geizig zu sein).

4. Die Möglichkeiten und Pflichten von Menschen, die Normen, die sie erfüllen sollten, ergaben sich aus ihren Positionen im Beziehungsgeflecht. Diese ergaben sich aus Alter, Geschlecht, Stellungen in der Familie und Verwandtschaft, Einordnung der Familie im Dorf, in der Nachbarschaft. Die Positionen im Beziehungsgeflecht hingen auch mit persönlichen Fähigkeiten, Kenntnissen, Ausbildungen, damit, wie ein Mensch im Dorf besprochen, welcher Charakter dem Menschen zugesprochen wurde, zusammen.

Regeln für den Austausch der Menschen im Beziehungsgeflecht speisten sich aus der traditionellen Praxis des Austauschs, aus deren Christianisiertheit und auch aus der Einbindung in überregionale staatliche und ökonomische Verbindungen, aus kapitalistischer Kommerzialisierung.

5. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erwies sich der Staat, insbesondere für Frauen und für die Ärmern als eine Instanz, die von ihnen nahm, die die "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" mit seiner Politik und Ökonomie verband, sie durch "Politik" in Ökonomie transformierte. Dies geschah unter anderem durch die Herstellung von Schuldverhältnissen sowohl auf ökonomischer als auch auf "moralischer" Ebene.

6. Die herrschaftliche Vernetzung brachte, insbesondere seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, verschiedenen Menschen im Dorf Möglichkeiten für neue Existenzweisen, die sie ergriffen. Allmählich boten Staat und kapitalistische Ökonomie Möglichkeiten, Zwängen im Dorf, der Festgeschriebenheit als "Unterschicht" im Dorf, zu entkommen, etwa durch Bildung, durch neue Berufsfelder, durch die Verteuerung und Verkaufbarkeit des Landes als Baugrund, durch neue Codes und Gruppierungen, an die die Leute sich anschließen konnten, durch Versichertheit bei Krankheit und für das Alter.

Abschließende Einschätzungen

Es fällt nicht leicht, aus dem bisher Dargestellten zu "klaren" Einschätzungen zu kommen, da meine InterviewpartnerInnen selbst sowohl in Hinblick auf ihr vergangenes als auch in Hinblick auf ihr gegenwärtiges Leben von Vor- und Nachteilen sprechen und diese abwägen. Lebensweisen an einem angenommenen Idealzustand zu messen, erscheint mir verhängnisvoll. Der Vergleich verschiedener Lebensweisen kann jedoch dazu verhelfen, scheinbare Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen, Irritationen zu erleben und dadurch

deutlicher zu spüren, was an der vertrauten Lebensweise nicht behagt. Der Vergleich eröffnet Alternativen, gibt Ideen für Veränderungen im "Kleinen".⁵¹ Die wichtigste Schlußfolgerung aus dieser Forschung ist, keine monokausalen Antworten zu suchen und keine schnellen Lösungen. Kaum ein Weg führt um den Dschungel der Perspektivenvielfalt, der Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Eindrücke und Erfahrungen, um den Dschungel der verwirrenden "Selbstreflexion" in der Verbundenheit mit dem Erforschten und Bedachten herum. Obwohl es hin und wieder gestattet sein muß, zu Höhenflügen abzuheben, die für eine Weile einen entspannenden Überblick über das "Ganze" ermöglichen. Menschen in Axams erfuhren ihre "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" in einer hierarchisierten, in herrschaftliche Zusammenhänge eingebundenen Version. Sie erlebten ökonomische und moralische Zwänge, politische und persönliche Katastrophen. Sie erzählten aber auch davon, daß diese "Kultur der lokal überschaubaren Existenzsicherung" trotz der Zwänge mehr Geborgenheit, Eingebundenheit, Verlässlichkeit, Gemeinsamkeit mit anderen Menschen bot im Vergleich zu dem, was sie heute erleben. Sie sprechen davon, daß sie trotz oder gerade wegen ihrer materiellen Armut zufriedener waren, daß sie sich über viele Dinge mehr freuen konnten. Andererseits schätzen und genießen sie nun im Alter ihre finanzielle Unabhängigkeit (von den Kindern) durch ihre Pensionen. Sie schätzen es, ihren Kindern und Enkelkindern finanziell helfen zu können. Sie sind froh über Ausbildungsmöglichkeiten, die sie ihren Kindern eröffnen konnten. Sie mögen ihre gut eingerichteten Wohnungen und Häuser, ihre Reismöglichkeiten. Trotz der positiven Bewertung sozialstaatlicher Abgesichertheit in den Interviews, die sich aus Erfahrungen von Menschen in Tirol in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ergeben, teile ich die vielfach formulierte Kritik an herrschaftlichen (staatlichen, internationalen, supranationalen, kirchlichen, ökonomischen) Vernetzungen. Auch wenn staatliche Herrschaft (v.a. seit den 70er Jahren in Form des "Sozialstaates") in Tirol für einige Jahrzehnte vielen Menschen Vorteile brachte, war sie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts (und in den Jahrhunderten davor) für die meisten Menschen in Tirol eine Last und in verschiedenen Weisen existenzgefährdend. Für den seit einigen Jahrzehnten erlebten "Wohlstand" mußten frühere Generationen (u.a. die meiner InterviewpartnerInnen) "Opfer" bringen. Mit einer Veränderung politisch-ökonomischer Prämissen, Vernetzungen und Einstellungen kann die Herrschaftseinbindung jederzeit wieder existenzgefährdend (unüberblickbar und unbeeinflussbar) für viele Menschen in Tirol werden (was sie an sehr vielen Orten auf der Welt gegenwärtig ohnehin ist). Wenn ein Gebiet einmal zum "Zentrum" des "modernen Weltsystems" gehört, bedeutet das nicht, daß das so bleiben muß. Die Verteilung von "Zentren", "Peripherien" und "Semiperipherien" auf der Welt richtet sich danach, wie profitable Austausch- und Ausbeutungsströme entsprechend den abstraktesten Vernetzungstechnologien gerade am vorteilhaftesten herzustellen sind. Die "soziale Absicherung" ist demgegenüber eher ein historischer "Zufall", eine historisch-kulturelle Besonderheit als ein Prinzip, auf das die Welt insgesamt sich hinbewegen würde.⁵² Menschen erfahren in "Kulturen der lokal überschaubaren Existenzsicherung (die, wie am Beispiel Axams gezeigt) keineswegs hierarchie- und herrschaftsfrei sein müssen, Zwänge und Restriktionen, denen sie entkommen können, indem sie sich an neue Codes anschließen. Es erscheint mir aber sinnvoller, darüber nachzudenken, wie es zu Hierarchien und Herr-

⁵¹Das "Große" anzugehen, wirkt aufgrund der bereits im "Kleinen" und am eigenen Leib erfahrbaren "Beharrungskraft" von Selbstverständlichkeiten schnell frustrierend.

⁵²Sparpakete, die begonnen haben, ihre "Wirksamkeit" zu entfalten, unterstreichen diese Einschätzung inzwischen.

schaften in konkreten Zusammenhängen kommt, und wie diese genau aussehen, um daran etwas ändern zu können, anstatt vor den erfahrenen Zwängen in eine zunehmende Anonymisierung von Abhängigkeitsverhältnissen zu fliehen und diesen damit keineswegs zu ent- rinnen.

Das Hinterfragen und verstehen Lernen des "moralisch" Anerzogenen an den ökonomischen Zwängen bildet meiner Einschätzung nach einen der Wege, um zu einem anderen Ver- ständnis und einem anderen Erleben von Abhängigkeit zu gelangen und damit zu anderen Verhaltensweisen. Die Auflösung/Veränderung des mit Schuld, Scham und Peinlichkeit be- hafteten "abendländischen" Ehrgefühls könnte aus dem Zustand der Verschuldung eine Haltung der Verantwortlichkeit entstehen lassen, könnte vom Reagieren zum Verantworten leiten.

Einige Sätze sind noch zu verlieren zu Menschen im bäuerlichen Bereich in Tirol in der Ge- gendwart. In den Ausführungen zur Tiroler Geschichte ging es um die herrschaftlich einge- führte Erbförm, die half, den individuellen Besitz bestimmter Männer zu garantieren, und angesehenere, wohlhabendere Bauern zu den Bestimmenden in den Dörfern zu machen. Die Lebensweise, das gesellschaftliche Selbstverständnis der Bäuerinnen und Bauern haben sich insbesondere seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Tirol sehr verändert. Eine nur mehr relativ geringe Anzahl von Menschen arbeitet noch ausschließlich in der Landwirt- schaft, und im Zusammenhang damit haben sich die gesellschaftlichen Machtzentren verla- gert. Viele Bauern und Bäuerinnen haben inzwischen begonnen, sich mit ihrem (seit einigen Jahrhunderten andauernden) Eingebundensein in eine für die Einzelnen schwer überblickba- re Agropolitik auseinanderzusetzen. Durch ihr Angewiesensein auf Natur-Zyklen, auf die Beschaffenheit des Bodens und auf das Wetter erfahren Bauern und Bäuerinnen die Zerstö- rung der menschlichen Lebensgrundlagen auf der Erde unmittelbar und unverdrängbarer als Menschen, die ihren Lebensunterhalt auf andere Art und Weise bestreiten.⁵³ Viele Bau- ern und Bäuerinnen verstehen sich selbst als Landschaftsschützer und pflegen ein sorgfälti- geres "Verhältnis" mit der Natur.⁵⁴ Insofern kann die Regelung, daß die Menschen, die im bäuerlichen Bereich aufwachsen und arbeiten, Land erben und bestellen, eine gewisse Si- cherheit dafür sein, daß dieses Land gut versorgt und nicht vollkommen vermarktet, ausver- kauft und der rückhaltlosen kommerziellen "Verwertung" zur Verfügung gestellt wird. Die Erbförm, die hier in Bezug auf ihre Entstehung und auf ihre gesellschaftlichen Folgen hin kritisiert wird, hat in der gegenwärtigen Situation ihre Vorteile.

Die männliche Monopolisierung des bäuerlichen Besitzes ist allerdings nicht zu rechtferti- gen. Viele Frauen verhalten sich gegenüber agropolitischen Innovationen, die die Ausbeu- tung des Landes intendierten und seine Verschmutzung und Verwüstung zur Folge hatten, skeptischer und widerständiger als die meisten Männer.

⁵³Ein "krasses" Beispiel: Nach dem Atomreaktorunfall in Tschernobyl waren Bauern bei ihrer Heuarbeit von radioak- tiver Strahlung besonders bedroht. Ein alltäglicheres Beispiel: Nach der erfolgreichen agropolitischen Propagierung von Kunstdünger in den 60er/70er Jahren waren manche Bäuerinnen und Bauern lange Zeit damit beschäftigt ihre Fel- der und Gärten, etwa durch das Verteilen von Mist, in "Handarbeit" bei der Regeneration zu unterstützen.

⁵⁴Ich spreche hier von der Landwirtschaft in Tirol, nicht von großen monokulturell-agroindustriell bewirtschafteten Gebieten.

Rezepte: Essen in Axams

Die Speisen, die hier kurz (ohne Mengenangaben) beschrieben sind, wurden in den meisten Haushalten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zubereitet. Sie werden von vielen Frauen jetzt noch gekocht, wenn sich auch die Ernährungsgewohnheiten inzwischen sehr verändert haben. Das Frühstück etwa besteht heutzutage im allgemeinen aus Kaffee, Brot, Butter, Marmelade. Die Mehlspeisen-Kost wird nicht mehr so regelmäßig zu Mittag gegessen. Blattln, Kiachl, Krapfen sind keine Alltagskost, Speckknödel sind kein Sonntagessen mehr. Die aufgezählten Speisen bilden keinen vollständigen Speiseplan, sie sind eine Auswahl, die sich v.a. an den im Text erwähnten Gerichten, ergänzt durch einige in der Arbeit nicht genannte, orientiert. Sie sollen einen Eindruck davon vermitteln, aus welchen Zutaten die Ernährung in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Axams bestand, und wie die Menschen diese Zutaten kombinierten.

Frühstück:

Brennsuppe (Einbrenn aus Schmalz und Mehl mit Wasser aufgegossen und mit möglicherweise vom Vorabend übrig gebliebenen Kartoffeln gestreckt)

Mus (eher in "besseren" Haushalten; gesalzene Milch kochen; Mais- oder Weizengrieß einrühren und quellen lassen; auf das fertige Mus Butterflocken geben; man machte es in Eisenpfannen, am Pfannenboden entstand eine Kruste, "Prinzen" genannt, die die Menschen als besonderen Leckerbissen empfanden)

Gerstenkaffee (Sonntag Morgen von den Frauen zubereitet: Gerste in Pfanne ohne Fett rösten, in Kaffeemühle mahlen, Pulver mit Wasser aufgießen; nach dem Krieg wurde Kaffee auch aus Zuckerrüben auf diese Art gemacht)

"Neiner" (=Neun Uhr Jause):

Neiner war das Essen am Vormittag, besonders wenn harte Arbeiten getan wurden, bzw. wenn die Menschen schon sehr früh zum Arbeiten aufgestanden waren (eventuell Speck und Brot, im Winter Tee, im Sommer Apfelsaft).

Mittagessen:

Ganz allgemein konnten die Frauen in ärmeren Haushalten weniger, in "besseren" Haushalten mehr Eier bei den im folgenden angeführten Speisen verwenden. Wenn in "besseren" Haushalten insbesondere für die DienstbotInnenkost wenig Eier verwendet wurden, so war das ein Indiz für Geiz, und Geiz beim Essen galt als Grund, im folgenden Jahr die Arbeitsstelle zu wechseln. In "besseren" Haushalten konnten außerdem mehr Butter, Käse, Speck verwendet werden. Es stand das ganze Jahr über Getreidemehl zur Verfügung, während in ärmeren Haushalten auch Maismehl als Ersatz und "zum Strecken" verwendet wurde.

Mehlspeisen:

Pauzn (auch als Nocken bezeichnet): Grießpauzn (in gesalzene, gezuckerte kochende Milch mit etwas Fett Grieß einrühren; auskühlen lassen; Pauzn=kleine Bällchen formen; in Butter-

schmalz backen), Gerpauzn (Mehl mit Hefedampfl, Zucker, Dotter, Fett und Milch mischen und schlagen; Teig rasten lassen; Pauzn formen; in heißem Fett schwimmend backen), Topfenpauzn (Topfen, gekochte passierte Erdäpfel und Mehl verkneten; Rolle formen und Pauzn abschneiden; in Fett langsam braten)

Nocken: Schwarzbeernocken (dicken Omelettenteig aus Mehl, Salz, Milch, Eiern machen; in Pfanne goldgelb backen und zerstechen; mit Beeren mischen), Kirschennocken (wie Schwarzbeernocken nur mit Kirschen)

Schmarrn: Grießschmarrn (gesalzene und gezuckerte Milch kochen, Weizengrieß einrühren; kalt werden lassen und in Butter braten), Kaiserschmarrn (Omelettenteig mit Rosinen braten und in Pfanne zerstechen), Brotschmarrn (Weißbrot in kleine Scheiben schneiden; Mischung aus Milch, Eiern, eventuell etwas Rum mit dem Brot verrühren; in Butter braten; Zucker und Zimt darüberstreuen)

Weitere Mehlspeisen: Milchnudel (Mehl, Eier, Salz, etwas Wasser verkneten; Teig auswälken und in Blätter schneiden, diese trocknen lassen; Nudeln schneiden; in Pfanne mit gesalzener und gezuckerter Milch einkochen lassen, immer wieder rühren; zum Schluß zerlassene Butter darübergießen), Weinnudel (Masse wie Grießpauzn; Nudeln formen; in Semmelbrösel wälzen und in Öl ausbacken; Wein und Wasser mischen und erhitzen; fertige Nudeln in diese "Weinsuppe" geben), Strauben (dicken Omelettenteig mit etwas Natron machen; mit Hilfe einer "Straubengaze", =Schöpfer mit einem Loch, in Form von Spiralen in eine Pfanne rinnen lassen und in Öl backen), Äpfelfleckerln (Apfelscheiben in dickeren Omelettenteig tauchen; in Fett backen), Fillaminiggilin (Gruipn=beim Schweineschlachten abgelassenes, gesalzenes und gekochtes Fett mit gedörrten Birnen und Mohn mischen; Omelettenteig damit füllen und ausbacken), Wuchtln (=Buchtl; aus Germteig Rolle formen und in Stücke schneiden; mit Schwarzbeer-, Preiselbeer- oder Marillenmarmelade füllen, auf Backblech geben und backen), Zwetschkenprofosn (Brot dünn schneiden, mit Pflaumenmarmelade bestreichen, je zwei zusammen, in Omelettenteig tauchen und ausbacken), Roggene Nudel (Roggenmehl und Weizenmehl mischen und salzen; in gekochtes Wasser, in dem Fett aufgelöst wurde, schütten, kneten; Blätter auswälken und zu Nudeln schneiden; in Pfanne mit etwas Fett zugedeckt backen; wenn sie braun werden etwas Wasser dazugeben; wiederholen, bis die Nudeln gekocht sind; zum Schluß etwas Rahm darüber und eindämpfen lassen)

Kartoffelspeisen:

Erdäpfelwürler (Erdäpfel in Schale kochen; kalt werden lassen, schälen, passieren, salzen; mit Mehl mischen und in Butter rösten), Kreaschl (bzw. Gröstl; Fleisch oder Wurststücke mit Zwiebel und Knoblauch anrösten; gekochte kalte Erdäpfel aufblättern, würzen und dazugeben; anrösten und zugedeckt etwas dünsten lassen)

Weiters:

Wurstnudel (früher selbstgemachte Nudeln wie bei Milchnudeln, später gekaufte Nudeln; Braunschweiger anrösten mit etwas Zwiebel; mit gekochten Nudeln mischen), Käsenudel (Käse mit gekochten Nudeln mischen)

Zuspeisen/Vorspeisen/Suppen:

Suppen: Brotsuppe (Schwarz- oder Weißbrot kleinschneiden und in Butter anrösten; in einer Schüssel mit Ei mischen und mit heißer Fleischsuppe verrühren; stehen lassen), Breznuppe (kann nur im Fasching gemacht werden und war auch beliebt als Frühstück oder als Abend-

essen; Axamer Faschingsbrezen kleinbrechen; in etwas Salzwasser kochen, abseihen; Rührei machen und unter Brezen mischen), dicke Nudelsuppe (Teig wie Milchnudeln, feinere Nudeln schneiden, in Einbrennsuppe kochen)

Vorrichta=Vorspeise: Farseilinsalat (am Vorabend Bohnen auslesen und über Nacht einweichen; in der Früh abseihen und in Wasser kochen bis sie weich sind; mit ringelig geschnittener Zwiebel, Salz, Pfeffer, Essig und Öl anmachen; eventuell vorher eingeweichte "Figg"=getrocknete Äpfelringe dazugeben)

Zuspeisen: Kirschsuppe (Kirschkompott mit im Sommer auf Brettern getrockneten Kirschen), Äpfel- und Birnenkompott (aus in Kränzen zum Trocknen in die Fenster gehängten Äpfel- oder Birnenscheiben), gschockte Milch (Milch an warmen Ort geben und stocken lassen; es geht schneller, wenn man etwas Säure vom letzten Mal dazugibt), Kiagl (weiße Bohnen über Nacht einweichen, kochen und zu Apfelmus dazumischen; zerlassene, braune Butter darübergießen). Man aß außerdem Salate und Zuspeisen aus Rohnen, Kraut (Krautfaß!), Karotten, verschiedenen Bohnensorten. Im Sommer gab es frisches Gemüse aus dem Garten oder auch vom Acker. Für den Winter konservierte man Kraut im Krautfaß, Obst in gedörrter oder getrockneter Form, und man hatte haltbare Sorten wie Bohnen oder Winteräpfel.

Samstags:

Kirschenmus (Mus mit Kirschen gemischt), Blattln (Teig aus Mehl, Rahm, Salz, Milch kneten, auswalken und Vierecke ausschneiden; in sehr heißem Fett schwimmend auf beiden Seiten backen, so daß sie wie Polster aufgehen), Krapfn (Teig wie Blattln, aber dünner auswalken; mit einer Mischung aus Pflaumenmarmelade, Mohn und Dörrbirnen füllen; ausbacken in nicht so heißem Fett), Kiachl (Germteig aus Weizenmehl, Dampfl, Fett, Ei, gekochten Erdäpfeln, Milch; Häufchen ausstechen, Kügelchen formen; in nicht zu heißem Fett backen), Hafeleskraut (wird zu Blattln und Kiachln gegessen; Weißkraut schneiden und kochen mit Kümmel und Salz; Knoblauch und Zwiebel in Butter braten und stauben; mit Wasser vom Kraut Kochen aufgießen, Essig dazu; zu Kraut rühren); da Samstag ein Putztag ist, gab es in bäuerlichen Haushalten oft schnell zuzubereitende Speisen wie Mus oder Milchreis.

Sonntags:

Leberknödelsuppe (Knödelbrot, passierte Leber, etwas feingehackten Knoblauch, Majoran, Salz, Pfeffer mischen, zu Knödeln formen in Salzwasser ziehen lassen und mit Fleischsuppe essen; früher nahm man zur Leber auch Schweinsfilz dazu; man aß diese Speise nach dem Schweineschlachten), Speckknödelsuppe (Knödel aus Knödelbrot, Eiern, Petersilie, angeröstetem Speck formen und in Salzwasser köcheln lassen).

Fleisch gab es in den meisten Haushalten nur, wenn geschlachtet wurde, zu Kirchtag ein Schaf, vor Weihnachten ein Schwein. Der nach dem Schweineschlachten geräucherte Speck wurde für die Speckknödel verwendet. Das Schweineschmalz sollte das Jahr über reichen. Von den geschlachteten Tieren wurde praktisch von der Haut bis zu den Innereien alles verwertet.

Marenda:

Im Sommer bei der Feldarbeit: Milch mit Brotbrocken, Apfelsaft

Nach harten Arbeiten: gschockte Milch mit Brotbrocken

An besonderen Feiertagen, in "besseren" Haushalten sonntags: Germgugelhupf

An Prozessionstagen: "a nuis Schmolz"=ein neues Schmalz (Weizenmehl dicker eingekocht mit zerlassener Butter drauf)

Abendessen:

Erdäpfelgerichte: Schöfeler (Pellkartoffel; werden mit Butter gegessen, später aß man auch Fisch aus Dosen und Streichkäse dazu), ogschmelzte Erdäpfel (Erdäpfel schälen in kleine Stücke schneiden und kochen; Zwiebel in Butter anbraten und über die Erdäpfel gießen; Spiegelei dazuessen), Erdäpfelgulasch (Zwiebel in Butter anrösten; Paprika dazugeben und aufgießen; kleingeschnittene Erdäpfel darin dünsten lassen, Salz und Pfeffer dazu)

Abends aß man auch oft Brennsuppe.

Vorabende zu Festtagen: Kiachl, Blattln, Krapfen mit Kraut